Meyer’s Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

———

Eilfter Band.

———

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

———

1844.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Inhalt ... 1
Urheberrecht ... 4
Lizenz: ... 4
Vorbemerkung des Herausgebers ... 5
Meinen Freunden! ... 7

Paris
CCCCLXXII. Die Börse in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 168
CCCCLXXVIII. La Morgue (das Findelhaus des Todes) in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 174
CCCCLXXXV. Der Triumphbogen de l'Étoile in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 178
CCCCLXXXXIII. Der Tuilerien-Palast in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 186
CCCCLXXXXVII. Die Napoleonssäule auf dem Vendomeplatze in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 194
DXVIII. Die Kirche St. Germain d'Auxerre*) in Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 199
Istanbul/Konstantinopel
CCCCLXXIII. Göksu oder das Thal der süssen Wasser bei Konstantinopel. ... siehe hierzu Bd. I, S. 282
CCCCLXXXXI. Skutari, die asiatische Vorstadt Konstantinopels. Sultan Selims Moschee. ... siehe hierzu Bd. I, S. 287
DXIII. in Karavanserai in Skutari. ... siehe hierzu Bd. I, S. 290
DXVII. Constantinopel*). ... siehe hierzu Bd. I, S. 293
Neapel
CCCCLXXIV. Die Solfatra bei Neapel. ... siehe hierzu Bd. II, S. 85
CCCCLXXX. Die Grotte des Pausilipp bei Neapel. ... siehe hierzu Bd. II, S. 88
CCCCLXXXVIII. Pozzuoli. ... siehe hierzu Bd. II, S. 90
DVIII. Vico in der Bay von Neapel. ... siehe hierzu Bd. II, S. 95
Lowther Castle
CCCCLXXV. Lowther-Castle in Westmorland. ... 8
Zürich
CCCCLXXVI. Zürich. ... 12
Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich. ... 16
Schweizer Bilder. I. Zürich. ... 26
Der Gotthardpaß
CCCCLXXVII. Die Straße über den Gotthardt und die Teufelsbrücke in der Schweiz. ... 31
Das Reusstal
CCCCLXXIX. Das Reussthal. ... 37
Bangor/Wales
CCCCLXXXI. Bangor in Wales; die Schieferbrüche; Conway-Castle. ... 38
Der Große St. Bernhard
CCCCLXXXII. Das Hospiz auf dem grossen St. Bernhard. ... 43
Mount's Bay
CCCCLXXXIII. Die Mountsbay in Cornwallis ... 47
Le Puy-en-Velay
CCCCLXXXIV. Die St. Michaels-Kirche in Velay (Frankreich.) ... siehe hierzu Bd. VI, S. 123

Bad Kissingen
CCCCLXXXVI. Der Raggozzi-Brunnen in Kissingen. ..... siehe hierzu Bd. VII, S. 143
Die Boyneburg
CCCCLXXXVII. Die Boyneburg in Hessen. 50
Der Hohentwiel
CCCCLXXXIX. Hohentwiel in Oberschwaben. 55
Neuchâtel/Neuenburg
CCCCLXXXX. Neufchatel. 59
Forte di Fenestrelle
CCCCLXXXXII. Fort Fenestrelles..... 61
Dublin
CCCCLXXXXIV. Dublin..... siehe hierzu Bd. IV, S. 120
Hannover
CCCCLXXXXV. Hannover. 64
Das Leibnitzhaus in Hannover. 68
Baden-Baden
CCCCLXXXXVI. Das alte Schloss Baden. 71
DXXXXIII. Baden-Baden. 73
DCCXIII. Das Baden-Baden von heute. 81
DCCLXV. Die Geroldsauer Kaskade bei Baden-Baden..... 87
Goldgräbereien. […] Konversationssaal in Baden-Baden. 89
Die Burg Hohenzollern
CCCCLXXXXVIII. Burg Hohenzollern. 90
Devil's Bridge/Pont-ar-Fynach
CCCCLXXXXIX. Pont-Y-Monach, die Teufelsbrücke, in Wales. 95
Schloß Wallsee
D. Schloss Wallsee in Oesterreich. 98
Salzburg
DI. Mozart's Geburtshaus in Salzburg..... siehe hierzu Bd. VI, S. 172
Strasbourg/Straßburg
DII. Strassburg. 101
DLXIII. Das Münster in Strassburg. 110
Straßburg. 116
Schloß Wackerstein
DIII. Schloss Wackerstein..... 124
Birmingham
DIV. Birmingham. 126
Ioannina
DV. Janina in Albanien. 132
Swischtow
DVI und DVII. Sistow und die Veteranische Höhle in der Türkei. 137
Grein
DIX. Der Donauwirbel unterhalb Grein in Oesterreich. 143
DCXXXIII. Markt St. Nicola in Oberösterreich. 146
Ram
DX. Die Grenzveste Roma in Serbien. 149
Portsmouth
DXI. Portsmouth. 151
Barcelona
DXII. Barcelona. 155
Wieliczka
DXIV. u. DXV. Die Salzbergwerke von Wielitzka. 161

London
DXVI. Die neue Börse von London.....siehe hierzu Bd. II, S. 332
Der Rheinwaldgletscher
DXIX. Der Rheinwaldgletscher und die Quelle des Hinterrheins. 168

Urheberrecht

Die durch den Bearbeiter erstellten Inhalte unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des Bearbeiters. Downloads und Kopien dieses Werks sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die hier präsentierten Inhalte nicht vom Bearbeiter erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter benannt. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden derartige Inhalte umgehend entfernt.

Lizenz:

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran. Ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe“.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-practische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

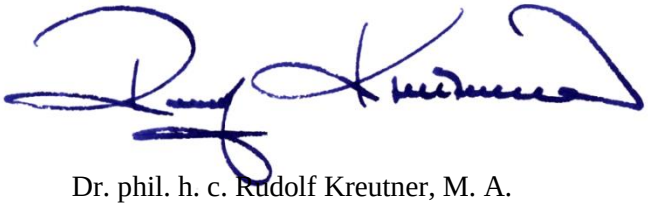
Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.



Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]f.

Meinen Freunden!

Zehn Jahre liegen im ewigen Schlafe, seit ich zuerst durch dieses Werk zu Euch gesprochen. Noch zehn Jahre: – und mein Buch ist geschlossen; ich ruhe dann wahrscheinlich mit Tausenden von Euch vom Gange des Lebens aus. Noch hundert Jahre: – und selbst mein Name wird vergessen seyn und nicht mehr genannt werden unter den Menschen, die ich so sehr geliebt. Verhallt ist mein Daseyn, wie ein Laut von gestern, und die Spur meiner Erdenwanderung verwischt, wie der Tritt der flüchtigen Gazelle in der Wüste.

Aber das Kleinod und Erbtheil der Geschlechter bleibt – die ewige **Wahrheit** und das ewige **Recht**. **Wirken** ist **Leben**. Wer also für das **Ewige** wirkt, lebt **ewig**. Seht, Freunde! so kann ich mir, wie jeder andere Mensch, meine Unsterblichkeit selbst machen. – Gönnt mir immerhin den Glauben, daß ich nicht umsonst gelebt, und haltet mich um dieses Glaubens willen nicht für eitel. Die Geschichte wird nie meinen Namen nennen. Nach Ehrenkränzen habe ich nie getrachtet; ich sammelte niemals, was die Welt das Höchste achtet. Ich hätte es wohl gekonnt. Daß ich es nicht gethan, das wird verwandten Geistern, die mich verstehen, kein Räthsel seyn.

Wir leben in einer warmen Zeit voll stiller Gährung und geräuschloser Wandlung. Es ist keine Thatenzeit, die in froher, wilder Begeisterung niederreißt, was Jahrhunderte gebaut, und die Völker läuternd durcheinander rüttelt; auch keine rächende Zeit, welche die Nemesis[4] gegen das Unrecht auf die Erde ruft. Mit der Natur der Gegenwart zu hadern, ist immer Thorheit. Der verständige Mann bestellt den Boden, wie es dieser fordert, und vertraut seinem Schooße den Saamen an, der sich für ihn eignet. So habe ich gethan; so werde ich künftig thun.

Mein Bund mit Euch, Ihr Freunde! soll im neuen Jahrzehnt der alte bleiben. Unter allen Tugenden ist die höchste die Treue. Wir wollen beständig seyn. Ja, wäre auch für Gottesfurcht, Recht und Freiheit auf Erden kein Tempel mehr zu finden, so müssen sie doch in unsern Herzen ihre Altäre haben, und müßte auch mein schwaches Wort für sie verstummen, so sollt Ihr zwischen den Zeilen lesen, und wir werden uns doch verstehen.

Meyer.

[4] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]"), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 15-18.

CCCCLXXV. Lowther-Castle in Westmorland[5].

Das Junkerthum ist die Fabel und der Spott der Zeit geworden. Die Thorheit des leeren Hochmuths auf adeliche Geburt, die Aufgeblasenheit hohler Eitelkeit, die anmaßliche Ueberschätzung blos konventioneller Vorzüge wecken unser Mitleid, und der Trödel äußerer Auszeichnung einer Kaste, welche im langweiligen Müßiggange der Höfe auferzogen ist, oder welche die höchsten Stellen, durch Privilegium, mit kahler, flacher, platter Gemeinheit, ohne Spur von rechter Würde, hoher Gesinnung und tüchtigem Geiste, einnimmt, erregt unsere Verachtung. Wo der Adel keine höhere Geltung ansprechen kann, als die, welche ihm Diplome, Hofkalender und Ordensverzeichnisse gewähren, da wird man ihn mit Recht als ein Aftergebilde, als ein widerliches Geschwür am Leibe der Zeit ansehen, das, überreif, abgelöst zu werden verdient, damit das Ganze zur bessern Gesundheit erblühe. Solcher Adel stellt sich als ein innerer Feind des staatlichen Lebens dar; er ist ein Krankheitsstoff, die Ursache und zu gleich das Zeichen des Siechthums. Er ist ein Unrecht, welches zu vernichten das Recht Beruf hat; er ist kein Band, sondern ein trennender, spaltender Keil zwischen Fürsten und Völkern, der herausgeworfen werden muß; er ist ein schädliches Element im Staatsleben, das keine Gnade vor der Meinung findet.

Ehrwürdiger steht ein an Geist wie an Gütern reicher Adel da, der, eben so von der Gnade der Krone wie von der Gunst des Volks unabhängig, seine höchste Geltung durch persönliche Verdienste sucht. Einer Aristokratie, welche nicht blos Träger historischer Erinnerungen ist, sondern vielmehr Bewahrer der Ehre, des edeln Stolzes, der verständigen Würde und der unabhängigen Gesinnung in sicherem Selbstgefühl; einer Aristokratie, die, wie auf Besitz, so auf Tradition gegründet, unter dem Schirm freier Landesverfassungen, in ihrem Kreise von dem, was die Nation Ausgezeichnetes und Tüchtiges hat, ein reichliches Theil enthält; einer Aristokratie, welche erblichen Rang und Reichthum mit Fähigkeit und Willen zu allem Rechten, Großen und Gemeinnützigen paart; einer Aristokratie endlich, die es nicht unter ihrer Würde hält, durch Gewerbthätigkeit ihren Wohlstand zu vermehren und mit dem Bürgerstand den Wettlauf nach einem Ziele zu wagen: einem solchen Adel kann man sein gehöriges Maß von Ehre in allen Staaten gönnen.

England hat unter so vielen Vorzügen auch den, einen Adel zu besitzen, der seiner hohen Stellung, die ihm dort eingeräumt ist, seiner Mehrzahl nach nicht unwürdig ist. Er ist dabei unermeßlich reich. Um aber von seinem Reichthum eine richtige Vorstellung zu gewinnen, muß man ihn auf seinen Landsitzen aufsuchen. Die Menge solcher, deren sich kein Monarch der Erde zu schämen brauchte, ist in der That staunenerregend und macht die fabelhaften Sagen vom Luxus der britischen Aristokratie zur Wahrheit. Wie die Großen der weltbeherrschenden Roma dereinst auf ihren Villen Alles vereinigt hatten, was Kunst und Pracht Bezauberndes und Schönes hervorbringen konnten, Alles, was Herrliches und Kostbares irgendwo aufzufinden war, so hat der britische Adel in seinen Schlössern Alles versammelt, was das Leben angenehm und genußreich zu machen und den gebildeten Geist zu befriedigen vermag. Nicht auf des Schwerdtes Spitze hat er die Schatze der Kunst in seine Heimath getragen, wie einst die Römer es gethan; er hat sie rechtlich erworben und von der übrigen Welt um sein Gold getauscht.

Die Grafschaft Westmoreland, eine Landschaft, die einem großen Parke gleicht, ist mit schönen Edelsitzen besonders gesegnet. Lowther-Castle ist unter allen die Perle. Es gehört der Familie Low-

[5] 1974 wurde Westmorland zusammen mit Cumberland sowie Teilen von Lancashire und Yorkshire zur neuen Grafschaft Cumbria vereinigt.

ther, einer der begütertsten und einflußreichsten des Landes. Der Senior des Hauses[6], der an den Titel eines Grafen von Lonsdale die Pairswürde[7] knüpft, hat daselbst seinen Wohnsitz.

Lowther-Castle war bis zum Jahre 1685 eine anspruchlose ritterliche Wohnung. Damals begann Viscount Lowther[8], zu jener Zeit Minister und Großsiegelbewahrer, die Anpflanzung des Parks. Er fand dazu auf seiner Besitzung günstiges Terrain: tiefe Thalschluchten und hohe Felswände, rauschende Waldbäche und stille Seen, Ruinen alter Burgen und Abteien, Höhen mit weiten Aussichten, grasreiche Thäler und heimliche Gründchen. Mit glücklichem, zartem Sinn für's Schöne der Natur und mit großartigem Geiste machte er die schönste Parkanlage im nördlichen England daraus. Die Erbauung des Schlosses aber im gothischen Styl, dessen Ansicht uns im Bilde erfreut, wurde vom Vater des jetzigen Besitzers[9] im Jahre 1808 nach dem Plane und unter der Leitung des berühmten Architekten Smirke[10] begonnen. Es ist mit einem Aufwand von fast 200,000 Pfund Sterling[11] 1815 vollendet worden.

Das Schloß steht fast in der Mitte des Parks, der mehre Quadratmeilen[12] umfaßt. Schon die Fahrt durch denselben gewährt hohen Genuß. Auf mit feinem Kies bestreuten und festgewalzten Wegen rollt sanft der Wagen durch Wald und Grund, bald einem See entlang, bald über aussichtreiche Hügel, bald an Felswänden weg, von denen plätschernde Caskaden durch das Grün des Laubes glitzern, oder an der Seite murmelnder und schäumender Bäche. Der Wald selbst bietet immerwährende Abwechselung. Bald ist er ein hochwipflicher Eichenhain, bald ein dunkles Buchengewölbe, bald ragen hundertjährige Tannen himmelan, bald zeigt er junge Dickichte, bald die dünnen Bestände schlanker, haarhäuptiger Birken, bald ist's die dunkle Kiefer, welche freundliche Gründe und bunte Bergwiesen beschattet und besäumt. Auf jedem Grasfleck des Waldes sieht man den edlen Dammhirsch weiden, in allen Büschen hüpft der scheue Rehbock und schwärmen Fasanen mit prächtigem Gefieder. Dann und wann öffnet sich der Wald zum kurzen Fernblick auf das Schloß; aber immer zeigt es sich nur theilweise, gleichsam um das Verlangen zu steigern, nicht es zu befriedigen.

Eine noble Auffahrt leitet zum Hügel, auf dem das Schloß steht. Ueber eine weite Fläche jenes saftigen, sammetnen Grases, das die englischen Landsitze überall umgibt und ein Produkt sorgfältiger Pflege ist, über jene *Lawns*[13] hin, die mit Baumgruppen und kleinen Seen voller Schwäne und anderem Geflügel bestreut sind, rollt der Wagen zum Schloßplatze, wo sich der herrliche Bau vollständig entfaltet. Die Hauptfaçade hat eine Länge von nicht weniger als 500 Fuß[14]. Aber diese ungeheure Steinmasse mit ihren Thürmen hat dennoch nichts Drückendes; die Schönheit und Harmonie der Verhältnisse, die Zierlichkeit, Reinheit und Mannichfaltigkeit der Dekorationen machen das Gebäude, im Widerspruch mit seiner Masse, so leicht. – Je länger man es betrachtet, desto mehr Wohlgefallen erregt es.

Das Innere des Schlosses schwächt die Bewunderung nicht, die sein Aeußeres hervorrief. Durch das hohe Wappenthor tritt man in eine 60 Fuß lange und 30 Fuß tiefe zierlich-gewölbte Halle, deren Fenster bunte Malereien haben und an deren Wänden, in Nischen, ritterliche Rüstungen aufgestellt sind. Eine sehr breite steinerne Treppe mit künstlich gearbeitetem Geländer führt hinauf in die obere Vestibüle, von der die mit Statuen und Waffen geschmückten Corridors zu beiden Seiten auszweigen. Alle Fußböden dieser äußern Räume sind, mosaikartig, aus kleinen Platten von buntem Marmor kunstreich

---

[6] William Lowther, 2nd Earl of Lonsdale (1787–1872).

[7] Adelige, die das Recht auf einen Sitz im brit. Oberhaus (House of Lords) haben; die Familienangehörigen gehören jedoch de jure nicht automatisch dem Adel an, wie dies auf dem Festland üblich war.

[8] John Lowther, 1st Viscount Lonsdale (1655–1700).

[9] William Lowther, 1st Earl of Lonsdale (1757–1844).

[10] Das Schloß war in den Jahren 1806 bis 1814 nach Plänen von Sir Robert Smirke (1780–1867) erbaut worden.

[11] Das brit. £ entsprach das gesamte 19. Jhd. über einem Gegenwert von ca. 10 €; erst nach dem 2. Weltkrieg verlor es langsam, aber stetig an Wert. Bis 1971 entsprach 1 £ 20 Shilling (s); auf 1 Shilling gingen wiederum 12 Pence (d).

[12] 1 sqmi bzw. mi^2 entspricht ca. 2,58999 km^2.

[13] Engl., Rasenflächen.

[14] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den engl. zu 30,48 cm meint.

gefügt. Der Corridor zur Rechten führt zu den Salons und Gemächern der Gräfin[15]; auf der linken Seite sind die Wohnungen des Hausherrn, der große Speisesaal und die Bibliothek. Letztere enthält in vortrefflich geschnitzten eichenen Schränken Alles, was ein gebildeter Geist zum Studium oder zum Genuß wünschen mag. Zwei kleine Kabinets nebenan sind mit den gewähltesten Seltenheiten der Kunst angefüllt, ein drittes Zimmer enthält physikalische und chemische Apparate, und auf einem Thurme befindet sich ein Observatorium. Neben dem Speisesaal und dem großen Gesellschaftszimmer läuft ein Gewächshaus hin, durch Wände von Spiegelglas geschieden, so daß, während der Blick von der einen Seite in's Freie geht und sich der heimathlichen Wälder und Bergformen erfreut, er im andern Augenblicke auf Palmen ruhen und die lachenden Kinder der exotischen Flora mustern kann. Die Möblirung der Zimmer ist dem Baustyl angemessen. Kostbare Hautelisse[16] bekleidet die Wände, um alle Thüren und Fenster rankt und windet sich eichenes Schnitzwerk; die Decken sind von eingelegter Arbeit, die Möbels von Rosen- und Cedernholz kunstreich geschnitten und mit Stickereien in Seide und Sammet überdeckt; werthvolle Gemälde in alterthümlichen goldenen Rahmen hängen an allen Wänden. Manches Bild sieht man hier, das zu dem Besten der Malerei gehört; namentlich schöne Portraits von Vandyck[17] und Reynolds[18].

Ich sage nichts von den Gärten mit ihren Blumenterrassen, ihren Gewächshäusern, Laubenarkaden, springenden Wassern, Traubengeländern und Fruchtbäumen unter Glas; auch nichts von den prächtigen Marställen und den zierlichen Wohnungen der gräflichen Meute, die von goldbordirten Menschen bedient wird und einer sorgfältigeren Pflege genießt, als die Kinder in jedem Waisenhause. Nur die „*Aviary*“[19] laß mich noch erwähnen! Denke Dir weite Räume mit kleinen Weihern, Boskets und Grasplätzen, Alles mit dünnen Drahtgeflechten um geben, in welchen man herumspazieren kann, und wo Dir auf jedem Tritt Kolibri's und Paradiesvogel entgegen flattern und Du die buntgefiederten Papageien auf den Zweigen schaukeln siehst. Dir ist's, als träumtest Du ein arabisches Mährchen, und doch ist's Wirklichkeit.

Wäre dieses Feenschloß das einzige in England, so würde es als ein Wunderwerk gelten; aber es ist nur eins von den Hunderten, in denen der englische Adel größere, gediegenere Pracht zur Schau stellt, als viele Könige thun können, und dabei die Annehmlichkeiten des stillen Privatlebens genießt. Wie doch die Zeiten sich geändert! Noch vor 400 Jahren wäre kein Monarch Englands im Stande gewesen, nur ein solches Schloß so herzustellen und auszustatten; jetzt führt's der einfache Edelmann aus. Und wie lange wird's dauern? so thut's ihm der Fabrikherr nach, oder er thut's ihm vielleicht zuvor. Dies ist keine Schattenseite der Zeit und wir dürfen uns derselben freuen.

[15] William Lowther, 2nd Earl of Lonsdale (siehe hierzu S. 12, Anm. 6) war niemals verheiratet, hatte aber drei illegitime Kinder.

[16] Frz., gewirkter Wand-, Bildteppich.

[17] Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641).

[18] Joshua Reynolds (1723–1792).

[19] Engl., Voliere, also ein Vogelhaus.

CCCCLXXV
C. Reiss del.
T. Barber sc.
LOWTHER - CASTLE
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 19-22.

CCCCLXXVI. Zürich.

Auf dich haben das Aug' die beschützenden Götter gewendet,
Liedergefeierte Stadt, Zier des schönsten Gefilds;
Immer verdiene den Schutz, damit du ihn sicher behaltest;
Immer gedenk' des Berufs, Leuchte der Freiheit zu seyn.[20]

Die Lage dieser heitern Stadt, hart an der grünlichen Limmat und an der Spitze eines Sees, der unter allen Schweizer Wasserbecken die meisten Reize an seinen Ufern vereinigt, im Schooße theils lachender und anmuthiger, theils wilder und abenteuerlicher Gebirgsformen, wird stets die Blicke des Reisenden festhalten, und hätte er ganz Europa durchzogen. Es ruht auf Zürich ein eigner Zauber. Nicht blos die Natur verleiht ihn; er wird auch durch das höhere Interesse der Humanität genährt, das sich an Zürichs Namen knüpft. Zwingli[21], Lavater[22], Geßner[23], Pestalozzi[24] und viele andere hervorragende Geister, die der Menschheit als wohlthätige Gestirne leuchten, waren aus Zürich, oder fanden da ihren Wirkungskreis.

Zürich ist nicht groß. Eine hübschgebaute Stadt von 15,000 Einwohnern würde in manchem andern Lande kaum bemerkt werden; aber in der Schweiz nimmt sie den ersten Rang ein und steht selbst höher im Ansehen, als das größere Bern. Die Schweiz, der Republikenbund, kann keinen Centralpunkt des schweizerischen Lebens anerkennen; wo Alle gleich berechtigt sind, zugesteht man Keinem den Vorzug. Aber demungeachtet wird Niemand leugnen, daß sich in Zürich die größte Masse von schweizerischer Intelligenz und Bildung vereinigt findet, daß das schweizerische Leben hier seine größten Schlagadern hat, und Zürichs Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten des Bundes, wenn auch kein leitender, doch ein sehr mächtiger ist. Zürich ist der rührigste Heerd für schweizerische Entwickelung und Fortschritte, was besonders in unserer Zeit sich dargethan. Nicht minder entwickelt Zürich in kosmopolitischen und allgemeinen Beziehungen eine Regsamkeit und Geltung, die Erstaunen hervorbringt. Die kleine Stadt hat mehr Gesellschaften für philantropische und wissenschaftliche Disciplinen, als manche große Hauptstadt, und der Vereine für gelehrte Zwecke sind hier sogar mehr, als in München und in Petersburg[25]. Bildung, Wissensdurst und Forschungseifer sind nicht das Gut einer Kaste, sondern aller Züricher; und der Handwerker und Fabrikant, der Gutsbesitzer und der Militär nehmen an den

---

[20] Ziemlich willkürlich zitiert nach einem Ephesus-Epigramm des Duris (griech. Δουρῖδος Douridos) in der „Anthologia Graeca": „ποῦ δὲ σαωτῆρες τότε δαίμονες ἔτραπον ὄμμα; \ αἰαῖ τήν Ἰάδων πολλόν ἀοιδοτάτην. \ Κεῖνα δὲ κύμασι πάντα κυλινδομένοισιν ὁμοῖα \ εἰς ἅλα σὺν ποταμοῖς ἔδραμε πεπταμένοις. / Wohin das Aug die beschützenden Götter gewendet, \ Liedergefeyerte Stadt, Zier der Ionischen Flur? \ Gleich aufwogender Fluth, so rollte der Menschen Besitzthum \ Auf dem unendlichen Strom nieder zur Tiefe des Meeres." (in der Übersetzung von Friedrich Jacobs; 1764–1847).

[21] Der Züricher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531).

[22] Der Züricher Pfarrer und Schriftsteller Johann Caspar Lavater (1741–1801).

[23] Der Züricher Idyllendichter Salomon Gessner (1730–1788). Der unsignierte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[24] Der Züricher Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827).

[25] Russ. Санкт-Петербург, Sankt-Peterburg, von 1914 bis 1924 Petrograd (russ. Петроград, „Peterstadt"), von 1924 bis 1991 Leningrad (russ. Ленинград, „Leninstadt").

socialen und wissenschaftlichen Bewegungen eben so innigen und werktätigen Antheil, als anderswo die Leute vom Fach, die Staatsmänner und die Gelehrten.

In einem Gemeinwesen, wie das Züricher, ist es natürlich, daß freie Bürger für ihre Gemächlichkeit wie für ihr politisches Wohl sorgen. Das kleine Zürich hat Hunderttausende auf die Verschönerung der Stadt und ihre Umgebung verwendet; noch größere Summen auf Werke des öffentlichen Nutzens und der Wohlthätigkeit. Wenn es irgend einem Zweck zur Erweiterung seiner intellektuellen Geltung, zur Vermehrung der Mittel für allgemeine Bildung gilt, so schont es keine Opfer, und kein Aufwand ist ihm zu groß. Selbst die enormen Kosten einer Universität[26] hat das kleine Gemeinwesen zusammengebracht und die Zierden der Wissenschaften aus vielen Ländern zu ihren Lehrern berufen. Schönlein[27], Oken[28] lehrten oder lehren noch auf der Züricher Hochschule.

Salomon Gessner
(siehe hierzu S. 12, Anm. 23).

In einer Monarchie können ein stehendes Heer, ein glänzender Hof, tausend Ausgaben einer nie befriedigten Phantasie, oder einer noch kostbarern, eitlen Uepdigkeit die Schätze verarmender Länder erschöpfen, ohne Etwas zum Glücke der Unterthanen beizutragen. Mit dem Bache, welcher die Auen des Landmanns tränkte und dem nun geheißen wird, aus der Schaale eines marmornen Flußgottes zu plätschern, oder aus den Rachen von Delphinen zu springen und die Luft zu erfrischen: mit diesem Bache wird das Mark einer Provinz in einen Fürstengarten geleitet; oder eine Festung, ein Zeughaus, eine Kaserne fressen Millionen, die man durch tausenderlei Preßmaschinen und Saugpumpen einem Lande zu entziehen weiß. Nicht so in diesen kleinen Republiken, wo ein jeder Bürger seinen Antheil am Regiment hat. Da sind die Abgaben gering, fast unfühlbar; der Staat aber ist dennoch reich. Den Züricher Staat kräftigt eine weise Oekonomie und seine Finanzen waren von jeher geordnet und blühend. Alle öffentlichen Anstalten und Gebäude bezeugen dies; sie sind der Würde eines edlen Freistaats angemessen. Sein größtes Lob aber ist der allgemeine Wohlstand unter seinen Bürgern. Man sieht keinen Bettler und die verhältnißmäßig wenigen Armen sind durch mildthätige Anstalten reichlich bedacht.

Der Staat besitzt einige Domainen, deren Ertrag durch die geringen Abgaben vergrößert wird, welche auf dem Eigenthum haften. Die Hauptsteuer ruht auf demjenigen Besitz, welcher in vielen monarchischen Staaten am wenigsten besteuert ist, auf dem Kapital nämlich, welches in Handel und Gewerben eine nutzbare Anlage findet. Von jedem tausend Franken seines Betriebskapitals zahlt der Kaufmann, der Bankier, der Fabrikant jährlich eine gewisse Rate. Diese Abgabe trägt eine hübsche Summe ein, ein Beweis, wie vermögend die Bürger sind und wie bedeutend Industrie und Verkehr sich hier entfalten. Immerhin werden in monarchischen Staaten die Züricher Staatseinkünfte klein erscheinen; sie sind jedoch mehr als hinreichend in einem Lande, dessen öffentliche Diener keinen Gehalt nehmen, welches keine Soldaten unterhält und dennoch über vierzig tausend geübte und gewaffnete Krieger, also ungefähr den fünften Theil des Heers der ganzen Eidgenossenschaft, binnen 24 Stunden ins Feld stellen kann. Das Züricher Zeughaus enthält Rüstzeug für 50,000 Mann. Knaben werden hier schon mit den Waffen vertraut. Sonntag Nachmittags übt sich in jedem Orte des Kantons die junge

[26] Die Gründungsfeier hatte am 29. April 1833 stattgefunden.

[27] Der Mediziner Johann Lucas Schönlein (1793–1864); der liberale Universitätsprofessor hatte am 17. November 1832 aufgrund von Denunziationen in Zusammenhang mit dem „Hambacher Fest“ seine Würzburger Professur verloren und war nach Zürich geflohen, wo er von 1833 bis 1839 als Professor für klinische Medizin wirkte.

[28] Der Naturforscher Lorenz Oken (eigentl. Lorenz Okenfuß; 1779–1851); 1807 an die Jenaer Alma Mater als a. o. Professor berufen, war er wegen der Herausgabe der polit. Zeitschrift „Isis“ 1819 entlassen worden, worauf er zunächst nach Basel und – nach kurzer Rehabilitierung in München – schließlich 1833 nach Zürich wechselte, wo er bis zu seinem Tode eine ordentlicher Professor für Naturgeschichte innehatte.

Mannschaft. Keiner darf heirathen, bevor er Montirung[29], Gepäck und Gewehr, von prüfungsbeständiger Beschaffenheit, und das Zeugniß der Reife im Waffendienst aufweisen kann. Die Schützenvereine (jedes Dorf hat welche) geben der Schweiz erfahrene, geübte Schützen, die ihr Ziel auch im ernsten Spiel des Kriegs nie verfehlen. Eine solche Wehrverfassung, ein Land, das zur Vertheidigung geschickt ist, und der Stolz der Freiheit machen die Schweiz gefürchtet und sichern ihre Unabhängigkeit inmitten übermächtiger Nachbarn. Die Schweizer Republik ist im europäischen Konzerte ein Mißton; sie wäre längst geopfert, wäre die Furcht vor ihr nicht größer, als die Unbequemlichkeit.

Man gibt sich viele Mühe, die so häufig vorkommenden Raufhändel der Schweizer der übrigen Welt als Beweise hinzustellen, daß die republikanische Regierungsform die untauglichste und unbequemste sey. Bei alten Weibern und Spießbürgern, welche in Volksbewegungen nichts sehen, als beunruhigende und erschreckende Straßentumulte, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken, bei diesen mag das Gerede fruchten. Der Mann aber, dem das Herz warm und der Kopf klar sind, denkt anders. Er preist die Schweiz mit allen ihren Gebrechen glücklich. Warum sollte er es nicht? Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten eines Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen einen Häusler mit Weib und Kind erschlagen: ist es darum die Schuld des Frühlings und ist darum dem Frühling zu fluchen ? Ist’s nicht vielmehr die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat? Ist aber deshalb ein ewiger, unveränderlicher Winter mit seiner Stabilität und dem stillen, ruhigen Gang der Dinge dem belebenden Frühling vorzuziehen?

Wen erquickt das rührige Bild des Schweizerlebens, trotz der Raufereien, nicht mehr, als eine stille, russische Winterruhe, oder das Maschinen-Getriebe der Ordnung in despotisch beherrschten Ländern? Ich finde Harmonie in jener rüstigen, herausfordernden Beweglichkeit des schweizerischen Lebens mit dem Schweizerlande. Eine erhabene Natur im Kampfe gegen den Trotz der Menschen und von diesen besiegt; Krieg der Elemente in den Abgründen, wo Sturzbäche wüthen; Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; warum nicht auch fauststarke Meinungen, die sich einander bekämpfen? Ich gewahre keinen Widerspruch. Ohne diese Streitlust, die am Ende nichts ist, als ein ächt-germanisches Erbe, hätte ja die abgefeimte, ränkevolle Diplomatie des einfachen Hirtenvolks Kindersinn längst umstrickt und gefangen, und die schweizerische Freiheit wäre schon lange zum Fratzenbild geworden, des Verhöhnens werth. Wir haben Freiheit genug auf der Eselsbank sitzen; daß die schweizerische auf derselben fehlt, ist ein Glück, nicht blos für die Schweiz, sondern auch für die Welt. –

[29] Montur, Uniform.

CCCCLXXXVI
C. Reiss del.
B. Metzeroth sc.
ZÜRICH
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 246-255.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [213]-220.

Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich.

Stolz und kühn steht der herrliche Bau da; er ruht auf mächtigen Mauern und läßt Luft und Licht in vollen Zügen einströmen, eine ächte Burg freier Wissenschaft. Hoch über dem bunten Treiben der Straßen und des Alltagslebens ragt das neueste große Werk Sempers[30] hinaus und begrüßt die morgenrothen Bergesgipfel, diese leuchtenden Zinnen der freien Helvetia, diese granitne Brustwehr schweizerischer Freiheit. Scheint doch die erhabene Stelle anzudeuten, daß es hier sich darum handelt, Welt und Leben im großen Ganzen zu erfassen, fern von aller Beschränktheit und Einseitigkeit kleiner irdischer Bestrebungen, so wie, daß hier ganze Menschen gebildet werden sollen, die nicht nur tüchtig im Einzelnen sind, sondern all ihr Thun und Treiben anknüpfen sollen an das höhere Gesetz freier, humaner Bildung.

Es ist ein eigenthümliches Ding um die schweizerische Volksschule, so mannigfaltig in ihren Erscheinungen wie das Leben selbst. Selten treten größere Gegensätze auf, als auf diesem Gebiete; eine Schule im Kanton Unterwalden ist ein ganz anderes Ding, als eine solche im Kanton Zürich. Der Unterschied vorgerückter Bildung, wie er auf allen Gebieten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens in der Schweiz sich kund gibt, hat auch in diesem Kreise die eigenthümlichsten Gestaltungen erzeugt und der große Fortschritt, den die gebildeten protestantischen Kantone vor ihren katholischen Genossen voraus haben, bei welchen letzteren die Volksschule noch ganz in den Händen des Klerus liegt, zeigt sich auch hier in augenscheinlicher Weise. In welch patriarchalischen Zuständen das schweizerische Volksschulwesen noch vor wenigen Jahren sich befand, das kann ich durch ein kleines Genrebild aus meiner eigenen Erfahrung anschaulich machen.

Im Herbste des wunderlichen Jahres 1848[31] machte ich als flotter Student eine Ferienreise in die Schweiz und hielt mich längere Zeit in der Schwendi, einem reizenden Bergthale in Appenzell-Innerrhoden, auf, wo ich in dem ehrsamen und kenntnißreichen Schulmeister der Gemeinde Schwendi einen lieben Freund gewann. Es war dies ein ganz eigenthümlicher Mensch, ein wahres Raritätenkabinet der verschiedenartigsten Kenntnisse, denn der Mann hatte nicht nur die Befähigung, den kleinen Kindern die nöthigen Elementarkenntnisse beizubringen und zugleich die verwandte Thätigkeit eines Küsters auszuüben, sondern er verstand es auch, die Stiefeln, mit denen er auf dem dornigen Pfade des Schulmeisterlebens wandelte, selbst zu flicken und zu sohlen. Kein Wunder, daß die Sohlen immer dick genug ausfielen. Dazu besorgte er sein Gütchen selbst, war Meister im Schreinern und Drechseln und producirte herrliche Gemälde für die Gebetbücher seiner Schulkinder. Aber damit war seine Thätigkeit im Bereiche der freien Künste noch lange nicht erschöpft, denn neben dem poetischen Talent, den Knittelvers[32] auf überraschende Weise zu handhaben, verstand er, sowohl der sanften Violine als der kriegeri-

[30] Der Architekt Gottfried Semper (1803–1879); der in den Dresdner Maiaufstand von 1849 involvierte Semper war nach jahrelanger Flucht schließlich 1855 auf Vermittlung Richard Wagners (1813–1883) in Zürich gelandet.

[31] Das Revolutionsjahr 1848.

[32] Vierhebiger, meist paarweise gereimter Vers mit unregelmäßigen Senkungen (von frühnhdt. knittel, der Reim).

EIDGENÖSSISCHES POLYTECHNICUM
IN ZÜRICH

schen Trompete Töne zu entlocken, durch welche er, ein umgekehrter Orpheus, Menschen in Bestien hätte verwandeln können, wenn er nicht mit weisem Maße sich selbst in der Ausübung dieser Kunstfertigkeit Schranken gesetzt hätte. Dieser geistigen Universalität entsprach auch das Aeußere des Mannes, denn ob gleich er von Statur klein, so doch zierlich und ebenmäßig gebaut war, daß er als Modell eines Zwerges hätte gelten können, zeigte seine Schädelbildung eine merkwürdige Kolossalität: wenn die Stirne eines Menschen gleichsam das oberste Stockwerk seines Körperbaues bildet, so hatte unser Mann an dieser Stelle zwei Stockwerke, mit noch einem ziemlichen Ansatze zu einem dritten. So hatte der Schöpfer weise dafür gesorgt, daß der Mann sein immenses Wissen wohl unter Dach zu bringen vermochte.

Durch verschiedene kleine Gefälligkeiten und Freundesdienste hatte ich die höchst schätzbare Neigung dieses Mannes erworben, und in einer feierlichen Stunde ernannte er mich für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in der Schwendi zu seinem Stellvertreter in der Schule, unter der einzigen Bedingung jedoch, daß ich mich innerhalb der Grenzen seines Schulunterrichts bewege und nicht etwa der lieben innerrhoder Jugend Unterricht im Hebräischen und Sanskrit, oder in der höhern Mathematik ertheile.

Wir hielten uns beide Wort. So kam ich einst an einem Regentage in die Schulstube, wo der Herr Lehrer eben beschäftigt war, dem halben Dutzend Kindern die Wissenschaft des Rechtschreibens beizubringen. So wie der Gute mich erblickte, hielt er ein, griff gewohnheitsgemäß nach seiner Pfeife und richtete die stereotypen Worte an mich: „So, jetzt könnt Ihr's fertig machen!" worauf er in das Seitengemach verschwand, um sich den Musen oder dem Pfriemen zu ergeben.

Ich sah mich in der Schulstube um und erblickte auf der wohlbekannten schwarzen Tafel einen schönen Vers aus dem „Paradiesgärtlein, Andachtsbuch für römisch-katholische Christen". Da ich mir aber die Fähigkeit nicht zutraute, das Werk des Meisters vollenden zu können, wischte ich den Spruch weg und setzte dafür die folgenden klassischen Verse hin:

„Juhja hopsassa!
Valleri juheirassa!
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren."[33]

Diese Strophe mußten nun die Kinder so korrekt, als es dem jugendlichen Alter immer möglich war, auf ihre Schiefertafeln schreiben. Als sie damit fertig waren und die nöthigen Korrekturen meinerseits stattgefunden hatten, kam mir der Gedanke, die tiefe, in den obigen Versen enthaltene Weisheitslehre der frommen Jugend spielend nach der Methode der fröbelschen[34] Kindergärten einzuprägen. Ich sang deshalb den Kindern die Strophe mehrmals nach der bekannten reizenden Melodie vor und zeigte ihnen an, daß jene, welche am folgenden Morgen die Verse aufsagen könnten, einen Kreuzer erhalten würden, diejenigen aber, welche sie gar zu singen vermöchten, deren gar zwei.

Gegen Mittag verzogen sich die Wolken, welche am Morgen so früh in das Thal hineinhingen; wenn aber ein Fremder an jenem sonnigen Nachmittage in die Schwendi gekommen wäre, so hätte er glauben müssen, die gesammte Jugend des Thales sei toll geworden. Denn vor jedem Bauernhause tummelte sich ein Trupp Kinder und alle sangen ihr „juha hopsassa, valleri juheirassa" und hatten schon einen passenden Jodler dazu erfunden. „Nun, das wird hübsch werden!" dachte ich für mich. Am nächsten Morgen, als ich in die Schulstube trat, waren zu meiner Ueberraschung statt der 6–8 Kinder, die sich gewöhnlich da einfanden, alle Bänke von jungem Volk angefüllt und viele hatten nicht einmal Platz gefunden. Mit ironischem Lächeln empfing mich der Schullehrer, der mitten in dem Gewimmel wie eine chinesische Pagode stand, und flüsterte mir zu: „Ihr versteht es aber, die Kinder in die Schule zu bringen." Voll gerechten Stolzes und mit lauter Stimme rief ich nun den in gespannter Erwartung dastehenden und sitzenden Kindern zu: „Diejenige welche den Vers aufsagen können, sollen sitzen bleiben,

[33] Zitat aus der 2. Strophe des von Friedrich Sautter (1766–1846) gedichteten „Loblieds auf die Kartoffel".

[34] Der Pädagoge und Pestalozzi-Schüler (siehe hierzu S. 12, Anm. 24) Friedrich Fröbel (1782–1852), Begründer des modernen Kindergartens.

und jene, die ihn singen können, aufstehen.“ Da erschallte es aber wie aus einem Munde „Wir können ihn alle singen!“ Das war eine zweite Ueberraschung Doch schnell ermannte ich mich und fuhr fort: „Nun so singt denn! Vorwärts! Eins! Zwei! Drei!“ Und nun sang der Kinderchorus die Melodie mit ihrem angestammten Musiksinne so rein und glockenhell, daß ich mir die Strophe drei-, viermal repetiren ließ. In der ganzen Schwendi waren nicht so viele Kreuzerstücke aufzutreiben, als ich den Kindern zu geben schuldig war, so daß ich einen Expressen nach dem Flecken Appenzell schicken mußte, um dort das wichtige Wechselgeschäft zu erledigen, eines der größten, das je in diesem patriarchalischen Halbkantone abgeschlossen wurde. Es war dies meine erfolgreichste Unternehmung auf pädagogischem Gebiete; leider machte meine baldige Abreise dieser glänzend begonnenen Laufbahn ein rasches Ende, aber ein lebendiges Denkmal derselben ist im Munde der innerrhoder Jugend noch bis auf den heutigen Tag geblieben: das allerwärts hörbare

Juhja hopsassa!
Valleri juheirassa!

Das war vor 15 Jahren. Seitdem, den mächtigen Anregungen jener durch die 1848ger Bundesverfassung neu geschaffenen Institutionen folgend, hat sich auch das Erziehungswesen in Innerrhoden, wie in den katholischen Bergkantonen bedeutend gehoben. In Stanz[35], dem Hauptorte Nidwaldens, wurde eine gute Realschule gegründet, und Schwyz besitzt eine treffliche höhere Lehranstalt, von der die Schüler mit der Reife für eine Hochschule oder das Polytechnikum entlassen werden. Es ist ein wahrhaft rührender Zug, wie sorglich die Liberalen der kleinen Kantone mit ihren äußerst beschränkten Mitteln sich abmühen, die Volksschule der ausschließlichen Herrschaft des zumeist ultramontanen Klerus zu entreißen und sie auf eine den Forderungen erhöhter Bildung annähernd entsprechende Stufe zu heben.

Während aber die Freunde des Volksschulwesens in diesem kleinen Kanton jeden Schritt vorwärts dem mächtigen, die Gewissen beherrschen den, katholischen Klerus abringen müssen und die Volksschule noch ganz im Stadium des Werdens, der ersten Entwickelung begriffen ist, hat sie, indem wir einige Mittelstufen überspringen, in allen größeren, zumal in den protestantischen Kantonen eine hohe Stufe der Vollendung erreicht. Vor allen ist es der Kanton Zürich, dessen intelligente, tüchtige Bevölkerung die größten Opfer für die Volksschule bringt, Opfer, neben welchen die diesfallsigen Ansätze des preußischen Budgets sich verhältnißmäßig klein ausnehmen. Fast überall ist ein trefflich durchgeführter Organismus vorhanden, der, von der Elementarschule ausgehend, für die verschiedenen Bildungsbedürfnisse einerseits zu Real-, Sekundar- und Industrie-Schulen, anderseits zu niedern und höhern Gymnasien sich steigert, wobei die höheren Anstalten im letzten Jahrzehnt so sehr vervollkommnet wurden, daß sie den Schülern einen sofortigen Uebergang zum Polytechnikum und zur Hochschule möglich machen. Besonders die Gründung der polytechnischen Schule war eine mächtige Triebfeder zur vollkommnen Ausbildung der Realschulen auf allen ihren Stufen. Gewiß hat nirgend ächtes, gesundes, republikanisches Leben einen glänzenderen Triumph gefeiert, als in der schweizerischen Volksschule, dieser Grundlage einer geordneten Demokratie, in welcher die prophetischen Worte Zschokke's[36] „Volksbildung ist Volksbefreiung“[37] ihre schönste Bestätigung gefunden haben.

Das Streben, dem Volksschulwesen durch Gründung höherer Lehranstalten eine den Zeitforderungen entsprechende Richtung zu geben und es von dem starren Zwange der alten, noch immer halbklösterlich organisirten Gymnasien zu erlösen, reicht in der Schweiz schon in den Anfang des Jahrhunderts hinauf, und besonders waren es Pestalozzi und Fellenberg[38], welche derartige Institute in die Schweiz verpflanzten. Durch große persönliche Opfer von gemeinnützigen Privatpersonen, entstand in den zwanziger Jahren die Kantonsschule in Aarau, welcher dann, angeregt von dem frischen Hauche,

[35] Stans.

[36] Der Schriftsteller und Pädagoge Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771–1848).

[37] Ausspruch Zschokkes (s. o.) aus seiner am 10. April 1836 zu Lausen gehaltenen Rede vor der Versammlung des schweiz. Vereins für Volksbildung.

[38] Der Schweizer Pädagoge und Agronom Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844).

mit dem die Julirevolution 1830[39] die restaurirte Aristokratie wegblies und freiem, demokratischem Leben Bahn brach, eine Reihe ähnlicher Institute in den Hauptstädten der größeren Kantone folgten, die rasch und kräftig aufblühten.

Diese frische Werdelust, welche das gesammte schweizerische Leben in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre so eigenthümlich charakterisirt, hatte denn auch zur Folge, daß auf dem Gebiete des Unterrichtswesens neue, große Schöpfungen entstanden, freilich zunächst nur zu dem Zwecke, die auf den Gymnasien begonnene wissenschaftliche Bildung zum Abschluß zu bringen. Zu jener Zeit wurde das Lyceum in Luzern reorganisirt und die Hochschule Zürich[40] neu geschaffen, welchen Anstalten dann im Beginn der vierziger Jahre die Universität Bern[41] folgte. Vor allen war es Zürich, dessen Hochschule auf den liberalsten Grundlagen aufgebaut wurde, und durch Berufung ausgezeichneter junger Kräfte aus Deutschland schnell eine große Bedeutung erlangte. Von den segensvollen Wirkungen dieser Hochschule zeigt die große Reihe ausgezeichneter Männer, die von ihr aus gingen, die lebensvollen Anregungen, die sie allen Gebieten des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens brachte, eine Bedeutung, welche der Universität Bern für die dortigen Verhältnisse in gleichem Maße zugesprochen werden muß, obwohl sie noch gegenwärtig mit viel schwächern wissenschaftlichen Hülfsmitteln ausgestattet ist, als die Hochschule Zürich.

Noch immer fehlte aber Eines, eine Anstalt, welche ebenso sehr die Grundelemente technischer und industrieller Bildung zur vollen Entwickelung bringen konnte, wie die jungen Universitäten die rein wissenschaftliche Bildung zum Abschluß brachten, mit einem Worte, die Schöpfung eines schweizerischen Polytechnikums. Bisher waren jene Jünglinge, welche eine höhere technische Ausbildung anstrebten, genöthigt, auswärtige Anstalten zu besuchen, die aber ihren ganzen Organismus in erster Linie den Bedürfnissen des eigenen Landes anpaßten und mit den vorgängigen Unterrichtsstufen, wie sie von den Landesschulen geboten waren, in unmittelbarem Zusammenhange standen. Schon diese Anknüpfung durch eine entsprechende, passende Vorbildung, wodurch allein ein ersprießlicher Anschluß ermöglicht werden konnte, fehlte aber den meisten schweizerischen Studirenden, so daß sie im günstigsten Falle lange Zeit genug brauchten, um sich in die neuen, ungewohnten Verhältnisse einzuleben. Dazu kam noch, daß, so ausgezeichnet jene ausländischen Schulen immerhin sein mochten, es doch vor allem ihre naturgemäße Aufgabe war, den Unterricht so zu halten, daß in demselben die Industrie, die Forstwirthschaft, der Brücken-, Straßen- und Eisenbahnbau, die Flußkorrektionen etc. des eigenen Landes besonders berücksichtigt wurden. Diese höchst wichtige praktische Anwendung des theoretischen Unterrichts, welche zugleich dessen mächtigster Stachel und natürlicher Zweck ist, fehlte dem Schweizer vollständig. Mit logischer Konsequenz folgte aber der Gedanke, auch für die Schweiz ein Institut zu schaffen, das durch seine Anregungen und durch die von ihm ausgehende technische Bildung die gleichen segensreichen Folgen herbei führen sollte, welche z. B. Frankreich seiner polytechnischen Schule[42] verdankt. Je großartiger die Schöpfungen der neuesten Zeit auf diesem Gebiete in der Schweiz wurden, um so mächtiger fühlte man das Bedürfniß nach einem solchen Institute.

Damit war auch der weitere große Vortheil verbunden, daß die schweizerischen Jünglinge an einer solchen vaterländischen Anstalt sich unendlich heimischer fühlen mußten, als an der trefflichsten auswärtigen. Von welchen segensreichen Folgen mußte nicht ein solcher Sammelpunkt strebsamer Jünglinge auch in politischer Hinsicht für die Schweiz sein. Dies freie, fröhliche Zusammenleben in einer herrlichen Natur und in einer Stadt, wie Zürich, die nach allen Seiten so große Regsamkeit entfaltet, gehoben von dem kräftigen Geiste eines gesunden Volkslebens und ausgestattet mit den reichsten Bildungsmitteln – welche schöneren Aussichten könnten dem jugendlichen Geiste zu Theil werden, der, noch mit aller Elasticität begabt, nur hineinzuspringen braucht in dies reichste Leben, um für Geist und Phantasie, wie für seinen künftigen Beruf die liebevollste und sorgfältigste Pflege zu finden. Welche

[39] Die revolutionären „drei glorreichen Tage“ vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[40] Siehe hierzu S. 13, Anm. 26.

[41] Die Universität Bern war bereits im Jahre 1834 gegründet worden.

[42] Frz. École polytechnique; sie war am 11. März 1794 gegründet worden und zählt noch heute zu den elitärsten Bildungseinrichtungen Frankreichs.

Beruhigung mußte auch für die Eltern in dem Gedanken liegen, ihre Söhne an einem Orte zu wissen, wo verwandte Sitte herrscht und wo persönliche Einwirkung, direkt oder durch Freundeshand, so leicht ermöglicht wurde. Gewiß ist die herrliche Stelle auf dem Schinhut[43] und das frisch blühende, lebensvolle Zürich für jeden jungen Mann, und zumal für den Schweizer, ein viel passenderer Ort zu allseitiger Vollendung der Jugendbildung nach ihrer wissenschaftlichen und ethischen Seite, als das todte Karlsruhe oder das demoralisirte, in glänzender Fäulniß prangende, ein jugendliches Gemüth durch jeglichen schlimmen Einfluß gefährdende Paris. Die trotz der strengsten Aufnahmsprüfungen großartige Blüthe des Instituts, das auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeitforderungen steht, beweist hinlänglich, daß die hohe Bedeutung desselben in ihrem ganzen Umfange voll und ganz erkannt wird.

Johannes Scherr
(siehe hierzu S. 22, Anm. 53).

Die feierliche Eröffnung des Polytechnikums fand im Herbst 1855 statt, nachdem schon im Frühjahr desselben Jahres ein Vorbereitungskurs in Zürich abgehalten worden war, an dem sich 65 Schüler und Auditoren aus verschiedenen Kantonen betheiligt hatten. Neben hervorragenden Lehrkräften, die von der zürcherischen Kantons- und Hochschule an das Polytechnikum herübergezogen wurden, fand die Berufung einer großen Reihe anerkannt tüchtiger Männer statt, die sich theils in wissenschaftlicher, theils in praktischer Beziehung im Bau-, Straßen- und Eisenbahnwesen, in der technischen Chemie, in der Forstwissenschaft und im Ingenieurfache, in der Schweiz oder im Auslande, rühmlich bekannt gemacht hatten. Auch seither fanden wichtige Ergänzungen nach dieser Seite statt, und es reicht hin, die Namen eines Bolley[44], Clausius[45], Cherbuliez[46], Kulman[47], Escher von der Linth[48], Frey[49],

[43] Der Schinhut (eigentl. süddt. für Strohhut) ist kein Berg, sondern ein früheres Züricher Wohnhaus mit stark überkragendem Satteldach, nach dem die Schinhutgasse benannt wurde, die die kürzeste Verbindung zwischen Innenstadt und Universitäts-Campus bildet.

[44] Der zu Heidelberg gebürtige Chemiker Pompejus Alexander Bolley (1812–1870), der ab 1855 dem Züricher Lehrkörper angehörte.

[45] Der dt. Physiker Rudolf Clausius (1822–1888), der von 1855 bis 1867 in Zürich wirkte.

[46] Der frz. Volkswirt Antoine-Elisée Cherbuliez (1797–1869), der 1855 bis 1869 Volkswirtschaft und Statistik am Eidgenöss. Polytechnikum in Zürich lehrte.

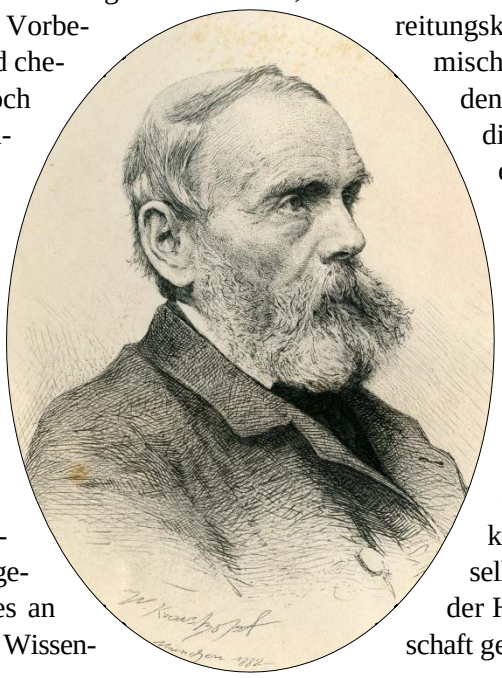
[47] Der dt. Statiker Karl Culmann (1821–1881), 1855 als Professor für Ingenieurwissenschaften nach Zürich berufen.

[48] Der Züricher Geologe Arnold Escher von der Linth (1807–1872), der ab 1856 in Zürich lehrte.

[49] Der dt. Zoologe Heinrich Frey (1822–1890), seit 1854 mit einer Professor für Eidgenöss. Polytechnikum ausgestattet.

Heer[50], Landolt[51], Rüttiman[52], Johannes Scherr[53], Semper, Städeler[54], Fr. Th. Vischer[55], Wolf[56], Zeuner[57] etc. zu erwähnen, um den deutlichsten Beweis davon zu erhalten, welche ausgezeichnete Lehrkräfte an die Anstalt gezogen wurden, die gegenwärtig 51 Professoren und Docenten zählt, mit einem Kataloge von 121 Vorlesungen für das Wintersemester 1861–62.

Ebenso trefflich als die Besetzung der Lehrstühle, ist der Unterrichtsplan der sechs Abtheilungen, die in einer mathematischen Vorbereitungsklasse, einer Bauschule, einer Ingenieurschule, mechanisch- und chemisch-technischen Schule und einer Forstschule bestehen. Um jedoch den Schülern Gelegenheit zu bieten, neben den technischen Studien auch ihre humanistische Ausbildung zu verfolgen, wurde noch eine Specialabtheilung geschaffen, in welcher Naturwissenschaften, Mathematik, Sprachen und Literaturen der vier Stämme, die nach Sprachgebiet und Sprachverfeinerung das Wesentlichste zur europäischen Kultur beitragen, in Verbindung mit Aesthetik und Kunstgeschichte, politische und Kulturgeschichte, Staatswissenschaften und bildende Kunst gelehrt werden. So wird den Schülern gleichzeitig mit der strengsten Fachbildung zugleich Gelegenheit zur Erkenntniß der ethischen Ersetze, der Genußfähigkeit für das Schöne, der Vertiefung in die Ideen, welche von den Denkern aller Jahrhunderte in allen Gebieten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens kundgegeben wurden, geboten, und dies an der Hand von Männern, die zu den glänzendsten Zierden deutscher Wissenschaft gehören.



Friedrich Vischer
(siehe hierzu S. 22, Anm. 55).

Eine wesentliche Unterstützung erhält noch der Unterricht am Polytechnikum durch die reichhaltigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, welche das Institut entweder schon besitzt, oder andere, deren Benutzung seinen Schülern offen steht. So besitzt die Anstalt bereits Sammlungen architektonischer, ingenieurwissenschaftlicher und mechanisch-technischer Vorlagen, Baumaterialien, Maschinenmodelle und Getriebe, geometrische Meßinstrumente, mechanisch-technologische Waaren und Werkzeuge, Waaren für den pharmaceutischen Unterricht, eine zoologische, botanische, mineralogische, geologische, paläonto-

[50] Der schweiz. Botaniker Oswald Heer (1809–1883), seit 1855 Ordinarius für taxonomische Botanik.

[51] Der Züricher Chemiker Hans Heinrich Landolt (1831–1910), der Zürich jedoch noch vor Gründung des Eidgenöss. Polytechnikums in Richtung Breslau verlassen hatte.

[52] Der Züricher Jurist und Politiker Johann Jakob Rüttimann (1813–1876), dem 1854 eine Professur für Verwaltungs- und Staatsrecht am Eidgenöss. Polytechnikum übertragen worden war.

[53] Der dt. Kulturhistoriker und Schriftsteller Johannes Scherr (1817–1886); er war 1860 zum Ordinarius für Geschichte am Eidgenöss. Polytechnikum Zürich aufgestiegen. Das unsignierte Portrait wurde folgendem Werk entnommen: „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. – Herausgegeben von Paul Lindau. – Sechsundzwanzigster Band. […]“ (Breslau u. Berlin: S. Schottlaender 1883).

[54] Der dt. Chemiker Georg Städeler (1821–1871), seit 1855 Professor für analytische Chemie am Eidgenöss. Polytechnikum.

[55] Der dt. Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Friedrich Theodor Vischer (1807–1887), der von 1855 bis 1866 als Dozent für Ästhetik und deutsche Literatur am Eidgenöss. Polytechnikum wirkte. Die von Wilhelm Krauskopf (1847–1921) 1882 geschaffene Radierung wurde folgendem Werk entnommen: „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. – Herausgegeben von Paul Lindau. – Vierundzwanzigster Band. […]“ (Breslau u. Berlin: S. Schottlaender 1883).

[56] Der Züricher Astronom Julius Rudolf Wolf (18161893), der ab 1855 astronomische Kurse am Eidgenöss. Polytechnikum abhielt.

[57] Der gebürtige Chemnitzer Gustav Zeuner (1828–1907), von 1855 bis 1871 eine Professur für Mechanik und theoretische Maschinenlehre am Eidgenöss. Polytechnikum innehatte.

logische und lithurgische[58] Sammlung, eine Sammlung von Forstinsekten, ein entomologisches[59] Museum, eine archäologische Sammlung, eine Werkstätte zum Modelliren in Thon und Gyps, eine Metallwerkstätte, eine Werkstätte für Arbeiten in Holz, ein analytisches und technisches Laboratorium, eine physikalische, astronomische und forstwissenschaftliche Sammlung. Welche rege Theilnahme die Anstalt in der Schweiz und im Auslande findet, davon zeugen auch die reichen Geschenke, mit welchen diese Sammlungen fortwährend bedacht werden. Seit kurzer Zeit stehen den Studirenden des Polytechnikums auch die reichhaltigen Sammlungen der Universität Zürich, sowie der trefflich angelegte und unterhaltene botanische Garten von Zürich zur Benutzung offen.

Es überrascht nun keineswegs, daß diese Schule, welche seit ihrer Gründung, zum Unterschied von jeder polytechnischen Lehranstalt, sich eines vollständigeren Unterrichts in sämmtlichen Naturwissenschaften, einer philosophischen Abtheilung und eines reichen, nach jeder Richtung ausgezeichneten Lehrerpersonals rühmen kann, auch hinsichtlich ihres Besuchs die erfreulichsten Resultate aufweist. Trotz der mehrerwähnten, sehr strengen Aufnahmsprüfungen ist die Schülerzahl in fortwährender Zunahme begriffen, denn während die Anstalt bei ihrer Eröffnung 1855 nur gegen 80 regelmäßige Schüler zählte, war ihre Zahl im Winter 1857–58 schon auf 212, während des Schuljahres 1859–60 auf 281, und im darauf folgenden Sommer auf 336 regelmäßige Schüler gewachsen. Das Gros dieses Polytechnikerkorps im Sommer 1860 bildeten natürlich die Schweizer mit 193 Schülern. Unmittelbar nach ihnen kommt aber das 90 Schüler starke Kontingent, welches Deutschland, namentlich der Norden desselben, der Anstalt liefert. Aus anderen europäischen und außereuropäischen Ländern zählte das Polytechnikum mehrere Norweger, Russen, Polen, Holländer, Schüler aus den russischen Ostseeprovinzen, einzelne Finnländer, Franzosen, Engländer, Griechen, Italiener, Nordamerikaner, Ungarn, Spanier, Westindier[60], Wallachen[61] und Brasilianer, eine hübsche Weltrepräsentation junger, strebsamer Männer, die alle nach Zürich kamen, um auf republikanischem Boden freie Wissenschaft zu üben. Rechnet man zu diesen 336 regelmäßigen Schülern noch die 114 Auditoren, welche nur einzelne Fächer, besonders die philosophisch-staatswissenschaftliche Abtheilung besuchten, unter denen 64 Studirende an der Hochschule Zürich sich befanden, so ergibt sich eine Gesammtschülerzahl von 480 Studirenden, gewiß ein sprechender Beweis von der Tüchtigkeit einer Anstalt, die erst seit wenigen Jahren besteht.

Noch eine sehr bedeutungsvolle und charakteristische Erscheinung bietet das sociale Leben dieser Polytechniker, die, um ihrem gesellschaftlichen Leben Ordnung und befriedigende Haltung zu verschaffen, sich selbst für diesen Zweck eine auf den liberalsten Grundlagen ruhende Verfassung gegeben haben. Wenn irgendwo hiefür der Jugend das Recht der Selbstbestimmung eingeräumt werden muß, so ist dies in der Republik der Fall, unter der Voraussetzung, daß dies Recht Allen gehört und daß ein Hervordrängen einzelner Gruppen der Freiheit, die Alle zu fordern berechtigt sind, widerspricht. Wohl mochten unter mehreren Hunderten gebildeter Jünglinge und junger Männer die Abstufungen der Lebensansichten, der geselligen Ansprüche, der Auffassung von studentischer Ehrenhaftigkeit und von den Mitteln, diese zu behaupten, sehr verschieden sein. Der neuen Verfassung nun liegt die Idee zu Grund, daß Alle eine Gemeinschaft bilden, in welcher jeder Nuancirung, jeder nach Zufall oder nach der Natur gegebener Verhältnisse gebildeten Gruppirung, jeder Nationalität ihre Vertretung werde. Damit ist dem gewaltsamen Drucke veralteter Korpseinrichtungen, dem dumpfen Zwange des alten Komments, der um so despotischer auftritt, je äußerlicher er studentisches Leben und studentische Ehre auffaßt, jene Ueberhebung über andere gesellschaftliche Kreise unmöglich gemacht, die anderswo noch so lähmend auf ein freies, geistig bewegtes Burschenleben einwirkt. Allerdings ist die Schweiz nicht der Boden, auf welchem junkerlicher Uebermuth durch das von den Behörden nicht nur tolerirte, sondern an den meisten deutschen Universitäten offenbar begünstigte Korpsunwesen ein scheinbares Recht erhält, sich mit aller angestammten Brutalität breit zu machen.

Dieser Versuch eines Selfgouvernements unter den Studirenden am Polytechnikum erhält aber außerdem eine hohe, ethische Bedeutung dadurch, daß in diesem ersten Schritte einer freiwilligen

[58] Wohl von griech. λίθος, líthos, der Stein, also eine Gesteinssammlung.

[59] Unter Entomologie versteht man die wissenschaftliche Erforschung der Insekten, die Insektenkunde.

[60] Menschen aus der Karibik.

[61] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für Rumänien.

Unterordnung aller Einzelnen unter die sich selbst gegebene Verfassung und das dadurch dargethane Interesse an deren Aufrechterhaltung ein Prinzip zur Anerkennung gelangte, welches die erste Grundbedingung republikanischen Lebens, die Hingabe des Einzelnen an das sich selbst gegebene Gesetz enthält, ein in junge Herzen gelegtes Samenkorn, welches einst im bürgerlichen Leben die schönsten Früchte bringen muß.

So steht das Polytechnikum auch in gesellschaftlicher Hinsicht auf einer Stufe, die noch von keiner höheren Bildungsanstalt erreicht wurde, und man wird nach dieser eingänglichen Darstellung das Wort, welche wir an die Spitze dieser Schilderung setzten, nicht zu kühn finden: daß das schweizerische Polytechnikum in der That eine ächte, feste Burg freier Wissenschaft und sittlich-freien Lebens ist. Ueber den Geist, der im Allgemeinen an der Anstalt herrscht, wüßten wir aber nichts Treffenderes zu sagen, als die Worte anzuführen, mit denen Professor Bolley in einer Rede dem erhobenen Vorwurfe einer Beförderung einseitig materielle Strebens entgegnete:

„Es ist freilich bekannt genug, daß die Vervollkommnung der heutigen Einrichtungen für Verkehr, Wohnung, Kleidung, Nahrung, auch in den auf schlichtern Lebensgewohnheiten angewiesenen Individuen, und selbst in unabhängigeren, auf Aeußeres wenig achtenden Geistern, neue Bedürfnisse hervorruft, und damit eine gewisse Hast, die Mittel zu deren Stillung zu erwerben. Ist es aber deshalb der Technik, der Wissenschaft der Technik zuzuschreiben, daß die heutige Generation von dem Fieber des Genusses und Erwerbes, – von welchem übrigens die Welt in allen Zeitaltern vorübergehend heimgesucht war, – so sehr geplagt ist? Beim Anblick des Allgemeinerwerdens der Jagd nach sogenannten Glücksgütern, darf sich aber der einsichtsvolle Kenner der Veranlassungen zu diesem Treiben nicht beirren lassen. In weit überwiegendem Maße liefert die neue Wissenschaft, Hand in Hand mit den technischen Berufsarten, die Mittel zu gesteigertem und veredeltem geistigen Verkehr, zur Hebung der Sitten, zur Verfeinerung des Geschmacks, zur Verbreitung der höchsten Ideen, für die der Mensch begeistert sein kann, zur Erforschung der Gesetze, an welche das Weltganze gebunden ist und zur Mittheilung ihrer Kenntniß in weitesten Kreisen. Um es recht deutlich zu bezeichnen, wollen wir sagen, daß es kaum ein Gewerbe gibt, welches nicht in Folge neuerer technischer Erfindungen eine Rolle überkommen hat, in irgend einer Weise der Wohlthäter der Menschen zu werden, sei es als Beschützer der Gesundheit, als Beförderer der Emancipatin [sic!] der Arbeit, als Pfleger des Kunstsinnes, als Streiter für den Fortschritt der Associations- und Freiheitsideen, und gegen Rückfall in entwürdigende Zustände, und die meisten sind starke Mitträger der Kultur durch Beschaffung der direktesten und unentbehrlichsten Mittel für die Bestrebungen der Wissenschaft und Kunst und ihrer Lehre. Es ist deshalb ein grober Widerspruch, wenn man vortheilhafte Unterscheidungsmerkmale unserer Zeit, gegenüber dem Alterthum und Mittelalter, anerkennt, aber gleichzeitig in das Klaggeschrei einstimmt über die Abwege, in welche die Wissenschaft gerathen sei, indem sie sich herunter begebe in das Gewirre des gewerblichen Treibens.

„Ist Fortschritt erkennbar in unsern heutigen Kulturzuständen, so kommt er ganz gewiß zu einem sehr großen Theil auf Rechnung gerade des frischen und lebendigen Eingreifens der Technik. Erfahren wir in dieser Beziehung falsche Beurtheilungen, so dürfen wir uns vollkommen beruhigen; die Zeit wird kommen, da man den Thätigkeiten, deren Pflege den technischen Schulen anvertraut ist, gerecht werden wird. Man wird einst allgemein anerkennen, daß die Befreiung von hergebrachten Hemmungen, die Befreiung von Vorurtheil und Vorrecht nur der Erhebung gelingen konnte, die von Gewerbe und Industrie ausgegangen ist.“[62]

[62] Wohl aus einer Rede Bolleys (siehe hierzu S. 21, Anm. 44) zitiert.

ZÜRICH

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [293]-296.

Schweizer Bilder.

I.

Zürich.

Unter allen Schweizerstädten ist keine, die in dem Maße wie Zürich nach einer bedeutungsvollen Seite hin Interesse zu erregen vermag. Nicht um ihrer schönen Lage willen, denn da streiten Städte wie Genf, Luzern, Lausanne mit gewichtigen Waffen um den Vorrang; auch nicht in politischer Hinsicht, da Bern entschieden eine weit großartigere politische Vergangenheit aufzuweisen hat. Aber das hat Zürich allen Schweizerstädten voraus, daß die Verschmelzung von Alt und Neu in weit mehr schonender und zugleich gründlicher Weise durchgeführt wurde, als anderswo. In allen Jahrhunderten unserer Geschichte war Zürich eine der bedeutendsten Städte der Schweiz; keine andere hat aber den werthvollen Theil der Erbschaft der Vergangenheit in so duldsamer und freundlicher Weife in die jeweilige Gegenwart hinübergerettet, wie Zürich. Diesem ruhigen, sichern Entwicklungsgange, der nie von eigentlich vernichtenden Stürmen unterbrochen ward, hat es Zürich zu verdanken, daß noch eine Masse Denkmäler aus ältesten Zeiten friedlich neben den Schöpfungen der neuesten Zeit existiren, daß die reichen geschichtlichen Erinnerungen Zürichs noch an hundert Punkten äußere, sichtbare Anhaltspunkte besitzen.

Da überragt der Lindenhof[63] mit seiner dichten Baumgruppe die Stadt Zürich noch immer, wie zu jener Zeit, als er ein römisches Kastell und seine keltischen Urbewohner römische Dienstbarkeit trugen, oder wie in jenen denkwürdigen Tagen, als deutsche Könige auf ihren Römerzügen in ihrer Pfalz Zürich Einzug hielten und die Stadt mit reichen Freiheiten begabten. Auf dem Lindenhofe versammelten sich auch die freigewordenen Burgleute und sprachen Recht über ihre Genossen. Ruhig-ernst schaut noch immer das Kaiserbild *Caroli Magni*[64] vom Großmünster herab und hält noch heute in jedem Beschauer die dankbare Erinnerung an den großen Frankenkaiser wach, dem Zürich zumeist seinen Aufschwung und seine Bedeutung vom frühen Mittelalter an zu verdanken hat. Dem Gottesdienste geöffnet steht noch immer die Halle, in der Zwingli[65] vor mehr als 300 Jahren das Evangelium predigte und gewaltig reformirend in alle Lebensverhältnisse eingriff. Und wenige Schritte weiter erschließt sich das Gewölbe, in dem die irdischen Neste des heldenkräftigen Bürgermeisters Waldmann[66] ruhen. Auf verschiedene Punkte zerstreut erheben sich die alten Zunfthäuser, in denen die Bürger von Zürich neben politischen Verhandlungen auch ihre fröhlichen Gelage hielten, bei denen der Bau der einheimischen Reben eine so lebhafte Unterstützung fand, daß der Rath von Zürich einst zu dem Verbote sich veranlaßt sah, kein Bürger dürfe von dem Zunftwein mehr als 4 Töpfe (8 Maß[67]) an einem Abend genießen. Wessen Durst noch weiter gehe, der solle dessen Befriedigung aus dem eigenen Beutel bestreiten.

---

[63] Der Lindenhof bildet zusammen mit dem Quartier Rathaus den ältesten Kern der Stadt Zürich.

[64] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[65] Siehe hierzu S. 12, Anm. 21.

[66] Hans Waldmann (1435–1489), ein Heerführer der Alten Eidgenossenschaft und von 1483 bis 1489 Bürgermeister der Schweizer Reichsstadt Zürich.

[67] 1 Maß entsprach 1,5 Litern.

Aber nicht nur diese Erinnerungen und Denkmäler verschwundener Zeiten, die wir leicht um das Zehnfache vermehren könnten, sondern auch die ganze Bauart der Stadt entspricht dieser zwanglosen Verbindung von Altem und Neuem in origineller Weise. Noch immer besitzt Zürich eine Masse finsterer mittelalterlicher, steil ansteigender Gäßchen, die so eng sind, daß Hund und Katze nur mühsam einander ausweichen, dagegen zwei gute Nachbarn mit Leichtigkeit aus ihren Fenstern sich die Hand zum guten Morgen über die Gasse bieten können. Auch das Pflaster jener Gäßchen erinnert nachdrücklich an jene Zeiten, da die Sohlen des Wandlers nicht auf dünnem Leder, sondern auf Eisen und Stahl ruhten. Noch gibt es eine Masse hochgiebeliger Häuser, die mit ihren scharfen Kanten und Zacken die Katzen zu den verwegensten Turnübungen herausfordern und deren Restauration nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr unternommen werden könnte. Auch an heimlichen alten Gäßchen fehlt es nicht, die verstohlen in anmuthiger Windung zwischen blumenreichen Gärten und blanken weißen Mauern sich hin schleichen, während eine Menge alterthümlicher, mit Bildsäulen und anderem Zierrath geschmückten Brunnen an jene Zeiten erinnern, wo man dem Nützlichen und Wohlthätigen auch gern zugleich den Reiz der schönen Form verlieh.

Wenn aber die Vergangenheit in ihren steinernen Zügen nicht nur den still brütenden Antiquaren und dem eingerosteten Bürger noch manchen vergnügten Augenblick zu verschaffen vermag, so fällt dagegen der Löwenantheil dessen, was echter Bürgersinn Großes geschaffen hat, der neuen Zeit demokratischer Freiheit zu. Zwar gibt es immer noch aristokratische Käuze genug, die über jede neue Schöpfung ihr Jammergeschrei erheben, weil Zürich dadurch immer weniger das alte Zürich bleibt, und einer der originellsten unter ihnen verließ eine lange Reihe von Jahren hindurch sein Haus nicht, weil die alten dumpfen Thore, durch die er gewohnt war in's Freie zu kommen, niedergerissen wurden, um Luft und Licht freien Einzug zu verschaffen; eine Anhänglichkeit, welche nur zu oft an diejenige der Kinder erinnert, die sich um keinen Preis von ihrem invaliden, zerlumpten und beschmierten Spielzeuge trennen können.

Schon längst ist jedoch in Zürich eine neue Generation herangewachsen, die ruhig diese Alten ihre Todten begraben läßt[68], um desto ungestörter wirken zu können. Und von dieser thatenlustigen, schöpfungsfreudigen Wirksamkeit gibt Zürich nach allen Seiten lebendiges Zeugniß. Nach allen Richtungen erweitert sich Zürich von Jahr zu Jahr in großartigem Maßstabe, und wenn es auch bei diesen Neubauten zuweilen etwas modern-schwindelhaft zugeht, so sind diese Fälle doch nur Ausnahmen, besonders wenn man jene großen Bauten in's Auge faßt, die ihr Entstehen dem bewährten Gemeinsinne der Bewohner des Kantons und der Stadt Zürich verdanken.

Heben wir nach dieser Seite aus dem Vielen einen Punkt heraus, auf dem in enger Begrenzung Bau an Bau sich erhebt, die alle öffentlichen Zwecken gewidmet sind. Da breitet längs der Straße, die über den Bergrücken nach dem gewerbfleißigen Städtchen Winterthur führt, ein sauber gehaltenes, schönes, langgestrecktes Gebäude sich hin, das schon manchen ausgezeichneten Arzt und Naturkundigen beherbergte, deren Namen zu den ersten in Deutschland gezählt werden. Wir erinnern an Schönlein, Pfeuffer[69], Henle[70], Moleschott[71] u. a. m. Es ist das in der ganzen Schweiz berühmte Kantonsspital[72], gegenwärtig wie früher durch ausgezeichnete Kräfte besorgt. Unmittelbar an die dasselbe umgebenden Grundstücke grenzt die neue, von dem genialen Architekten Semper in zierlichstem Styl neugebaute

[68] Mt 8,22.

[69] Der Bamberger Mediziner Carl Sebastian von Pfeufer (1806–1869); er war 1839 als Nachfolger Schönleins (siehe hierzu S. 13, Anm. 27) zum Professor und Direktor der Medizinischen Klinik nach Zürich berufen worden.

[70] Der Fürther Arzt und Pathologe Jakob Henle (1809–1885), der von 1840 bis 1844 an der Züricher Universität lehrte.

[71] Der niederl. Arzt und Physiologe Jacob Moleschott (1822–1893), der 1856 einen Ruf nach Zürich erhalten hatte und dort bis 1861 blieb.

[72] Das Krankenhaus war in den Jahren von 1835 bis 1842 von Gustav Albert Wegmann (1812–1858) am heutigen Standort am Zürichberg erbaut worden.

Sternwarte[73], die in kurzer Zeit bezogen wird. In sehr geringer Entfernung lauscht aus einer Baumgruppe die Blinden- und Taubstummenanstalt[74] hervor, sowie das Künstlergütli[75], geweiht durch den zeitweiligen Aufenthalt eines Künstlers ersten Ranges, des Thiermalers Koller[76], dem noch mehrere tüchtige Namen zweiten Ranges angereiht werden könnten. Dies schmucke Gebäude mit seinen schönen, terrassenförmigen Gartenanlagen birgt außerdem manches echte Kunstwerk, zu welchem Schatze Koller freilich das Feinste und Beste geliefert hat. Noch einige Schritte weiter und es erschließt sich unseren Augen der kolossale Würfel des, der berliner Bauschule nachgebildeten Kantonsschulgebäudes, das mit seinen tüchtigen Lehrern und seiner zahlreichen Schülerschaar ebenfalls zu den Zier den der Stadt gehört. Mitten unter allen diesen Werken erhebt sich, herrscherähnlich das weite Gebäude überragend, der kolossale Palastbau des schweizerischen Polytechnikums[77], dem schon früher im „Universum“ einige Blätter gewidmet wurden. In erfreulichster Weise haben sich alle dort ausgesprochenen Hoffnungen bestätigt. Von Jahr zu Jahr nimmt der Besuch der Anstalt zu, besonders auch aus Deutschland, so daß gegenwärtig die deutschen Schüler beinahe die Hälfte der gesammten Schülerzahl ausmachen. Die treffliche Leitung der Anstalt, an der ausgezeichnete Männer segensreich wirken, sowie die kräftige Unterstützung von Seite des Bundes sichern ihr eine immer zunehmende Blüthe.

Aber mit diesen Schöpfungen ist noch lange nicht Alles aufgezählt, was in letzter Vergangenheit geschaffen wurde und woran die Gegenwart unermüdet arbeitet, nicht gerade zum Vergnügen des steuerzahlenden Philisters und griesgrämigen Bürgers, der tief in seine Kasse greifen muß, um alle die vielen Steuern zu zahlen. Mit Stolz sieht dagegen der Mensch mit freiem Blick die opferfreudige Bereitwilligkeit so vieler Tausende, die in der frischen Blüthe des Ganzen auch die beste Gewähr des Gedeihens der einzelnen Strebsamen erkennen. Die Luft der Freiheit kann freilich nur dem Rührigen und Tüchtigen zu Gute kommen; faulen Schlendrian fegt sie weg, wie welkes Laub von den Bäumen.

Vor dem Verwelken und Versumpfen ist Zürich wohl noch auf lange Zeit gesichert; scheint es doch, als ob es seiner hauptsächlichsten Blüthezeit erst recht entgegengehen wolle. Denn da herrscht eine Regsamkeit, wie sie nur an einem Orte sich entwickeln kann, der von der Natur eben so reich begünstigt ist, als er durch die unausgesetzte Thätigkeit seiner Bewohner belebt wird. Von allen Weltgegenden kommen die rohen Stoffe her, welche auf die fleißige Menschenhand oder auf die unermüdete Maschine warten, um dann wieder nach allen Richtungen ausgesendet zu werden. Schaarenweise rücken die Landleute in die Stadt ein, um die Erzeugnisse ihrer Arbeit zum Verkauf anzubieten, sei es, daß rasche Pferde die Frucht des Feldes oder die industriellen Produkte zu Markte führen, oder daß der breite Rücken des Bauern oder einer derben Tochter des Landes als Transportmittel sich hergibt. Das heiterste, lebhaft bewegte Schauspiel bietet sich jedoch von der Seeseite her. Da schwimmen in langsamem Zuge die schwerbeladenen Kähne her, einzeln oder in kleinen Geschwadern, und durchschneiden mit unhörbarem Ruderschlag die spiegelblanke Flut. Bald läßt es sich auch ein rüstiger Dampfer gefallen, daß ihm eine lange Reihe von Frachtschiffen angehängt wird, die dann auf den rollenden Wellen, den seine Räder aufwerfen, einen unfreiwilligen Tanz auf führen. So strömt von allen Seiten tausendfacher Stoff zusammen, der theils die Gewölbe des großen Kaufmanns, theils den Laden des Kleinhändlers füllt, bis zu jenem vielseitigen merkantilen Genie herab, das auf seinem Täfelchen anzeigt: „Hier ist zu kaufen Spielkarten und Trauerkarten, Honigkuchen und Schweinefett.“ Es ist dies eine Industrie, die in ihrer Eigentümlichkeit wohl nur von derjenigen eines luzerner Krämers überboten wird, welcher der staunenden

---

[73] In den Jahren 1861 bis 1864 im Zusammenhang mit dem Bau des Eidgenöss. Polytechnikums von Gottfried Semper (siehe hierzu S. 16, Anm. 30) zu Forschungszwecken errichtet; 1905 wurde die Einrichtung durch die Urania-Sternwarte ersetzt.

[74] Das Gebäude für die 1809/27 gegründete Blinden- und Taubstummenanstalt war in den Jahren 1836 bis 1838 errichtet worden; 1915 wurde es durch das heutige Gebäude in Zürich-Wollishofen ersetzt.

[75] Die Häuser an der Künstlergasse 6 und 8 beheimateten die Kunstgesellschaft. Dies brachte den Häusern den Namen „Künstlergütli“ ein und diente 1865 auch der Straßenbenennung als Vorlage. Der Straßenname wurde trotz des Abbruchs der Liegenschaft im Jahre 1911 beibehalten (Quelle: https://www.alt-zueri.ch/turicum/strassen/k/kuenstlergasse/kuenstlergasse.html).

[76] Der Züricher Maler Rudolf Koller (1828–1905).

[77] Siehe hierzu S. 20ff.

Touristenwelt in Frakturschrift anzeigt, daß bei ihm allein fabricirt und verkauft wird „die berühmte echte Alpenschuhwichse“.

So frisch und fröhlich Zürich am lichten Tage erscheint, so lieblich und groß ist sein Anblick in milden Sommernächten, besonders wenn als Standpunkt die obere Brücke, die Hauptpulsader des Verkehrs der Stadt, gewählt wird. Da ziehen sich längs der strombreiten Limmat die Kais mit ihren hochgiebeligen Häusern hin, deren schimmernde Lichter im Flusse sich spiegeln, während längs den beiden Ufern hochauflodernde Gasflammen ihren Schein in langen Feuerstreifen in das ewig bewegliche Element werfen, in welches die rothen Flammenstreifen wellenförmig untertauchen. Weit in den See hinaus strahlen die freundlichen Lichter, bis sie in weiter Ferne verlöschen, zugedeckt vom dämmernden Dunkel der Sternennacht, die alles sorglich einhüllt, von dem benachbarten Dörfchen am See, bis zu den strahlenden Firnhäuptern des Hochgebirgs hin, die an guten hellen Tagen das zauberhafte Fernbild auf den See hinaus großartig abschließen.

[K. Morell.][78]

[78] Der schweiz. Historiker und Dichter Karl Morel (1822–1866); der Name des Autors von insgesamt drei aufeinanderfolgenden Artikeln wird erst am Ende des letzten genannt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23-28 u. S. 33f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 98-103 u. 146f.

CCCCLXXVII. Die Straße über den Gotthardt[79] und die Teufelsbrücke in der Schweiz.

Ein Uebersteigen der Alpen galt im Alterthum für eine herkulische Arbeit; ja die Sage nennt geradezu den Herkules selbst als den Erbauer des ersten Wegs über das Gebirge. Besser begründet ist die Kunde von einer heiligen Straße, welche die stammverwandten Völkerschaften des Gebirgs als gemeinschaftliches Kommunikationsmittel zu unterhalten sich verpflichteten. Sie war ein Werk der Nothdurft und schlecht genug; denn als Hannibal[80] auf derselben mit schwererem Kriegsgeräth und Elephanten nach Italien drang, hielt man das Unternehmen für ein Wunder. Später bauten zwar die Römer eigentliche Kunststraßen; aber aus ihren Trümmern sieht man, daß auch sie nur schmale Wege waren, steil und gefährlich und mit unsern heutigen Heerwegen gar nicht zu vergleichen.

Diese Werke verfielen mit dem Reiche, das ihrer bedurft und sie hergestellt hatte, und bis in's achtzehnte Jahrhundert bestanden die Alpenwege nur aus Saumpfaden. Erst als die Posteinrichtungen und die erweiterten Handels- und Gewerbverhältnisse die Erbauung fahrbarer Alpenstraßen als eine unabweisliche Nothwendigkeit hinstellten, schöpfte man zu größern Unternehmungen Muth; doch der eigentliche Zauberer, der die Alpen ebnete, war der Kriegsgott. Napoleon[81] wollte, daß sich ganze Armeen, mit Geschütz und Train, nach jeglicher Richtung über das Gebirge bewegen könnten, und was er wollte, machte er innerhalb einiger Jahre zur That. Mit sieben prächtigen Heerstraßen durchfurchte er das starre Antlitz des höchsten Gebirgs unsers Erdtheils, und jetzt wird die Verbindung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien auf dreizehn Wegen unterhalten, die sämmtlich mit Lastwagen zu jeder Jahreszeit befahren werden können.

Keine dieser Straßen führt jedoch unmittelbar über die höchsten Kämme, wie dies bei niedrigeren Gebirgsketten häufig der Fall ist; alle laufen auf ihren erhabensten Punkten durch tiefe Einschnitte und Einsattlungen (*Cols*[82]), welche eine halbe bis zwei Stunden[83] breit sind und die schon in frühesten Zeiten zu Pfaden und Saumwegen benutzt wurden. In diesen Einschnitten, wo sich die Gewässer der verschiedenen Stromgebiete scheiden, entstanden schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Einsiedeleien, Klöster, Hospitäler und Wirthshäuser zum Dienste der Reisenden und zur Rettung der Verunglückten und Verirrten. Diese alten Werke der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit werden immer noch erhalten, obschon die Veranlassung, welche sie gründete, fast nirgends mehr vorhanden ist.

Der Kunstweg über den Gotthardt ist unter den Werken des Alpenstraßenbaus einer der größten und neuesten. Sein Hochpunkt befindet sich 6750 Fuß über dem Meere. Schon in den ältesten Zeiten verband der Gotthardtspaß die Schweiz mit Italien; schon die Römer fanden ihn gangbar, als sie in diese Gegenden kamen. Die unzähligen Völkerschwärme, welche Marius[84] vernichtete, die Cimbern und Teutonen, stiegen auf demselben in die lachenden Gefilde des Römerreichs herab, nach dessen Eroberung sie trachteten. Auf ihm drangen im fünften Jahrhundert ihre Nachkommen, die Allemanen, gegen das schwachgewordene Rom; doch waren auch sie nicht glücklicher, als ihre Vorfahren, denn sie wurden bei Bellinzona überwunden. Ein deutscher Prälat, der Bischof von Hildesheim[85], baute im zwölften Jahrhundert, bei Veranlassung einer Fahrt nach Rom, auf dem Col eine dem heil. Gotthardt gewie-

---

[79] Der Gotthardpaß (ital. Passo del San Gottardo); als Vorlage für diese Einlassungen diente offenbar der Artikel „IV. Kunststraße über den St. Gotthard nach Mailand“ in Joseph Meyers „Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände […]. Zweiter Band“ (Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1841), S. 210-212 als Vorlage.

[80] Der karthag. Feldherr Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig“, brq, „der Blitz“; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

[81] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[82] Frz., der Gebirgspaß (von frz. le col, der Kragen, Nacken; Pl. les cols).

[83] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[84] Der röm. Feldherr Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[85] Der hl. Godehard/Gotthard von Hildesheim (960–1038); ihm war 1230 die dortige Kapelle geweiht worden.

hete Kapelle mit einem Hospiz[86] für hülfsbedürftige Wanderer: eine Stiftung, die sich erhalten hat bis auf unsere Zeiten. Die alte Straße war ehedem gepflastert; sie konnte ohne Gefahr, jedoch nur mit Saumthieren passirt werden. Man brauchte von Altdorf bis Bellinzona drei volle Tage. Gegenwärtig macht man die Tour mit größter Bequemlichkeit zu Wagen in zwanzig Stunden.

Meistens kommen die Reisenden, welche aus der Schweiz über den Gotthardt nach Italien wollen, durch das Thal des Vierwaldstädter Sees über Füelen[87] und Altdorf her, wo sie einen Tag rasten, um die heiligen Orte der Freiheit zu betrachten. Von Altdorf steigt die Straße am Fuße einer steilen Gebirgswand langsam auf. Hohe Tannenwälder prangen auf derselben; seit Jahrhunderten werden sie wie ein Heiligthum erhalten, denn sie schützen das Städtchen und die Straße gegen die herabrollenden Felsstücke und Lawinen. Eine Brücke führt hinter Altdorf über den Schächenbach, welcher aus seinem Thale der Reuß[88] entgegen rauscht. Jenseits dieses Waldwassers schlängelt der Weg an senkelgeraden Felsen vorbei, die, wie steile Ufer eines Sees, aus der horizontalen Ebene aufsteigen. Und ein See war hier wirklich, bis der nagende Zahn der Zeit und der Druck der gefangenen Gewässer die Banden derselben sprengten und den Felsdamm niederstürzten, welcher sie abwärts einschloß.

Mit einer scharfen Wendung betritt die Straße das herrliche Thal, durch welches die mächtige Reuß dem Vierwaldstädter See zueilt. Ihre rechten Ufer sind hohe, üppig bewaldete Berge; links thürmt sich die Felswand des Golzernbergs[89] hoch empor und wirft weithin seine dunkeln Schatten; vorwärts schimmert der beschneiete Gipfel des Stägerbergs[90], und der hinter ihm glänzende, noch höhere Crispalt schließt die Fernsicht. In den Windungen des engen, romantischen Grundes hin führt die Straße zu einem Häuflein zerstreuter 25 Wohnungen: nach „Am Steg“[91] mit einem Posthause. Jenseits dieses Ortes passirt man den Kerstelenbach[92] auf einer Brücke, von der man den Einblick in den tiefen, von schroffem Gebirg eingefaßten Maderanengrund[93] genießt. Von diesem Punkte an steigt die Straße ohne Unterbrechung fort bis auf den Nacken des Gotthardts. Die Reuß bleibt die beständige Begleiterin; ihr immer und immer stärkeres Rauschen verräth ihr starkes Gefäll. Alle Berge werden majestätischer, ihre Formen markirter; die Welt der Hochalpen offenbart sich. Spitzen und Zacken ragen zwischen langen Jöchern, und von den Zinnen der Felsen sieht man die Nebel der Staubbäche, in denen sich die Sonnenstrahlen mit allen Farben des Regenbogens brechen. Der Wasserfälle ferner Donner wird häufig hörbar. Die Reuß tobt in tiefer Kluft dahin. Auf alten und neuen Brücken wird sie bald da, bald dort von der Straße überschritten, bis der „Pfaffensprung“[94] erreicht ist, eine Stelle, die jeden Wanderer fesselt. Hier stürzt sich die wilde Reuß senkrecht in die furchtbare Tiefe, hervorbrechend aus einer schmalen Bergspalte, über welche, der Sage nach, einst ein Mönch, mit seinem Liebchen im Arm, gesprungen seyn soll, um zu entfliehen.

Reisende, deren Seele für das Große in der Natur nicht schon todt ist, wandern von da bis zum Gipfel der Gotthardtsstraße zu Fuße. Brücken folgen auf Brücken, eine kühner erbaut als die andere. Auch den Beherztesten ergreift wohl der Schwindel, wenn er über ihre Brustwehr hinab in den dunkeln Abgrund schaut, wo der Strom rast, Gischtwolken emporspritzend. Wasen[95] wird erreicht, ein freundliches Dörfchen, das von „Am Steg“ zwei Stunden entfernt ist. Die Vegetation, bis daher noch üppig, wird nun ärmer. Mühsam und im Zickzack klettert die Straße an den steilen Thalwänden hinauf, bald hüben, bald drüben; tiefer, furchtbarer wühlt der Bergstrom, streckenlang zürnt er in schäumenden Was-

[86] Den Ausgrabungen entsprechend, scheinen die Ursprünge des Hospizes bis in karolingische Zeit zurückzureichen.

[87] Flüelen.

[88] Reuss.

[89] Der Golzern.

[90] Der Bristenstock.

[91] Amsteg, heute ein Ortsteil von Silenen.

[92] Chärstelenbach bzw. Kärstelenbach.

[93] Das Maderanertal.

[94] Der Pfaffensprung bei Wassen.

[95] Wassen.

serfällen. Giesbäche sieht man sehr häufig: öfters stürzen sie über die Straße und der Reisende blickt mit Verwunderung durch den dünnen, nassen Vorhang. Da, wo der Rohrbach aus enger Kluft, die mit wildem Gebüsch überwachsen ist, der Reuß zutobt, liegt ein Stein; – von dem weiß jeder Hirtenknabe zu erzählen, daß ihn der Teufel beim Erbau seiner Brücke verloren, und jeder warnt, sich darauf zu setzen. Wer möchte auch da ausruhen, wo die Schauer der großen chaotischen Natur rastlos vorwärts treiben? Nichts Freundliches begegnet mehr dem Auge; keine Hütte, kein Baum, kein schattender Busch; nur hie und da noch, unterm Schutze überhangenden Gesteins, wuchert zarter Farren oder gelbes Moos in den Klüften, oder ein einsames Alpenblümchen freut sich, ungepflückt, seines Daseyns. Kahle, oft über tausend Fuß hohe Felsmauern senken sich hinab, oder gipfeln als Thürme in die Wolken; oder aus schwindelnder Höhe gucken lockere Felsstücke, weit überhangend, auf den zagenden Reisenden hinunter, während schon hinabgerollte, hausgroße Massen zerschmettert am Wege liegen. Wann, wie es häufig der Fall ist, Gewitterwolken zwischen diesen engen Felsspalten sich sammeln, oder dicke Bergnebel den Reisenden in Finsterniß hüllen, so glaubt er sich dem Acheron[96] nahe und nicht mehr in der hohen, lichten Bergwelt.

In dieser Szene des Grauens – gerade da, wo alle Schrecken der Gegend auf die Seele des Wanderers einstürmen; da, wo er sich am Ende der Welt glaubt und ohne Ausgang: – da erscheint mit einem Male ein graubemooster Schwibbogen von rohen Felsblöcken, inmitten weißer Schaumwolken, umstürmt von hoch herabstürzenden Fluthen. Es ist die Teufelsbrücke[97] – und kein Wunder ist's, daß die Sage sie zu einem Werke übermenschlicher Kräfte gemacht. In einem einzigen Bogen von 75 Fuß Spannung schreitet sie leicht von einer Felswand hinüber auf die andere. –

Wer nicht schwindelt, der raste auf der Mitte des Bogens und schaue um sich. Ringsum Felsen, die nur den Blick nach den Wolken gestatten; Felsen, die sich fast berühren, und unter sich eine unabsehliche Tiefe, in welche eine schäumende, tobende Fluth hinabdonnert. Kein anderer Punkt der Alpen bietet ein solches Schauspiel wieder. –

Zum Glück ist die Brücke, dies merkwürdige Werk uralter Baukunst, allen Zerstörungschancen entgangen, welche Kriege und der neue Straßenbau in reichlichem Maße darboten. – Als Suwarow[98] mit seinen 30,000 Russen über den Gotthardt zog, waren schon die Pulvertonnen gefüllt, welche jene sprengen sollten; aber, betroffen von dem Anblick des Wunderbaus, befahl er bei Todesstrafe dessen Erhaltung. Suwarow befuhr nachher zum allgemeinen Erstaunen in einer niedrigen Droschke den Gotthardtsweg, der damals noch ein bloßer Saumweg war.

Ueber der Teufelsbrücke ist das Defilé durch himmelhohe Felsen geschlossen, in welche sich die Reuß senkrecht und so eingesagt hat, daß dem Wege auch nicht ein Fuß breit Raum übrig bleibt. Man mußte ihn des halb durch die Felsen führen. Diese Stelle, das Urner Loch[99], war ehedem ein enger, finsterer Stollen, passend zu der Schauerszene der Außenwelt; jetzt ist's ein prächtiger Tunnel, durch eine weite Oeffnung erleuchtet, welche man seitwärts in's Freie gebrochen hat. Durch dieses Felsenfenster sieht man die Wogen der wilden Reuß, welche durch die enge Felsspalte hinabstürzt. Ihr Gebrüll, das an den Felswänden schauerlich wiederhallt, übertäubt jeden andern Laut, und wer es wagt, sich über

---

[96] Der Acheron (griech. Ἀχέρων, Áchérōn) war in der griech. Mythologie neben Styx (griech. Στύξ, Stýx, „Wasser des Grauens"), Lethe (griech. ἡ Λήθη, hē Lḗthē, „das Vergessen"), Kokytos (griech. Κωκυτός, Kōkytós), Phlegethon (griech. Φλεγέθων, Phlegéthōn) und Eridanus (griech. Ἠριδανός, Ērīdanós) ein Fluß der Unterwelt.

[97] Im Jahre 1230 zunächst aus Holz errichtet, wurde sie 1595 durch eine massive Steinbrücke ersetzt; nach den massiven Beschädigungen durch die Kriegsereignisse vom 25. September 1799 (s. u.) konnte im Jahre 1830 endlich der Neubau fertiggestellt werden.

[98] Der russ. General Alexander Wassiljewitsch Suworow-Rymnikski (russ. Александр Васильевич Суворов-Рымникский, Aleksándr Vasíl′evič Suvórov-Rymnikskij; 1730–1800); er hatte mit seinen 21.000 Mann starken Truppen am 24. September 1799 den St. Gotthard passiert, und am darauffolgenden Tag war es an der Teufelsbrücke zu Kampfhandlungen gegen die Franzosen gekommen, aus denen Suworow zwar siegreich hervorging, die Teufelsbrücke jedoch weitgehend zerstört zurückließ. Der unsignierte Stich nach einem Gemälde von Josef Kreuzinger (1757–1829) aus dem Jahre 1799 wurde folgenden Werk entnommen: „Revolutions-Almanach von 1800" (Göttingen: J. Chr. Dieterich [1799]).

[99] Der erste Tunnel Urnerloch war bereits in den Jahren 1707/08 nach Plänen von Pietro Morettini (1660–1737) in den Berg gesprengt worden und wurde im Jahre 1830 erweitert und ausgebaut.

die Brüstung hinaus zu biegen, hat ein Schauspiel voller Erhabenheit, aber auch voller Entsetzen vor sich.

Jenseits des Urner Lochs ist die Szene gänzlich verändert. An die Stelle des Wogentumults ist Todtenstille getreten, statt des rastlosen Kampfgewühls der Elemente tritt das Bild ungestörter Ruhe vor die See- le. Ueber eine begraste Hochebene, an lichtgrünen Alpen hin, auf wel- chen da und dort ein Hirt bei sei- nen weidenden Rindern jodelt, führt die Straße nach dem Dörf- chen Hospital[100], dessen Häu- ser schon in weiter Ferne dem Wanderer freundlich zuwin- ken. Die Umgebung des Oert- chens ist das Bild der Einfach- heit und des Friedens. Bäume sieht man nicht; ringsum aber sind die schönsten Bergwie- sen, geschützt von den Mau- ern und Wallen, die des Schöp- fers Hand erbaut hat. Auch die Menschen sind keine unhar- monische Staffage in dieser Landschaft; sie scheinen zufrie- den. Obschon abgesondert durch ihre Lage von der übrigen Welt, führt ihnen die Straße doch Leute aus allen Weltgegenden zu, und Keiner kömmt und Keiner geht, der nicht zu der nie versiegenden Quelle des Erwerbs, welcher für die Hospitalbewohner die Straße ist, sei- nen Tropfen spendete. Mei- stens Hirten, sind sie neben- bei Führer, Säumer, Lastträ- ger oder Wirthe. Es ist ein ge- sunder, robuster Schlag mit dem wohlthuenden Blick frei- er Menschen. Hospital ist das letzte schweizerische Dorf. Es liegt schon so hoch, daß kein Getreide, kein Holz, kein Gemüse fortkommt. Alle diese Lebensbe- dürfnisse aber bringt der tägliche Verkehr aus den tiefer gelegenen Landstrichen reichlich und zu billi- gen Preisen herauf.

Alexander Suworow
(siehe hierzu S. 33, Anm. 98).

Von Hospital bis zum Hospiz sind es drei Stunden. Mühsam windet sich die Straße mit vielen Krümmungen hinan. Eine kleine, sterile Ebene bildet den Nacken des seitwärts noch 3000 Fuß höher ansteigenden Gotthardts. Das Plateau, von Felsen eingeschlossen, ist ein ödes, trauriges Plätzchen. Zehn Monate herrscht hier der Winter, das ganze Jahr der Sturm.

Auf dieser Höhe, 6750 Fuß über der Meeresfläche, umgeben von Felsen und den mit ewigem Schnee und furchtbaren Gletschermassen bedeckten Berggipfeln, lag sonst das von dem menschen- freundlichen Borromäer[101] 1648 erbaute Kloster der Kapuziner. Die frommen Väter empfingen die Reisenden gastlich und unentgeldlich, und suchten bei schlechtem Wetter mit ihren Hunden, deren letzte Abkömmlinge noch im Hospiz des großen Bernhard zu sehen sind, die Verirrten oder durch Lawinen Verunglückten auf, welchen nächtlich, von Viertelstunde zu Viertelstunde, durch eine Glocke Zeichen gegeben wurde. Der Krieg, welcher in der Revolutionszeit hier gewüthet, hat auch diese menschen- freundliche Anstalt zerstört[102], und von ihrem Daseyn zeugen jetzt nur einige von Brand geschwärzte Mauern. Die Sommermonate über unterhält ein Gastwirth[103] aus Airolo eine schlechte Wirthschaft hier oben, und ein Paar Spediteurs haben eine Waarenniederlage und einen Stall zur Bequemlichkeit der Fuhrleute und Maulthiertreiber erbaut, welche Lust haben, ihre Ladungen zu wechseln.

Mit dem ersten Schritte vom Nacken des Gotthardts abwärts ändert sich die Szene. Der warme Hauch Italiens weht von Airolo herauf und belebt das todte Gestein. Es bedeckt sich zuerst mit Moos und Farren, dann mit dichtem, kurzem Grase, dann mit der Flora der Alpen, und weiter hinab erscheinen das Rhododendron und andere blühende Kinder der südlichen Gebirge auf den Felsblöcken, welche des

[100] Hospental.

[101] Federico Borromeo (1564–1631), 1587 zum Kardinal kreiert, wurde er 1595 als Erzbischof von Mailand eingesetzt; er hatte das Hospiz ausbauen lassen, das – mit zeitbedingten Unterbrechungen – von 1685 bis 1841 von Kapuzinern geführt wurde.

[102] Im Jahre 1799.

[103] Felice Lombardi (1791–1863); er war 1841 zum Leiter des Hospizes auf dem St. Gotthard bestimmt worden.

Tessins (Tizino's[104]) krystallene Fluth umschäumt. Airolo, im erweiterten Thalgrunde, ein freundliches, lebenvolles, nahrungsreiches Städtchen, nimmt den Reisenden gastlich auf und Camezzi's[105] vortreffliche Wirtschaft reicht nach der anstrengenden Bergwanderung jegliche Erquickung dar.

Vom Gotthardt bis Airolo sind's 2 Meilen[106], und 2 ½ Meilen von da nach Faido, der nächsten Station. Auf dieser Strecke entfaltet sich noch einmal die große Alpennatur mit ihren Wundern. Die vortreffliche Kunststraße geht durch den Livinergrund[107] an den malerischen Wasserfällen des Tessin vorüber, bald über Viadukte, bald über kühn gesprengte Brücken. Die Szenerien des Val Tremola sind berühmt. Schauerlich ist die Felsenschlucht bei der Zitterbrücke (Ponte Tremola), über welcher die Steinmassen bis an die Wolken steigen, während der Tessin mit ungeheuerm Sturz und einem auf Meilen weit hörbaren Donner die Tiefe aufsucht. – Bald nimmt die Natur wieder freundlichere Züge an. Das Thal wird breiter, die Felsen sind nicht mehr mit entwipfelten Tannen, sondern mit dichtbelaubten, edlen Kastanien bewachsen, und zu ihrem üppigen Laubdach bildet die Fernsicht in die blinkenden Schneethäler rückwärts, aus denen silberne Kaskaden und Staubbäche herabstürzen, einen angenehmen Kontrast. An einer Stelle sieht man deren acht auf einmal.

Faido ist ein freundliches, gastliches Dörfchen. Die Ufer des Tessins werden immer lachender und weiter abwärts sieht man jede kulturfähige Felsecke sorgfältig benutzt. Weinreben ranken an dem Gestein, und die Aprikose und die Pfirsich bieten mit fruchtbeladenen Aesten dem Wanderer Labsal.

Es naht die eigentliche Grenze Hesperiens[108]. Bellinzona ist sein Thor, die nächste Station. Auf hohen Felsen, zu beiden Seiten der Straße, thronen und drohen zwei gewaltige Burgen; sie bewachen den Paß, einen Hauptschlüssel Italiens. Und hier, wo die Straße zwischen hohen Wallnuß- und Maulbeerbäumen hinzieht, an welchen die Weinrebe nachlässig von Stamm zu Stamm sich hinüber schlingt, wo die breitblättrigen Feigenbüsche die sonnigen Wände der Wohnungen bekleiden, verlassen wir den Weg und wünschen Allen, die ihn ziehen, der schuldlosen Freude volles Maß. –

[104] Recte: Ticino.

[105] Nicht ermittelt.

[106] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[107] Ital. Valle Leventina.

[108] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, Westen), in der antiken Literatur ein westlich gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprünglich von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

CCCCLXXIX
C. Reiss del.
DAS REUSSTHAL
im der Schweiz
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

CCCCLXXIX. Das Reussthal.

In den Alpen drängen sich die Abwechselungen der Natur oft in einem Raume von wenigen Stunden schroff zusammen. Aus lieblichen Hirtengegenden in eine fürchterliche Wildniß geführt, staunt der Wanderer und denkt der Ursachen so großer Veränderung nach. Noch zittert Schauer durch seine Glieder und seine Einbildung ist von den Bildern des Schreckens auf das Höchste gespannt: – da, auf einmal, wandelt sich die Szene von Neuem; er glaubt aus einem Traume zu erwachen, oder als seliger Schatten aus dem finstern Tartarus[109] einzugehen in des Elysiums[110] lichte Gefilde.

So schnelle und angenehme Ueberraschung wird dem Reisenden in der Schweiz, welcher zum ersten Male aus den Schöllenen in's Ursenerthal[111] kömmt. Die grauenvolle Oede, die ihn dort umgab, ist urplötzlich verschwunden; die lieblichste Landschaft lacht ihm entgegen. Die tobende Szene stürzender Gewässer hat sich in Stille verwandelt und das vom chaotischen Wirrwar übereinander geworfener Felsen und gespaltener Berge ermüdete Auge ruht auf dem erquicklichen Grün des dichten Grasteppichs, welcher das ganze Thal und dessen Bergwände bekleidet. Der Fluß, dessen Donner bald näher, bald ferner das Ohr betäubte, rieselt in diesem Ländchen des Friedens ruhig fort, die wilde Reuß ist eine stille Reuß geworden, und statt des unwirthlichen Felsengebäudes sieht der Wanderer wieder Menschen-Wohnungen vor sich, die ihm Ruhe und Erquickung verheißen.

Geht es auf der Lebensreise anders? Auch da ist Alpenland, und manche Pässe führen hindurch, und manches Hospiz steht auf winterlicher Höhe. Wie oft wandeln wir da an Abgründen hin, wie oft wird der Pfad durch ein unübersteiglich scheinendes Gebirge geschlossen, wie manchmal ist dem Auge jeder Ausweg verborgen! und wie plötzlich, ohne alle Vorahnung, thut sich dann ein Himmel statt ein Abgrund auf, wie oft schimmert Gottes grenzenlose Liebe wie eine blühende Aue da herein, wo wir an jeder Möglichkeit eines Fortkommens verzweifelten!– Wer hätte das Eine oder das Andere nicht schon erfahren? Wem hätte nicht, als irren Wanderer, wenn die letzten Kräfte ermatteten und verzagend über das Mißgeschick die Arme sanken, unerwartet das Glöckchen der Rettung getönt? Wem es aber nicht läutet, wem wirklich alle Auswege und alle Erdenpfade verschlossen bleiben: der schaue nach Oben mit erhobenen betenden Händen – und lacht ihm dann nicht das Aetherblau in das Herz hinein, knüpfet sich ihm nicht an die aufgegebene, vergängliche Erdenhoffnung die unvergängliche des Himmels: dann erst sage er, er sey verlassen, er sey elend. Aber er verklage darum nicht seinen Schöpfer. Nur die Schuld versteht es nicht, über den Schutt des Erdenlebens den festen Bau der Ewigkeit zu errichten – und nur das schwere Unrecht zieht den Menschen, wenn er die Arme um Trost gen Himmel streckt, immer wieder zur Erde nieder.

---

[109] Tartaros (griech. Τάρταρος, Tártaros; lat. Tartarus) ist in der griech. Mythologie ein Teil der Unterwelt, der in der tiefsten Region des Hades (Ἅιδης, Háidēs) liegt.

[110] Bei Homer (siehe hierzu S. 70, Anm. 225) ein Gefilde am westl. Erdrand beim Okeanos (griech. Ὠκεανός, Okeanós), wo ewiger Frühling herrscht und stets ein kühlender Zephyr (griech. Zéφυρος, Zéphyros) weht; dorthin wurden Zeus᾽ Lieblinge entrückt, wie z. B. sein Sohn Rhadamanthys (griech. Ῥαδάμανθυς, Radámanthys) und Menelaos (griech. Μενέλαος, Menélaos), um dort ein unbeschwertes, glückliches Dasein zu führen. Hesiod (griech. Ἡσίοδος, Hēsíodos; vor 700 v. Chr.) u. a. sprechen von Inseln der Seligen, wo von Zeus erlesene Heroen des vierten Menschengeschlechts unter Kronos᾽ (griech. Κρόνος, Krónos) Herrschaft fortleben. Manche Altphilologen meinten, in den Kanaren diese Inseln erkannt zu haben.

[111] Heute Ursern.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 36-41.

CCCCLXXXI. Bangor in Wales; die Schieferbrüche; Conway-Castle.

Auch die britische Erde hat ihre Eden[112]. Wales namentlich schließt Landschaften ein, von deren großen und reichen Natur kein Pinsel, kein Grabstichel und keine Feder ein genügendes Bild gibt. Das Thal von Gangollen[113] z. B. ist, nach dem Urtheil der Reisenden, eine Gegend, die alle Schönheiten der Rheinländer weit übertrifft. Nicht minder berühmt sind die Landschaften des Walliser Hochlandes. Das Gebirge von Wales ist das höchste der Insel, dem Riesengebirge an Umfang und Höhe etwa gleich; doch grandioser, als dieses. Viel zahlreicher sind seine Spitzen und Kegel, viel mannigfaltiger seine Formen, viel malerischer seine Gruppirungen. Hohe Kultur und wilde Natur berühren sich hier gleichsam und bieten die seltsamsten Kontraste dar. Während in den Thälern rühriger Gewerbfleiß wohnt und ihre dichte Bevölkerung jede Handbreit Land sorgfältig anbaut, während die Schlote der Dampfmaschinen aus jedem Bergwinkel gucken, ist die obere Bergwelt so öde und still wie die in Norwegen, und der Adler horstet dort so friedlich als auf den höchsten Alpen.

Reizendere Partien noch als Thäler und Berge haben die Gestade. Meist steil und schroff steigen die Küsten von Wales in das Meer hinab. Bald halten sie glatte Felswände dem Wogendrang wie einen Schild entgegen; bald hat die Fluth ihre Mauern niedergestürzt und groteske Felsgestalten bedecken, als Trümmer, den Rand des Oceans, oder ragen aus den Wogen. Viele der Uferstädte sind von Bildern dieser Art umgeben; – so auch Bangor. Eingekeilt liegt die gewerbfleißige Stadt zwischen den Bergen und dem Meere auf engem Strande. Die Kolosse in seinem Rücken, unter denen der Snowdon[114] alle überragt, scheinen dem Auge alle Geheimnisse des wunderbaren Landes verschließen zu wollen; nur nordwärts, nach dem Meere zu, ist die Aussicht weit geöffnet, und westwärts schweift sie über die grünen Hügel von Anglesey, welche jenseits der Meerenge von Menay[115] liegen.

Bangor ist als Stadt unbedeutend; aber die Sehenswürdigkeiten in seiner Nähe machen es berühmt. Die Kettenbrücke[116], welche nach Anglesey führt, ist die größte in der Welt; die nahen Burgen Penrhyn-Castle und Conway-Castle[117] ziehen eine Menge Reisende herbei; aber merkwürdiger als alles Dieses ist ein Schieferbruch, der 3000 Arbeiter beschäftigt, 500 Seeschiffe befrachtet und seinen Eigenthümer zum Krösus gemacht hat. Er bringt nicht weniger als eine Million Gulden[118] reine Revenue ein, folglich mehr als manches Reich seinem Könige.

Ein romantischer Weg, an dem Rande eines bewaldeten Bergstroms hin, führt nach diesem großartigen Werke, bei dem man inne wird, wie britischer Unternehmungsgeist es versteht, die unscheinbarsten Gaben der Natur mit den kolossalsten Resultaten auszubeuten und eine Steingrube in eine Goldgrube zu verwandeln, einträglicher wie keine auf der ganzen Erde. Schon von weitem hat der Anblick etwas so Ungeheueres, daß man sich zweifelnd fragt, ob's Menschenwerk sey, oder das der schaffenden Natur. In der Länge einer halben Stunde ragt ein schwarzer Bergrücken aus dem Hochwald; baumlos

---

[112] Hebr. גַּן־עֵדֶן, gan-ʿÉḏen, „Garten Eden"; griech. παράδεισος, parádeisos, „der Garten".

[113] Llangollen.

[114] Der mit 1.085 m höchste Berg von Wales.

[115] Die Menaistraße (engl. Menai Strait; walis. Afon Menai).

[116] Die in den Jahren 1819 bis 1826 nach Plänen von Thomas Telford (1757–1834) fertiggestellte „Menai Suspension Bridge" mit einer Gesamtlänge von 521 Metern.

[117] Die Ruine des zwischen 1283 und 1287 erbauten Conwy Castle.

[118] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

CCCCLXXXI
C. Reiss del.
T. Barber sc.
CONWAY-CASTLE
(Caernarvonshire)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

und finster, ähnlich jenen Basaltrücken, welche in dem Innern alter Vulkangebirge zuweilen die Kratergruppen umgürten. Bei halbstündiger Entfernung hört man das unaufhörliche Krachen der Pulverexplosionen im Bruche, welches sich, ähnlich dem Donner, zwischen den hohen, durch enge Thäler getrennten Bergen, fortpflanzt. Näher kommend, scheiden sich die Haldenzüge in sechs verschiedene Terrassen ab, die über einander emporsteigen. Auf jeder gewahrt man ein Gewimmel und Durcheinander von Menschen und Maschinen, Gerüsten und Leitern, Prozessionen von an einander hängenden Wagen, die auf Eisenbahnen fortrollen, von Krahnen, die Lasten hinaufziehen oder herablassen, von Wasserleitungen auf hohen Bögen und von unzähligen kleinen Gebäuden und Hütten. Am Fuße des Bergs münden Eisenbahnen auf stark geneigten Flächen aus und einige durch den Berg zur untersten Terrasse führende Stollen, deren Sohlen mit Schienen belegt sind. Auf denselben gleiten die gebrochenen Schiefer auf Wägen hinab zu der Haupteisenbahn, welche nach dem für den Schiefertransport erbauten Hafen führt, von dem aus die Versendungen in alle Weltgegenden geschehen. Einer jener Stollen dient zur Auffahrt für die Arbeiter und für die Fremden, welche den Bruch besuchen wollen. Man legt sich auf einen niedrigen Wagen nieder und wird mit reißender Schnelligkeit durch die dunkle Passage gezogen. Die Fahrt ist in der That gefahrlos; doch wird Jeder bei dem Gedanken zittern, daß, wenn der Wagen aus dem Geleise gleiten würde, die aus den Seitenwänden des Stollens oft scharf wie Messer vorstehenden Schieferspitzen den Reisenden unfehlbar in Stücke zerschneiden müßten. – Angelangt auf der ersten Terrasse staunt man über den alle Erwartung übertreffenden Anblick. Denke man sich eine schwarze Felsgrotte von einer halben Stunde im Umfang, in der die abgesprengten Schieferwände, mehre hundert Fuß hoch, senkrecht, oder überhängend, rundum emporstarren. An Seilen, welche an über den Rand des Kraters vorstehenden Balken befestigt sind, sieht man Menschen, gleich schwarzen Vögeln, um das Gestein herum schweben und sich bemühen, Löcher in die Felswände zu bohren, oder lange Eisen zwischen die durch Pulver schon gelockerten Massen zu zwängen und sie in den Abgrund zu stürzen. Auf der Terrasse selbst ist das Leben noch mannigfaltiger. Ihr Boden ist nach allen Richtungen mit Eisenbahnen durchfurcht, auf denen sich die eisernen Schieferwagen, leer oder beladen, bewegen; Knaben schieben sie mit Leichtigkeit vor sich hin, Pferde ziehen ganze Trains auf einmal. Schieferklumpen von mehr als hundert Zentnern werden zu den breternen Schauern gebracht, wo lange Reihen von Arbeitern stehen, welche die Blöcke durch Hammer, Meisel und hölzerne Keile in Tafeln zerspalten. Nicht weniger als tausend Mann sind immerwährend beschäftigt, die Tafeln in die verlangten Formate zu hauen und nach ihrer Größe, Qualität und Farbe zu sortiren; denn die Farbe der Schieferblätter wechselt vom lichten Grau bis zum tiefsten Blauschwarz. – Mitten im Bruch ist ein Laboratorium erbaut, wo eine Menge Menschen Patronen zum Sprengen anfertigen. Der Verbrauch an Pulver ist unglaublich groß; denn vom Morgen bis zum Abend hört das Knallen der Explosionen nicht auf; es ist hier wie auf einem Schlachtfelde, auf welchem sich der Kampf mit jedem Tage erneuert. Schweigt zuweilen der Donner der Minen, dann hört man den kriegerischen Schall der Warnungshörner, welche das Echo vervielfacht; – und auf das Signal sieht man Schaaren von Arbeitern, in deren Nähe eine Batterie von Bohrlöchern abgefeuert werden soll, in die aus Schieferblöcken errichteten Schirmhäuser flüchten, oder sich hinter die Mauern verstecken, welche den Bruch in verschiedenen Richtungen zu dem Zwecke durchkreuzen, den Arbeitern beim Sprengen des Gesteins einigen Schutz zu gewähren. Bei jeder Explosion wankt das Gebirge, ganze Felsmassen lösen sich von den Wänden ab, stürzen mit fürchterlichem Krachen in die Tiefe, und Wolken von kleinen, scharfen Schieferstücken fahren, mit Gewalt weggeschleudert, weit umher, wie die Stücke einer zerplatzten Bombe. Wehe dem Armen, der schutzlos in ihrem Bereich ist; er wird selten mit dem Leben, fast nie unverstümmelt davon kommen. Bei der Gewalt, mit der die oft messerscharfen Schiefer geschleudert werden, kann ein kleines Stück hinreichen, einem Menschen die Hand, das Bein, oder gar den Kopf rein abzuschneiden, und solche Fälle kommen nur zu häufig vor. Kein Tag vergeht, ohne daß Menschen verunglücken, oder mehr oder minder stark beschädigt werden. Darum ist auch dicht am Bruch ein eigenes, wohleingerichtetes Hospital gebaut worden, das mit einem Arzte, zwei Chirurgen und einer Apotheke versehen ist, und wo sich die Scenen eines Feldlazareths am Tage eines Gefechts fort und fort erneuern. Die verstümmelten, zu keiner Arbeit mehr tauglichen Arbeiter werden bis an ihr Ende versorgt. Sie kommen in das Invalidenhaus der Knappschaft, oder sie beziehen, wenn sie Verpflegung bei ihren Angehörigen vorziehen, eine Pension, wofür durch kleine Abzüge am Lohne eines jeden Arbeiters hinreichender Fond sich ansammelt.

Der Schiefer aus dem Bruche bei Bangor hat den Vorzug, daß er sich mit großer Leichtigkeit in sehr dünne Tafeln von den größten Dimensionen spalten läßt und, trotz seiner Dünne, doch eine außerordentliche Dauer besitzt. Seiner Leichtigkeit wegen eignet er sich zu allen Arten von Bedachungen und zum Transport in die entferntesten Länder. Er wird bis nach Südamerika und Indien verfahren, und große Quantitäten expedirt man sogar in die Länder, welche selbst einen Reichthum an Schiefer besitzen; z. B. Frankreich und Deutschland. – Bei allen überseeischen Versendungen wird er in Kisten gepackt, welche immer nur Tafeln derselben Größe enthalten. Der Preis richtet sich nach dem Format und der Farbe. Blauschwarze Schiefer von den größten Dimensionen (man hat sie bis zu 60 Quadratfuß!) sind die theuersten.

Das Spalten des Schiefers aus den Blöcken in Tafeln von höchstens ⅛ Zoll[119] Stärke erfordert Gewandtheit und Uebung, geht aber ungemein leicht und rasch von Statten. Spaltmesser und Keile sind die einzigen Werkzeuge des Arbeiters. Er zwängt die Keile ringsum auf dem Rand des abzuspaltenden Stücks ¾–1 ¼ Zoll hinein und bewirkt dann durch einige Schläge mit seinem hölzernen Hammer auf die Fläche das völlige Abtrennen der Tafel, die aus seiner Hand in die des Formatmachers übergeht, welcher sie nach dem Lineal auf den Kanten gerade haut. Diesem nimmt sie der Sortirer ab, welcher sie nach Qualität und Größe zu Haufen von 1200 Stück ordnet, die hierauf abgefahren werden. Man gibt auf der Grube 1200 Stück Tafeln für 1000, so daß 200 Stücke als Ueberschuß für den Bruch gerechnet werden, welchen die Waare auf dem Transport erleiden möchte. Der Dachschiefer ist das bedeutendste, doch nicht das einzige Produkt dieses berühmten Bruchs. Es gibt nämlich auch Schieferlagen, welche Blöcke von dichtem Korne mit wenigen Spaltungsflächen liefern; es lassen sich diese wie Marmor verarbeiten und sie nehmen eine treffliche Politur an. Dergleichen dichte Schieferblöcke werden in Menge, mittelst Sägen, zu Kamingesimsen, Tischplatten etc. verschnitten, und in den nächstgelegenen Ortschaften beschäftigen sich mit der feineren Zurichtung derselben einige tausend Menschen. Bangor treibt einen beträchtlichen Handel mit jenen Gegenständen nach allen Theilen des Reichs und den Kolonien.

Wir haben nun noch einen Gang nach dem berühmten, 2 Meilen fernen, Conway-Castle zu machen, welches von Eduard I.[120], dem Eroberer von Wales, als Zwingburg erbaut wurde, und jetzt eine der schönsten und besterhaltenen Ruinen in England bildet. Die Lage der Burg ist einzig; hoch prangt sie auf spitzigen Felszacken am Ufer eines breiten Stroms, und umgeben mit bewaldeten Bergen, über welche noch höhere ragen.

Auf einem Wege, der durch den Fels gehauen ist, dessen Wände Eppig[121] und die wilde Rebe bekleiden, steigt man zu den äußern Mauern empor, welche, obwohl verfallen, noch eine ununterbrochene Linie bilden, die mehr als 6 Morgen[122] Flächenraum umfaßt. Ein tiefer, aus dem harten Fels gesprengter, doppelter Wallgraben um gibt die Burg; über ihn führt ein hölzerner Steg nach dem finstern Burgthor und in den Hof. Schutt liegt in Haufen umher, Disteln wuchern und niedriges Gesträuch; aber fest und ganz streben die Mauern und schlanken Thürme auf, willens, noch vielen Jahrhunderten zu trotzen. Man zählt in der Burg 32 wohlerhaltene Thürme. Die Bevölkerung einer ganzen Stadt fände Platz in diesen Mauern, in welchen jetzt Krähen und Eulen zu Tausenden ihre Wohnung aufgeschlagen haben, die bei jedem Tritt des Besuchers in Schaaren und mit wildem Geschrei den Ruinen entflattern. Viele der innern Räume sind gewölbt, und diese sind fast alle noch gut erhalten. In dem halb eingestürzten Bankettsaal sieht man die hausgroßen Camine, an den Wänden der königlichen Zimmer Reste von Malereien, und die eisernen Haken, wo Rüstungen und Trophäen hingen. Im gut erhaltenen Closet[123] der Königin zeigt man noch den Betaltar mit herrlicher Holzskulptur. Ueberall trifft man auf die Spuren alter Kunst, – an Gesimsen, Fenster- und Thüreinfassungen, Treppengeländen u. s. w. sieht man Schnitzwerke, freilich vielfach beraubt und verstümmelt. Hinfällige Wendel-Treppen, von denen die Stufen längst ausgebrochen sind, machen es möglich, einige der Thürme zu ersteigen. Das kleine Wagniß lohnt

[119] 1 Imperial inch (Zoll) = 2,54 cm.

[120] Eduard I. (engl. Edward I; 1239–1307), seit 1272 König von England, Herr von Irland und Herzog von Aquitanien; er hatte in zwei Feldzügen bis 1283 das bis dahin weitgehend autonome Wales erobert.

[121] Veraltet für Efeu (Hedera helix).

[122] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[123] Engl., Geheimzimmer.

die imposante Aussicht auf das Meer und das Gebirge und in das betriebsame und gut angebaute Thal des Conway. Eine schöne Kettenbrücke mit Pfeilern, in Gestalt gothischer Thürme, führt dicht unter dem Schlosse über den Strom, und die nächsten Thürme des Schlosses selbst sind als Stützpunkte für das Werk benutzt. Seine ungeheuern Ketten verlieren sich ganz abenteuerlich in dem felsenfesten Gemäuer und von Weitem kann man das Alte vom Neuen so wenig unterscheiden, daß man eine prachtvolle Zugbrücke vor sich zu sehen glaubt, die mit dem majestätischem Schloß ein erhabenes und zusammenhängendes Ganze bildet. Man steht betroffen vor der unerwarteten Dekoration dieser mächtig krenelirten[124] Steinmasse, an welcher die Erinnerung hängt von neun Jahrhunderten stolzer, erbarmungsloser Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, Thaten voll Blut und wilder Größe. Wenn dann der Sturm über die Gipfel der Wälder geht und der rollende Donner der Erinnerung seine Stimme leiht – dann sieht man mit Lust die Krähen aus den Fenstern flattern: denn sie verkündigen den Riesengang der Welt und nehmen dem aufgeschossenen Gedanken, daß in diesem Hause noch Leben sey, den Stachel. Das Recht des Stärkern, jenes Recht, das freien Völkern den Despotismus und die Sklaverei gebracht hat, an diesen Mauern steht's noch geschrieben; aber sein Codex hat keine Geltung mehr. Die Zeit hat den Löwenvertrag zwischen dem Unterdrücker und Unterdrückten zerrissen. Die feudale Weisheit, die auf das Verderben der Menge das Recht, zu beknechten, gründete; die übliche Lehre, welche von diesen Burgen ausging: „nehmt dem Schwächern sein Erbtheil, und wenn er nichts mehr hat, dann sagt: weil er nichts besitzt, gilt er nichts; und weil er nichts mehr gilt, ist er auch nicht ebenbürtig, hat folglich das Recht verwirkt, zu seyn, was wir sind!" – die hat, Gottlob! die Zeit zum Spott gemacht. Nein, man kann die Kraft des Mittelalters bewundern, die Werke anstaunen, die sie geschaffen; aber die Feudalzeit zurückwünschen, welche nur Stärke und Schwäche, Räuber und Beraubte, Quäler und Gequälte Wölfe und Lämmer, Geier und Tauben gekannt hat und aus diesen Elementen ein System des Rechts sich zu schaffen vermas [sic!]: das können nur Menschen, welche die Natur ihrer Wappen-Bestien im Herzen tragen.

[124] Mit Zinnen versehen (von frz. créneau, die Zinne, Schießscharte; davon wiederum das frz. Verb creneler, mit Zinnen versehen).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 41-45.

CCCCLXXXII. Das Hospiz auf dem grossen St. Bernhard[125].

Auflösend und ausgleichend, zerstörend und verwischend wirkt die Zeit in der innern Welt wie in der äußern. Leid und Freud vergißt sich im Laufe der Jahre; die schönsten und tiefsten Eindrücke vom Er-

[125] Der Große St. Bernhard (lat. Mons Jovis, ital. Colle del Gran San Bernardo, frz. Col du Grand Saint-Bernard). Die zusätzliche Illustration nach einem Gemälde von Jules-Alexandre Duval Le Camus (1817–1878) wurde folgendem Werk entnommen: „Gedenke Mein! – Taschenbuch für 1850. Neunzehnter Jahrgang. […]“ (Wien: Pfautsch & Voß [1849]).

lebten und Gesehenen runden sich ab und verflachen sich, und die lebhaftesten Bilder, die wir im Gedächtniß aufbewahrt glauben, wer den allmählig in undeutliche oder unsichere Vorstellungen verwandelt. Nur was die Hand der Liebe der Erinnerung eingrub, hat eine längere Dauer, und zuweilen geschieht es, daß das Gepräge ihrer Bilder durch die Zeit nur um so schärfer hervortritt.

Am häufigsten wird der Tourist die Vergänglichkeit der Erinnerung inne. Vergeblich sucht er sie fest zuhalten, sie sich bleibend einzuprägen; ein Bild drückt sich dem andern auf und am Ende ist keins mehr kenntlich; sie werden unklar und verworren. Das ist namentlich der Fall, wo, wie beim Reisen in der Schweiz, ihm die Natur ihre prächtigsten Dekorationen in beständiger Folge vor das Auge führt. Das überfüllte Gedächtniß verliert dann nur zu leicht die ganzen Bilder und nur einzelne Figuren hält es fest, – Figuren, die mehr durch das Ungewöhnliche als das positiv Große ihrer Erscheinung imponiren.

So wird auch der, welcher über den großen Bernhard, den höchsten Gebirgspaß Europa's, steigt, schwerlich lange nachher noch das sich deutlich vorstellen können, was er auf dieser Wanderung Herrliches und Großes in der Alpenwelt gesehen hat; denn vor und nachher sah er des Aehnlichen so viel, und was man oft sieht, ermüdet und wird gewöhnlich, wäre es auch das Erhabenste und Vortrefflichste. Der Diener des Vatikans, der täglich die Fremden zu den Wunderwerken der antiken Kunst führt, geht an ihnen so gleichgültig vorüber als an einem Steinhaufen. Aber die willkommene, die gastliche, uneigennützige Aufnahme, die den Reisenden auf der unwirthlichen Höhe in dem einsamen Wolkenhause der frommen Augustiner überraschte, – was er dort gesehen und erlebt, Das wird er nie vergessen.

Der Paß über den St. Bernhard aus der Schweiz nach Italien ist ein uraltes Band beider Länder. Schon in vorchristlicher Zeitrechnung war er gangbar; ein Saumweg bestand während des ganzen Mittelalters. Die Straße beginnt bei Martigny, einem schön gelegenen Städtchen, bei welchem die Drance[126], ein klarer Bergstrom, in die Rhone fällt. Ueber zwei Stunden lang folgt sie dem Laufe jenes Flusses, verläßt ihn dann und steigt im engen Thale von d'Entremont[127] zwischen hohen Bergwänden empor. Beim Dörschen Liddes, 6 Stunden von Martigny und auf halbem Wege zum Hospiz[128], hört ihre Fahrbarkeit auf; Waaren und Menschen werden dort auf Saumthiere geladen; der Reisende legt dem Thiere die Zügel auf den Hals und überläßt sich der Sicherheit seiner Tritte. St. Pierre[129], eine Stunde weiter aufwärts, ist der letzte Weiler. Von nun an ist der Weg sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Auf schmalen, ungleichen, oft in scharfen Winkeln umbiegenden Fußpfaden geht es langsam vorwärts. Mit jedem Tritt verwildert und verödet die Gegend mehr. Schwärzliche Kiefern, deren Kronen der Sturm gebrochen und welche die Last des Schnees entzweigt hat, bedecken die Abhänge, oder gucken geisterhaft aus den Schluchten und Spalten herauf, an denen der schmale Pfad sich hinkrümmt. Die Vegetation schrumpft in immer kleinere Formen zusammen; der majestätische Wald wird zum niedrigen Buschwerk, bis er ganz aufhört. Lange Bergebenen folgen, auf denen moosreiches, niedriges Gras wächst und ein Paar Sennhütten stehen. Doppelreihen von Schnee- und Eisriesen steigen vorwärts auf mit zerschmetterten Felsenhäuptern und scharfen, in den Himmel stechenden Spitzen, und nur der schimmernde Dom des Montblank[130] erscheint so ganz und so fest unter den Bergruinen, wie der Tempel des Theseus[131] unter den Trümmern Athens. Aus den Schneefeldern aber, zwischen den hohen Kolossen,

---

[126] Die Dranse.

[127] Das Val d'Entremont.

[128] Das Hospiz wurde 1125 erstmals urkundl. bezeugt.

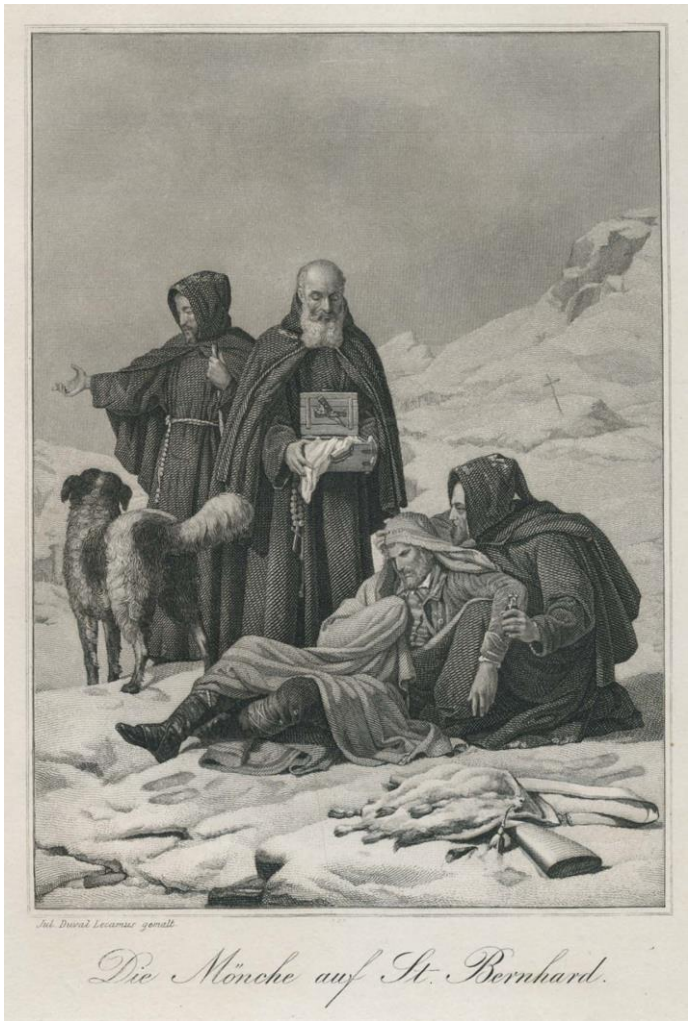
[129] Heute Bourg-Saint-Pierre.

[130] Montblanc.

[131] Eigentl. der Tempel des Hephaistos (griech. Ἡφαιστεῖον, Hēphaisteion) im Zentrum Athens, der zu den besterhaltenen griech. Tempeln zählt; er ist auch unter den Namen Theseion (griech. Θησεῖον, Thēseion) bekannt, da man in byzantinischer Zeit glaubte, die Gebeine des legendären griechischen Helden Theseus (griech. Θησεύς, Thēseús) seien hier begraben.

senken sich massige Gletscher hinab in die Schluchten, durch welche sie ihre Kinder, die tobenden Giesbäche, den tiefern Thälern zuschicken.

Auf der Bergebene sieht man in einzelnen, zwergartigen Lerchen[132] die letzten Spuren des Baumwuchses; das glühende Alpröschen aber und das Schneeglöckchen sticken lieblich Pfad und Matten und ihr Leben umrahmt gleichsam der Tod in den starren Massen des ewigen Eises. Der Weg zieht sich, nachdem er die Ebene verlassen hat, eine dunkele Bergschlucht hinan. Es ist dies die gefährlichste Stelle. Lawinen und Schneestürme, die selbst im Hochsommer vorkommen, bringen öfters Lebensgefahr, und hier ist's, wo sich die erste Station der Klosterbrüder befindet, welche Menschenrettung sich zur Lebensaufgabe machen. Ihr Aufenthalt ist eine aus Baumstämmen geformte Hütte, und eine zweite daneben dient zur Zuflucht der Reisenden.



Siehe hierzu S. 43, Anm. 125.

Von diesem Punkte bis zum Hospiz, auf dem Nacken des Passes, ist's noch eine halbe Stunde.

Aber welch ein Aufenthalt für Menschen, und noch dazu für gebildete und lebensfrische Menschen! – Winter, nur Winter Jahr aus, Jahr ein. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm grünt auf diesem höchsten bewohnten Punkt unsers Welttheils. Nichts als Felszacken und ungeheuere Bergtrümmer, nichts, als Schnee und Eis sieht man um sich, oder in Wolken gehüllte, hohere, auch mit ewigem Eis und Schnee bedeckte Gipfel. Keine Gemse irrt herauf, kein Vogel horstet in dieser Höhe; todt ist die organische Natur; nur des Gnomenlebens unheimliche Zeichen unterbrechen das tiefe Schweigen: die Schreckenstöne stürzender Lawinen, oder zusammenbrechender Felsmassen, oder das Krachen der Gletscher. Und in diese schreckliche Oede fesselt das frei gethane Gelübde achtzehn Jahre lang jeden der frommen Väter zur Erfüllung der schweren Pflicht, Erquickung und Hülfe zu geben allen Nothleidenden, welche durch diese Wüste wandern.

Die Gründung des Hospiz reicht in das graue Alterthum hinauf. Schon zur Römerzeit stand hier ein dem rettenden Jupiter geweihter Tempel, und die heidnischen Priester übten wahrscheinlich dasselbe Werk der Menschenliebe, welchem sich jetzt die christlichen widmen. Die Klostergebäude selbst sind massiv aufgeführt und so geräumig, daß etwa sechzig Reisenden ein bequemes, der achtfachen Zahl aber ein nothdürftiges Unterkommen gewährt werden kann. Die Zahl der Mönche wechselt zwischen zehn und vierzehn. Jeder besitzt zwei Hunde, – eine vom Gotthardt's-Hospiz herstammende, große, starke Doggenart, – welche er bei seiner täglichen Durchforschung der Gegend nach hülfsbedürftigen Reisenden mit sich nimmt, um ihm das Auffinden der Nothleidenden und deren Rettung zu erleichtern. Bei Nacht streifen diese verständigen Thiere weit umher, und finden sie einen Verirrten oder vom Schnee Verschütteten, so ruft ihr, wohl eine Stunde weit hörbares, Bellen die Mönche zum Beistand herbei. Alle Lebensbedürfnisse, selbst das Brennholz, werden von den nächstgelegenen schweizerischen

[132] Lärchen (Larix).

und italienischen Ortschaften auf Saumthieren heraufgebracht, und da die Klosterbrüder durch Schneestürme und übles Wetter oft Wochenlang von aller Gemeinschaft mit der übrigen Welt abgeschnitten werden, so müssen sie immer auf große Vorräthe bedacht seyn. Einen Jeden, der des Wegs zieht, wes Standes, Volkes, oder Glaubens er auch sey, erwartet im Hospiz herzliches Willkommen und ungefragt und unerbeten für sich und seine Thiere Erquickung. Man erheischt, man erwartet keine Bezahlung; Tausende bieten auch keine; indem aber der Reiche oft das Zehnfache bezahlt, steuert er dadurch zu dem edlen Zwecke und wird er selbst der Wohlthäter der Armen. Diese größeren Geschenke machen es erklärlich, wie jene frommen Menschen seit Jahrhunderten immer mit vollen Händen haben spenden können, ohne zuverlässige Einkünfte zu besitzen, oder eine dauernde Unterstützung vom Staate zu beziehen.

Die Mönche sind Deutsche, Italiener, Franzosen; es sind keine Kaputzenleute gewöhnlichen Schlags, die Indolenz[133] und Unwissenheit unter der Kutte verbergen; sondern wissenschaftlich gebildete Priester, welche sich in mehren europäischen Sprachen unterhalten können. Die kleine Congregation besitzt eine Bibliothek und naturhistorische Sammlungen, die besonders an alpinischen Erzeugnissen reich ist; ja sie steht mit mehren wissenschaftlichen Instituten Europas in regelmäßigem Verkehr. Literaturzeitungen und Journale finden ihren Weg in diese unwirthbare Höhe und gelehrte Forschung hat hier noch eine Stätte. Bei dem täglichen Umgang der Mönche mit Menschen aus allen Völkern und Ständen (der Paß über den großen Bernhard wird jährlich von 20,000 Reisenden besucht!) kann ihnen auch äußere Bildung nicht fehlen, und ihr Stand, noch mehr aber die Größe ihres Berufs, gesellen zu der Feinheit der Manieren den Ausdruck der Würde. Dem gemeinen Treiben der Welt und des Lebens fremd, fern von allen egoistischen Bestrebungen, haben sie nur für die allgemeinen und höhern Interessen der Menschheit Theilnahme, und kein Parteiwesen trübt ihr klares Urtheil.

Nahe am Hospiz ist ein kleiner See, welcher zuweilen gar nicht, nie aber vor Mitte Augusts aufthaut und gemeiniglich gegen den 1ten September wieder zufriert. Diesen 14tägigen Sommer haben die Klosterleute doch für die Kultur eines Gärtchens zu benutzen versucht, welches sie auf der Südseite des Hauptgebäudes anlegten und durch Mauern vor dem rauhen Athem der Winde schützten. In Mistbeeten, welche sie unausgesetzt mit Glasfenstern bedeckt halten und des Nachts sorgfältig mit doppelten, dicken Matten schirmen, ziehen sie in glücklichen Jahren Radischen und Kresse.

Die hauswirthschaftliche Einrichtung des Klosters ist musterhaft und, obschon sie weiblicher Hülfe entbehrt, ein Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Das Refektorium, groß und geräumig, ist mit hübschen Gemälden und Büsten, den Erinnerungsgeschenken von Reisenden, geziert, so wie auch die kleine, aber freundliche Kirche, in der die Priester den täglichen Gottesdienst abwechselnd verrichten, des Bilderschmucks nicht entbehrt. Das Todtenhaus[134] ist ein abgesondertes Gebäude und in seiner Art einzig. In der weiten Halle desselben werden die Leichen aller in den Schneestürmen und durch die Lawinen Umgekommenen und Aufgefundenen so lange ausgestellt, als es der Raum gestattet. Auf schwarzbehängten niedrigen Tafeln liegen sie da in ihren schneeweißen Gewändern wie schlummernde Geister! Die Körper verwesen in dem reinen, immer eiskalten Aether nicht; sie vertrocknen, und noch nach Jahren haben Reisende die Züge ihrer Anverwandten und Freunde wiedererkannt. Da die stets hart gefrorene Erde das Bereiten von Gräbern nicht zuläßt, so werden die Gerippe aus der Todtenhalle, wenn deren Raum überfüllt ist, auf einen anstoßenden Platz getragen, den eine Mauer einschließt. In Reihen geordnet liegen sie da und bleichen unter dem offenen Himmel.

Das ist das Hospiz; so Leben und Tod auf dem großen St. Bernhard.

[133] Im übertragenen Sinn Gleichgültigkeit, Trägheit (von lat. indolens, schmerzunempfindlich).

[134] Das 1476 gegründete Ossuarium „Morgue des Hospizes auf dem Grossen St. Bernhard“, das 1950 zugemauert wurde.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45f.

CCCCLXXXIII. Die Mountsbay[135] in Cornwallis.

Die Küste von Cornwallis kämpft um ihr Daseyn unablässig mit den atlantischen Fluthen. Wo diese ein weicheres oder zerklüftetes Gebirg fanden, da haben sie sich tief eingefressen und Golfe und Bayen aus dem Gestade gehöhlt. So ist auch Mountsbay entstanden, der weite, halbzirkelrunde Busen am westlichen Ende der Landzunge, welche England in das atlantische Meer weit hinausstreckt.

Die Ufer von Mountsbay sind sehr malerisch. Sie bestehen größtentheils aus schroff abgerissenen Wänden von Urthonschiefer und Porphyr, welche hoch aus der Brandung ragen. Senkrecht, ja oft überhangend, fallen sie mehre hundert Fuß tief zum Meere hinab, umlagert mit Felstrümmern, die ihnen den Anschein geben, als wären sie mit Pulver gesprengt worden. Zwischen den Felsen bahnen sich kleine Bäche ihren Weg zum Meere, und in ihren Schluchten sieht man die Dörfer und Gehöfte der Fischer mit den Wimpeln ihrer Barken – zerbrechlichen Fahrzeugen, auf denen jene kühnen und fleißigen Menschen allen Schrecknissen des treulosen Elementes trotzen.

Im August und September, wann die Wanderzüge der Makrelen und Sardellen an der Küste erscheinen, entfaltet sich in der Mountsbay ein emsiges Leben. Schon im Juli werden auf den höchsten Punkten Wachtposten ausgestellt, Hewers[136] (Schreier) genannt, welche auf die Ankömmlinge spähen müssen, zu deren Empfang jede Fischergesellschaft ein ungeheueres Netz in Bereitschaft hält, und an dessen Glück sich eben so viel Hoffnungen knüpfen, als bei dem Landmann an die Erndte. Erschallt nun das Heva! Heva![137] von den Höhen, dann wird die ganze Bevölkerung lebendig, im Nu eilt Jeder an seinen vorher bestimmten Posten, Alles ist Thätigkeit und Erwartung. Zuerst erscheinen kleine abgesonderte Schwärme der Fische; es sind die Vorposten, die Freicorps der Avantgarde; unbelästigt und unverfolgt läßt man diese ziehen. Aber so wie eine eigene Bewegung und trübere Färbung der Gewässer bemerken lassen, daß der Hauptzug sich nähert, dann gibt ein Böllerschuß das Signal zum Angriff und hinaus rudern die großen Boote, auf welchen jeder Fischerverein sein Netz hat, das an 2000 Fuß lang und 140 Fuß breit ist. Auf ein zweites Signal werden nun alle Netze zugleich in's Meer geworfen, und jede Kameradschaft sucht so viel Fische als nur möglich in ihren Netzraum zu fassen.

Ist dies geschehen, so werden die Enden des Netzes zusammen gebunden und andere Boote eilen herbei, um die ungeheuere Last in seichtes Wasser und an den Strand ziehen zu helfen. War der Fang ein gelungener, dann übersteigt die Menge der erbeuteten Fische jede Vorstellung. Manchmal enthält ein Netz nicht weniger als 5 Millionen Fische, welche, gesalzen, 1200 Tonnen füllen. Noch an demselben Tage werden die Netze entleert, die Fische an's Ufer gebracht, und Weiber und Kinder beschäftigen sich emsig damit, sie einzusalzen und zu verpacken. Die verdorbenen Fische (denn alle Hände reichen nicht hin, sie in der kurzen Zeit sämmtlich einzusalzen,) werden auf Hürden von Weidengeflecht gebracht, und unterm Drucke ihrer eignen Last träufelt ein Oel aus dem Haufen, welches aufgefangen wird und, als Pilchard[138]-Thran, in den Handel kömmt. Man gewinnt davon in manchen Jahren über 30,000 Zentner! Die Ueberbleibsel der Fische geben, mit Erde und Sand vermengt, ein vortreffliches Düngungsmittel, welches im Lande weit und breit Absatz findet.

---

[135] Mount's Bay (corn. Baya an Garrek).

[136] Engl., eigentl. der Hauer; die Bezeichnung scheint sich aber von dem untenerwähnten „Hever" (s. u.) abzuleiten, wohl ein Sammelbegriff, mit dem an der Südküste Englands Meeresbewohner der unterschiedlichsten Art bezeichnet werden, in Dover z. B. Krabben.

[137] Recte: Hever!

[138] Engl., die Sardine (Clupea harengus), also Sardinenöl.

Während des großen Fischfangs verlassen die Bergleute in den benachbarten Zinngruben häufig ihre Arbeit und helfen den Fischern; so wie ebenfalls die Fischer im Winter nach den Gruben wandern und da Arbeit nehmen. Diese gegenseitige Unterstützung von so ganz verschiedenen Gewerben ist nur dieser Küste eigen, hat aber das Gute, die Menschen an Fleiß zu gewöhnen und ihr Hauswesen zu verbessern. Die Fischer der Mountsbay sind gut genährt und gekleidet. Mäßiger Wohlstand ist häufig bei ihnen anzutreffen, und das Gefühl der Unabhängigkeit und der Sinn für häusliches Glück gehen in seinem Gefolge.

CCCCLXXXIII
C.Reiss del.
MOUNTSBAY
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 58-62.

CCCCLXXXVII. Die Boyneburg in Hessen.

Da, wo die Chaussee von Kassel nach Eisenach bei dem Marktflecken Bischhausen in das weite fruchtbare Werrathal tritt, erblickt man auf einem der höchsten Berggipfel, welche von der entgegengesetzten Seite das Thal umgürten, weitläufige Ruinen. Wohl eine halbe Viertelstunde lang dehnen sie sich aus in allerhand Gestalten, bald als Giebelwände, bald als die Reste von runden, oder viereckigen Thürmen, die, selbst ohne Zusammenhang, bald durch Hochwald getrennt, bald von ihm verborgen werden. Schon der Ruinen Umfang deutet an, daß es kein gewöhnliches Ritterhaus sey, welches hier gestanden hat; kein Horst adeliger Schelmen, die durch Straßenraub und Diebstahl den Besitz gegründet haben, in welchem die Enkel sich brüsten. Nein! die Boyneburg war eine jener uralten deutschen Reichsvesten, aufgerichtet, um die Gauen und Kaufleute zu schirmen gegen die Schnapphähne und Wegelagerer, um zu zügeln und zu züchtigen die Jünger des Faustrechts und um den Kaisern, wenn sie im Reiche umherzogen, Recht zu sprechen, Fehde zu schlichten, Unbill zu strafen, oder Rath zu pflegen über Reichs- und Landesangelegenheiten, zur Hofburg zu dienen. In solchen Reichsvesten, deren es über zwanzig gab, spielt die deutsche Geschichte der thatenreichsten Zeit, und auch an die Boyneburg knüpft sich manches Ereigniß geschichtlicher Bedeutung. Mancher Reichstag[139] wurde hier gehalten, manches für die Gestaltung deutschen Volksthums wichtige Gesetz hier erlassen, mancher Friede hier geschlossen und mancher Kriegszug hier verabredet, das Reich zu schirmen vor innern und äußern Feinden; auch mancher große und wackere Mann wurde hier geboren und erzogen, eine Zier des Vaterlandes in früheren Jahrhunderten und von deutschen Herzen noch in fernen Zeiten geehrt. Darum sind, die Boyneburg-Trümmer auch eine Wallfahrtsstätte für uns geblieben, und ihre grauen Mauern sind der Magnet, welcher alljährlich viele wandernde deutsche Jünglinge und Männer vom Wege ab, den dunklen Waldpfad hinan auf die lichte Höhe führen, wo jeder Stein eine Legende erzählt und wo nebenbei ein prachtvolles Rundgemälde überrascht und belohnt. Gar herrlich ist die Aussicht von der höchsten Trümmer selbst, die man, obschon nicht ohne einige Mühe und Gefahr, ersteigen kann.

Die Gründung des Schlosses, das in der ältesten Zeit Bomöneburg geheißen, verliert sich, wie der Ursprung des Boyneburgschen Geschlechts, in die Dämmerzeit der Sage. Schon im zehnten Jahrhundert[140] saßen daselbst Grafen Bomöneburg-Northeim. Als mächtige Dynasten herrschten sie weithin durch Hessen und im Thüringer Lande. Ein Graf Otto I.[141] wurde von der Kaiserin Agnes[142], der Vormünderin ihres Sohnes, Kaiser Heinrichs IV.[143], im Jahre 1061, mit dem Herzogthum Bayern beliehen. Dieser Otto war ein strebsamer, gewaltiger Mann, welcher, nicht nach Volks-, sondern nach Fürstenfreiheit trachtend, an dem Bau der Reichsverfassung rüttelte und, sich auflehnend gegen die Reichsobergewalt, die Saat der Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Fürsten emsig ausstreute. Nachher als Hochverräther vor den Reichstag nach Goslar geladen, sollte er seine Unschuld im Gottesgericht, im Zweikampfe mit seinen Anklägern, beweisen; – er kam jedoch nicht, und wurde in Folge dessen durch Reichsbeschluß seines Herzogthums entsetzt und in die Acht erklärt. Dies führte zum offenen Kampfe Ottos gegen das Rcichsoberhaupt, der lange Jahre gedauert hat und dem Reich Zerrüttung brachte, bis

[139] Einer im Jahre 1188 unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (ca. 1122–1190).

[140] Recte: Im 11. Jhd.

[141] Otto von Northeim (ca. 1020–1083), von 1061 bis 1070 als Otto II. Herzog von Bayern.

[142] Agnes von Poitou (frz. Agnès de Poitou; ca. 1025–1077), von 1056 bis 1061 Regentin des römisch-deutschen Reiches.

[143] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

C. Reiss del.
B. Metzerothsc.
DIE BOYNEBURG
Ansicht von der Datterpfeife.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

er durch die mörderische Schlacht bei'm Kloster Hohenburg[144] (9. Juni 1075) für Otto unglücklich endigte. Von allen Bündnern verlassen, lieferte er sich nun dem Kaiser selbst als Gefangener aus; jener aber, großmüthiger als unsere kleinherzige Gegenwart begreifen kann, machte den Rebellen zum Reichsstatthalter von Sachsen, während Otto seine beiden ältesten Söhne[145] dem Kaiser als Geiseln und Bürgen seiner Treue übergab. Nach Otto's Tode wurden die Boyneburg'schen Herrschaften und Besitzungen an seine zahlreichen Söhne vertheilt und das Geschlecht zerfiel in mehre Linien. Bis daher war das Stammschloß, die Boyneburg, freies Eigenthum gewesen. Heinrich V.[146] aber erhob es, mit Bewilligung seiner Besitzer, wegen der günstigen Lage desselben, zur Beobachtung der unruhigen Sachsen und der wegelagernden Ritter in der Nachbarschaft, zu einer Reichsveste, deren erbliche Obhut er den Boyneburgs anvertraute.

Das nun auf Reichskosten erweiterte Schloß wurde mit einer stattlichen kaiserlichen Wohnung geschmückt und erfreute sich fortan der öfteren Anwesenheit des Reichsoberhaupts und der Fürsten, welche dieses begleiteten. Ritterliche Spiele und glänzende Feste hatten ein Echo in den Mauern, wo jetzt das Rothschwänzchen nistet und das Käuzchen sich wohnlich eingerichtet hat. 1141[147] kam das Schloß, nach dem Aussterben der ältesten Linie, an einen Almarus von Boyneburg[148] – den Ahnherrn der in Franken und Hessen, in Bayern und Sachsen jetzt noch blühenden Zweige des uralten Dynastengeschlechts, welches den Wissenschaften Forscher und Förderer, dem Staate weise Berather und dem Vaterlande Feldherren und Helden in die Schlacht zu allen Zeiten gegeben hat. Ein Boyneburg (Kurt[149], der kleine Hesse genannt,) führte die Heere Karls V.[150] gegen Italien zur Demüthigung päpstlicher Anmaßung, und erstürmte 1527 Rom; zwei Boyneburge trugen den Cardinalshut; ein Boyneburg stand selbst einmal auf der Kandidatenliste zur deutschen Königswahl[151].

Aber der Glanz des Geschlechts konnte, trotz der Größe Einzelner, doch dem Verbleichen nicht entgehen. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dehnten sich seine Besitzungen von den Alpen bis nach Friesland und den Niederlanden aus; aber keine kluge Hauspolitik hielt sie zusammen – Erbtheilungen und Zersplitterungen brachten das Geschlecht herab, während andere, ebenbürtige Familien Fürstenthümer und im Laufe der Zeit selbst Kronen erwarben. Schon 1192 spaltete sich der Stamm in den der schwarzen[152] und den der weißen Fahne[153], und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts traten eine Menge Seitenzweige hervor, die sich nach den Schlössern nannten, welche sie bewohnten. Fehden mit den mächtiger gewordenen Rivalengeschlechtern und die bis in die neue Zeit reichende systematische Unterdrückung, welche von deutschen Fürstenhäusern geübt wurde, thaten das Uebrige, die Boyneburge vom Glanze vergangener Jahrhunderte zu entkleiden. Durch unglückliche Prozesse verloren sie den größten Theil ihrer Erbgüter an die Fürsten, in deren Ländern sie lagen, und ihr Territorialbesitz in Deutschland sank von 21 Geviertmeilen mir einer Bevölkerung von 40,000 Einwohnern allmählich auf vereinzelte Güter und eine kleine Herrschaft herab. Noch einmal schien dem Hause ein neuer Stern aufzugehen, als Kaiser Leopold I.[154] einem Boyneburg die reichsgräfliche Würde verlieh, eine Würde, „– welche (wie es im Diplom hieß) die Vorfahren schon seit undenklichen Jahren geziert hatte." Aber

[144] Kloster Homburg an der Unstrut.

[145] Heinrich der Fette (ca. 1055–1101) und Kuno von Northeim (1050/60–1103).

[146] Heinrich V. (1081 o. 1086–1125), seit 1106 römisch-deutscher König und ab 1111 römisch-deutscher Kaiser.

[147] Recte: 1144.

[148] Die Burg fiel nach Aussterben der Grafen von Northeim im Jahre 1144 zurück an das Reich.

[149] Konrad von Boyneburg d. Ä. (1494–1567).

[150] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[151] Wohl eher legendär.

[152] Boyneburg-Wildeck und Boyneburg-Lengsfeld.

[153] Boyneburg-Hohenstein, Boyneburg-Bischhausen und Laudenbach sowie Boyneburg-Stedtfeld.

[154] Leopold I. (1640‑1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

der neue Glanz hatte keinen Erben, denn der, den er umgeben, starb kinderlos und die Agnaten[155] thaten nichts, um die ausdrückliche Bestimmung der kaiserlichen Urkunde, „daß die gräfliche Würde nie wieder in dem Hause untergehen sollte," zur Geltung zu bringen.

Mit dem Geschlechte und dem Reiche verfielen auch deren Burgen und Vesten. – Das Haus, wo Friedrich I. und mehre Kaiser vor und nach ihm Hof gehalten hatten, war schon im 15. Jahrhundert verfallen und kaum noch wohnbar. Um 1202[156] hatte es aufgehört, eigentliche Reichsveste zu seyn; denn in diesem Jahre verlieh Kaiser Adolf[157], der Nassauer, durch einen Akt schnöder Ungerechtigkeit und des Hasses gegen die Boyneburge, ihr Stammschloß, die Reichsburg, dem ersten Landgrafen von Hessen, der dadurch zum Rang eines Reichsfürsten gelangte und von dieser Zeit an in den Reichsversammlungen Platz nehmen durfte. – Im Widerstande gegen diese schreiende Ungerechtigkeit und in der langen Fehde, die sich zwischen Hessen und dem tapfern reichsfreiherrlichen Geschlechte entspann, verblutete dasselbe seine beste Kraft und verlor die Hälfte seiner Besitzungen. Erst im Jahre 1460 kam zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen[158] und den Boyneburgs ein Vergleich dahin zu Stande, daß letztere ihr Stammschloß und die dazu gehörige Herrschaft von Hessen zu Lehn empfingen. Noch 1792 gehörte die Burg der Linie Boyneburg-Hohenstein; freilich nur als Ruine, denn das dreißigjährige Kriegswetter hatte sie zerstört; als aber jene Linie im genannten Jahre ausstarb, nahm Hessen ihre Güter in Anspruch, behauptete sich auch durch einen Prozeß im Besitze von einem Theile derselben und stand im Begriff, den Rest zur Ausstattung der vom Kurfürsten[159] mit einem Fräulein von Schlotheim[160] (nachherigen Reichsgräfin von Hessenstein) erzeugten Söhne käuflich zu erwerben, als 1806 Napoleon's Schwert die letzten morschen Pfeiler des alten Reichs zerschlug und dieses zusammenbrach[161]. Vor dem Eroberer wurde der Kurfürst landesflüchtig, und nach seiner Rückkehr hatten gänzlich veränderte Verhältnisse dem Gegenstande der Unterhandlung seine Wichtigkeit genommen.

Das Schloß, dessen weitläufige Trümmer die Plattform eines hohen Berges bedecken, welcher sich 1800 Fuß über der Meeresfläche erhebt und von dem man, vor der Mediatisirung[162] so vieler deutschen Reichsstände, über zwanzig Territorien erblicken konnte, erwarb sich noch in diesem Jahrhundert in den Kreisen der Wissenschaft einige Aufmerksamkeit als achtwöchentlicher Aufenthalt des berühmten Astronomen von Zach[163], welcher von hier aus eine Triangulirung zur topographischen Aufnahme Thüringens und Hessens leitete.

Die Sage rankt freudig um diese Ruinen und ihr Immergrün schmückt das todte Gestein mit dem Gewande des Lebens. Unter vielen ist folgende in Aller Mund. „Auf eine Zeit lebten auf der Boyneburg drei Fräulein zusammen. Der jüngsten träumte in einer Nacht, – es war in der Leidenswoche, – es sey in Gottes Rath beschlossen, daß sie im Wetter sollte erschlagen werden. Des Morgens erzählte sie ihren Schwestern den Traum, und als es Mittag ward, stiegen Wolken auf, die immer größer und schwärzer wurden, also, daß Abends ein schweres Gewitter am Himmel hing und ihn bald ganz zudeckte. Das

---

[155] Lat., männlicher Blutsverwandter der männlichen Linie.

[156] Recte: 1292.

[157] Adolf von Nassau (ca. 1250–1298; gefallen), seit 1292 römisch-deutscher König.

[158] Ludwig I., genannt der Friedfertige (1402–1458), seit 1413 Landgraf von Hessen.

[159] Wilhelm I. (1743–1821), seit 1760 als Wilhelm IX. Graf von Hanau, seit 1764 dort Regent und ab 1785 regierender Landgraf von Hessen-Kassel. Aufgrund der 1803 im Reichsdeputationshauptschluß erfolgten Erhebung zum Kurfürsten nannte er sich Wilhelm I.

[160] Karoline von Schlotheim, ab 1788 Gräfin von Schlotheim, ab 1811 Gräfin von Hessenstein (1766–1847).

[161] Kaiser Franz II. (1768–1835) hatte nach der Gründung des Rheinbundes zum 1. August 1806 durch Napoléon am 6. August die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niedergelegt und die Reichsstände von ihren Pflichten gegenüber dem Reich entbunden, was einer Auflösung des Reiches gleichkam.

[162] Unter Mediatisierung (lat., Mittelbarmachung) versteht man den Verlust der Reichsunmittelbarkeit, also die Unterwerfung von Herrschaften oder Besitzungen, die zuvor unmittelbar dem Heiligen Römischen Reich unterstanden, unter eine Territorialherrschaft. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 hatten zahlreiche Reichsstände ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, nämlich neben zahlreichen Fürstentümern und Grafschaften, nahezu alle Reichsstädte und geistlichen Territorien (Säkularisation) sowie die gesamte Reichsritterschaft; sie waren zumeist benachbarten bzw. neugegründeten Territorien zugeschlagen worden.

[163] Der österr. Astronom und Geodät Franz Xaver von Zach (1754–1832).

Wetter leuchtete, der Donner rollte von fern und kam näher und näher. Als nun das Feuer von allen Seiten herabfiel, sagte die älteste: „„ich will Gottes Willen versöhnen, liebe Schwester, und den Tod für Dich leiden!““ und darauf ließ sie sich einen Stuhl hinaus tragen, saß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß der Blitz sie träfe. Aber die Blitze schlugen rechts und links ein, doch sie traf keiner. Da stiegen am zweiten Tage die Wetterwolken von neuem auf, und der Regen prasselte, und der Donner brüllte, und die Blitze zuckten, daß es gräßlich zu hören und zu sehen war. Und am zweiten Tage ging das zweite Fräulein hinab und sprach zur jüngsten: „„ich will Gottes Willen versöhnen, liebe Schwester, mir sey der Tod für Dich beschieden!““ und saß draußen den zweiten Tag und die zweite Nacht. Aber die Blitze verzehrten sie nicht. Doch schrecklicher noch tobte das Wetter am dritten Tage, und der Hagel und die Fluthen verwüsteten die Fluren und Gründe, daß alle Bewohner der Gegend wehklagten und heulten lauter als das Wetter. Da sprach die dritte, die jüngste: „„Nun ist mir Gottes Willen deutlich; ich allein bin's, die sterben muß: des Herrn Wille geschehe!““ Und sie ließ sich den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen und die Schläfe falben mußte mit dem heiligen Oel – und auch der Richter ward herbeigerufen, vor dem sie ein Testament machte und stiftete: daß alle Leute, die dem Schloß Boyneburg unterthan waren, an ihrem Todestage gespeist werden sollten unter Gottes freiem Himmel auf ewige Zeiten. – Nachdem dies niedergeschrieben war, drückte sie ihren Siegelring drei Mal auf das Pergament, stand auf und stieg hinab in den Hof und setzte sich aus den Sessel und in dem Augenblick fuhr ein Blitz auf sie herab und tödtete sie.“[164] –

Und bis auf den heutigen Tag, nach so vielen Jahrhunderten, erhalten am grünen Donnerstage[165] alljährlich alle erwachsenen Personen in den zum Schloß Boyneburg gehörenden Dörfern eine Spende an Brod und Speck, nachdem der Pfarrer zu Datterode (der die Einkünfte der ehemaligen Schloßkaplanei genießt) Gottesdienst gehalten und der gottergebenen Stifterin gedacht hat.

Ehe ich die Feder niederlege, lege ich, ein Bürger von Geburt und Gesinnung, die Hand des Freundes in die meiner lieben Boyneburge[r][166] und fasse sie mit aufrichtiger Achtung und Liebe. Immer wird mir die Zeit theuer bleiben, wo ich ihrem Kreise angehörte, einem Kreise schöner, offener Herzen, in denen es keine verborgene Falte für mich gab. Fünf und zwanzig Mal brachte seitdem der Frühling Leben und Freude in die Natur, schüttelte der Sommer seine Schätze in ihren Schoos, sah ich des Herbstes Reichthum und des Winters schützende Schlummerdecke: aber mitten in den Wechseln und Kämpfen, die andere Verhältnisse um mich formten und fast in jedem Lustrum[167] mich mit neuer Wandlung umgaben, blieben meine Gefühle für jene edlen Menschen unwandelbar. Unverwischt stehen die Bilder der Lebenden auf der Tafel des Herzens und mein liebender Gedanke umfaßt die Schatten der Geschiedenen.

---

[164] Zitiert aus der Sage „10. Fräulein von Boyneburg“ aus den von Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) herausgegebenen „Deutschen Sagen“ (Berlin: Nicolai'sche Buchhandlung 1816), 1. Bd., S. 13-15; hier bes. S. 13f.

[165] Heutzutage wird das „Brotspendefest“ – ohne Speck! – an Christi Himmelfahrt begangen.

[166] Joseph Meyer hatte sich 1812 mit Christoph von Boyneburg-Lengsfeld (1752–1840) angefreundet, mit dem er 1821 die „Freiherrlich von Boyneburgische Gewerbs- und Hülfsanstalt“ gründete.

[167] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 67-70.

CCCCLXXXIX. Hohentwiel in Oberschwaben.

Von den geheimnißvollen Gestaden, an welchen die Gefährten des Odysseus[168] ruhen und der ewig lärmende Vulkan seine Werkstätte hat, versetze ich den Leser in des Schwabenlandes stille, heimische Waldgründe, in das eigentliche Geburtsland des deutschen Geistes, auf die Lieblingsbühne vaterländischer Sage und Geschichte.

Jenseits der Alp, einem rauhen, wasserarmen Kalkgebirge, welches Würtemberg von West nach Ost durchzieht, breitet sich ein romantisches Bergland aus. Es ist dies Oberschwaben, dessen südliche Marken bis an die Buchten des Bodensees und in die nördlichen Kantone der Schweiz reichen.

Die Krone dieser Landschaft und des ganzen Schwabenlandes ist der Hägau[169] (der Gau der Höhen) – eine Bergebene mit einem Kranze von Porphyrfelsen. Fast jeder der letztern trägt das Gemäuer tausendjähriger Burgen und Vesten. Die höchste unter diesen einstigen Hütern des deutschen Landes ist Hohentwiel.

Das Entstehen dieses Schlosses läßt sich bis an die Grenze der Römerzeit verfolgen. Geschichtlich wichtig wurde die Burg schon im 10. Jahrh. Damals war sie nämlich der Sitz der schönen und strengherrschenden Herzogin Hedwig von Alemannien[170], welche das Zepter über ganz Schwaben bis zum Neckar hin führte und es festhielt, bis dem Lande wieder ein Herzog ward. Seit der Zeit war Hohentwiel ein Eigenthum der schwäbischen Fürsten, bis es, nach Conradins[171] unglücklichem Ende, der Kaiser Rudolf[172], der Habsburger, als heimgefallenes Lehen seinem Kanzler Klingenberg[173] verlieh. Die Klingenberger behaupteten sich im Besitz bis 1538. In diesem Jahre kam es durch Kauf an das herzogliche Haus Würtemberg. Hierauf wurde es sehr erweitert und befestigt. Im dreißigjährigen Kriege und im spanischen Erbfolgekriege[174] vergeblich belagert, erwarb sich das Schloß den Ruf der Unüberwindlichkeit, verlor ihn aber 1800 durch eine schimpfliche Uebergabe an die Franzosen unter Vandamme[175], der das Pulver, welches gegen die Angreifer zu verschießen die Besatzung nicht den Muth gehabt hatte, in die Kasematten[176] bringen ließ und die Veste in die. Luft sprengte. Seitdem liegt sie in Ruinen.

Zur Ueberschauung des Schwaben- und des Schweizerlandes, zumal des vorderen Alpenzugs, wird dieser isolirte Hochlandsgipfel häufig bestiegen.

Hinan führt aus dem mit üppigen Wiesen und einem schönen Waldbach geschmückten Thale ein bequemer Fahrweg; die Meisten wählen aber den steilern Fußpfad durch die Rebengelände, welche den Fuß des Felskegels rings umgürten. Er bringt zu einer Schenke, welche auf nicht ganz halber Höhe neben

---

[168] Griech. Ὀδυσσεύς, Odysseús, ein Heros der griech. Mythologie.

[169] Hegau.

[170] Hadwig (ca. 940–994), als Gemahlin von Herzog Burchard III. (ca. 910–973) Herzogin von Schwaben.

[171] Konradin (1252–1268; hingerichtet) als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III. seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

[172] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

[173] Heinrich von Klingenberg (ca. 1240–1306), als Heinrich II. 1293 bis 1306 Fürstbischof von Konstanz und von 1296 bis 1306 Pfleger des Klosters Reichenau; für Rudolf I. (s. o.) war er Pronotarius und Vizekanzler.

[174] Siehe hierzu S. 158, Anm. 465.

[175] Der frz. General Dominique Joseph Vandamme, comte d'Unsebourg (1770–1830).

[176] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. casamatta, „Wallgewölbe"), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

einer Försterwohnung und einem Meyerhofe steht und wo gewöhnlich gerastet wird. Hinter dem Wirthshause, auf mauerartiger Felsumwallung, liegt der Friedhof mit den wenigen Ueberresten einer kleinen Kapelle, und manches versunkene Steinkreuz mit unleserlichen, uralten Schriftzügen gibt hier dem Alterthumsfreund Stoff zur Forschung. Wahrscheinlich war er die Ruhestätte der Burgbewohner, und der Meyerhof gehörte wohl ehemals zur Kaplanei.

An hohen, ausgehauenen Felswänden hin geht es fort bis an den Eingang eines dunkeln, wohlerhaltenen Thorgewölbes. Dieses führt in den Vorhof. Welch ein Anblick! Steintrümmer und Felsklumpen, die das sprengende Pulver abriß, liegen regellos und wild durch einander. Es sind die Ueberbleibsel der Kaserne, eines Wirthshauses, einer Apotheke und der Bastei, die den Eingang schützte. In der Mitte des Platzes steht noch, übermauert und unversehrt, der Ziehbrunnen der Veste, von großer Tiefe.

Steil und immer steiler geht der Weg zwischen Felsen fort bis zur zweiten Umwallung, jenseits welcher ehemals eine Zugbrücke zur eigentlichen Veste leitete. Jetzt ist ein hölzerner Steg über den mit Schutt und Steinblöcken bis zur Hälfte gefüllten Graben gelegt. Seitwärts gelangt man auf einem treppenförmigen Pfade auf die Zinne einer Schanze – und mit Zittern sieht man sich da am Rande einer senkrechten Wand von mehr als 400 Fuß Höhe. Hier ist die Aussicht schön! Die Burgen der Nachbarhöhen: Staufen, Stoffeln, Hohenkrähen, Mägdeberg, möchte man mit den Händen greifen, so nahe scheinen sie. Ihre Felssäulen erinnern an die Bilder der sächsischen Schweiz: nur mangelt dort die großartige Scenerie des Fernen. Noch einmal geht's bergauf – zu der Stelle, wo die dritte Zugbrücke stand, deren Graben die innerste Burg umgab. Letztere enthielt das Haus des Kommandanten, die uralte herzogliche Wohnung und den sogenannten Klosterbau – ein Gebäude unsicherer Herkunft, das später als Kaserne diente. Kreuzgewölbe, halb verschüttet, führen unter demselben hin und eine Menge Ornamente, welche an byzantinische Kunst erinnern, sind die unzweideutigen Zeugen von dem hohen Alter dieses Theils der Burg. Ihr schönster Ueberbleibsel aber ist die Kirchruine, deren zierliche Fenster, Portalwölbungen und reiche Ornamente die Blüthenzeit des deutschen Baustyls verrathen. Der Thurm derselben ragt noch hoch über alles Andere hinaus; doch die zehn Glocken, welche einst von da herab zur Andacht riefen, verloren ihr Stimmrecht an die unzählige Menge Raben, Eulen und Geier, welche ihre gemeinschaftliche Wohnung daselbst aufgeschlagen haben. Alle diese Ruinen der innersten Burg werden von einem großen, schön gepflasterten Hofraum eingeschlossen, in dessen Mitte alte Linden grünten, unter welchen die Besatzung der Veste zu exerziren pflegte. – Die Zerstörungslust der Franzosen hat glücklicher Weise gerade da etwas gelinder gehaust; viele Räume sind noch zugänglich und theilweise, Dank ihrer festen Bauart! gut erhalten. Im Rittersaale sind noch nicht alle Spuren der ehemaligen Pracht verwischt; an Thürgewänden, Kaminen und Gesimsen sieht man künstlichen Zierrath, und in den schön geformten Fensternischen lassen mancherlei Ornamente eine Meisterhand erkennen; was aber alle Herzen erfreut, ist die herrliche Aussicht aus den offenen Fensterluken auf die Burgen, die Seen, die Gebirge. Eine noch schönere ist dem Wagenden vorbehalten; ich sage, dem Wagenden; denn sie will mit einiger Gefahr erkauft seyn. Wer folgt mit hinauf zur luftigen Krähenwohnung, auf des höchsten Thurmes Zinne? Wohlan! die schwanke Leiter ist bald erstiegen und durch eine Bresche, welche mehr die Hand der Zeit, als die zerstörende des Pulvers, in die Mauer gerissen, erklimmen wir die Spitze.

Hier steh'n wir auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,
Da treibet auf der Eb'ne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der AlleMannen, mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen –
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen *)[177].

[177] *) Gedichte von G. Schwab, [(Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829)], II. Bd, S. 182.

Und in der That, eine lachendere, eine reizendere, eine weitere Aussicht kann es kaum von einem Alpengipfel geben, als von diesem Standpunkte. Zu den Füßen öffnet das Schwabenland, öffnen die Kantone Basel, Schaffhausen, Thurgau und St. Gallen ihre landschaftlichen Schätze – ein anmuthiger Wechsel von Berg und Thal, Wald und Wiesen, Ruinen und Schlössern, Städten und unzähligen Dörfern; nahe glänzt der Bodensee wie ein leuchtendes Meer mit seinen Buchten und seinen Garteninseln Reichenau und Meinau, mit seinen Ufer-Städten, Flecken und Dörfern, – ihrer mehr als hundert. Man sieht den Rhein, wie er, noch mehr See als Strom, sich gegen Stein fortwälzt, wo er hinter hohen Felswänden verschwindet; dann kommt er wieder – in sanfter Schlangenwindung zieht sich sein Silberband bis nach Schaffhausen hin, um abermals sich hinter Wald und Fels zu verstecken. – Die Prachtpartie der Vista aber geben die südlichen Fernen, ist die Ueberschau der Alpen. Das Auge herrscht über die ganze Kette, von den Berner Gipfeln bis zu den Riesen Tyrols. In Erstaunen und Ehrfurcht versunken, schaut man auf diese Welt von Pyramiden, auf diese Hieroglyphen-Schrift, mit welcher der große Gott die Urgeschichte seiner geschaffenen Erde schreibt, – für den Menschen ein Stoff des würdigsten Forschens und der erhabensten Offenbarung. („Auf den Bergen tritt der Mensch, wie das Kind auf einen Schemel.“ Hippel.[178]) Man sieht viele der hohen, nackten, Riesen vom Fuße bis zum Scheitel und manche himmelan strebende Firn, die in ewigem Eise starrt. Die kälteste Brust bleibt nicht kalt bei diesem Anblick, und eine empfindsame Seele schmilzt in unaussprechlichen Gefühlen. – Wohl dir, wenn du allein hinauf klettertest und kein profaner Begleiter dich stört. So allein, entrückt dem Getümmel der Welt: – wie nahe dünkt dich dann die ferne Wohnstätte, wie klein wird dir dann dein Kummer, wie leicht die irdische Bürde! Reiner schaut dich hier die kommende Sonne an, und wenn sie schon lange gesunken ist, strahlt noch ihre Glorie auf den Firnen und es weidet sich das Auge noch an ihrem Nachglanze, bis er von Bergstaffel zu Bergstaffel, von Zinke zu Zinke hinan allmählich verlischt. –

Kein Genuß gleicht einem solchen auf hoher Warte einer herrlichen Natur. Keiner ist schöner, keiner reiner, keiner läßt seligere Eindrücke zurück. Wer, der ihn gekostet hat, blickt – zurückgekehrt in die Strudel seiner Geschäfte, oder in den monotonen Wirbel conventioneller Vergnügungen – nicht oft mit Sehnsucht zu den erstiegenen Höhen und zählt die dort verbrachten Augenblicke zu den glücklichsten? Wer aber Gleiches noch nicht genossen hat, der eile, daß auch er sagen kann mit uns Andern:

„Auf den Bergen wohnt der Friede,
Auf den Bergen wohnt die Freude,
Auf den Bergen lebt die Freiheit,
Schlingt den Ehrenkranz um Beide.“[179]

[178] Der Staatsmann und Schriftsteller Theodor Gottlieb von Hippel (1741–1796). Obengenanntes Zitat findet sich allerdings so nur in „Meyer’s Universum“.

[179] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

CCCLXXXIX
C.Heiss del.
HOHENSWIEL
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 70f.

CCCCLXXXX. Neufchatel[180].

An dem zwischen zwei Ketten des schweizerischen Jura eingeklemmten, über 400 Fuß tiefen und an 6 deutsche Meilen[181] langen Neuenburger See, am westlichen Ufer desselben, liegt Neufchatel. Klein zwar (es hat nur 600 Häuser und 6000 Einwohner), ist es doch in der ganzen Welt bekannt und berühmt, denn es ist, nebst den Nachbarstädtchen Locle[182] und Chaux de Fonds[183], der Hauptsitz jener bewundernswürdigen Industrie, welche die ganze Welt mit dem versieht, was unsere rechnende, geschäftvolle Zeit am wenigsten entbehren mag: – einer Taschenuhr. – Die Uhrenfabrikation, deren Anfänge in diesen Thälern kaum 70 Jahre alt sind, hat hier unermeßliche Fortschritte gemacht. Die frühere Dürftigkeit hat sie in allgemeinen Wohlstand verwandelt, die Bevölkerung verfünffacht und bei den Hauptbesitzern des Gewerbs kolossale Reichthümer angehäuft. Im Kanton Neufchatel allein sind jetzt 25,000 Personen durch die Uhrenfabriken beschäftigt, und der Werth ihrer jährlichen Erzeugnisse (etwa 45,000 goldene und 110,000 silberne Taschenuhren, wozu sich noch an 10,000 Stück Spieldosen gesellen,) übersteigt die Summe von 9 Millionen Franken! Und doch ist diese Fabrikation in den meisten Ländern der Erde mit Einfuhrverboten und hohen Steuern belastet, so daß der Vertrieb großentheils auf dem Schmuggelhandel beruht.

Neufchatel ist in Form eines Amphitheaters gebaut, in dessen Hintergrund sich der hohe Jura erhebt, den oben Tannenwälder, unten Weinberge bedecken. Der schönste Theil der Stadt kehrt seine Fronte dem See zu. Dort ist Alles Glanz und Reichthum. Hinter den palastähnlichen Wohnungen der Kaufherren und Fabrikanten strecken sich reizende Gartenanlagen aus. Letztere öffnen sich gegen die höchsten Punkte des Gebirgs, das eine reiche Aussicht über den dunkelgrünen See hat, auf das jenseitige, mit Ortschaften bedeckte Ufer und auf die Alpenkette von Solothurn an bis zu der von Faucigny.

[180] Dt. Neuenburg; frz. Neuchâtel.

[181] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[182] Le Locle.

[183] La Chaux-de-Fonds.

CCCCLXXXX
C. Reiss del.
B. Metzeroth sc.
NEUFCHATEL
in der Schweiz
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75-77.

CCCCLXXXXII. Fort Fenestrelles[184].

Napoleon hat die Messiaden auf ein Jahrtausend in Verruf gebracht. Er trat in die Welt mit dem Beruf: ihr Erlöser zu seyn, und – schmiedete Ketten für sie, bis er selbst angekettet wurde. Die Hochstraße der Freiheit sollte er bauen, auf der die Völker glücklich, sicher und zufrieden wandern könnten durch die kommen den Zeiten, – und statt jener bauete er Hochstraßen für seine Heere; Eroberungs- und Schlachtenwege, nicht um zu befreien, sondern zu unterjochen. Aber es ist das Amt der Natur, daß sie die verkehrte Absicht der Menschen verbessere, und sie läßt manchen Keim Früchte tragen, an welche der Erzeuger selbst nicht dachte. Napoleons Werke überdauern seine Zwecke, und während die Nachwelt Nutzen aus ihnen zieht, segnet sie den Urheber und vergißt, was er gewollt hat. Viele der Fäden, welche dem gestorbenen Heros entfallen sind, spinnt sie emsig fort und leitet sie zu Zielen, welche dieser nicht im Auge hatte. So sind auch die Napoleonsstraßen über die Alpen, die für den Krieg erbaut waren, Beute des Friedens geworden, und die der Eroberer geschaffen hat zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Unterjochung der Völker, nützen diesen zu Handel und Gewerbe.

Napoleon führte zwei Straßen aus Frankreich über Turin nach Italien, welche beide ihren Uebergang auf dem Nacken des Genèvre[185] bewerkstelligen. Die eine dieser Straßen, und die frequenteste, geht von Turin über Susa; die andere über Pignerol[186] durch das Thal des Clusone[187] und über den Rücken des Sestrière[188]. Diese letztere ist der kühnere, gewaltigere Bau, auch ihre Szenerie ist die größere und reichere.

Der Eingang in das Clusonethal bei Pignerol, einem kleinen, armseligen Städtchen, ist schön. Noch waltet hier der Charakter der fruchtbaren Ebene vor, in welcher das prächtige Turin sich bettet; aber allmählig engt sich das weite Thal, die Seitenwände erheben sich, sie rücken zusammen und alpinische Züge treten in die Physiognomie der Landschaft. Die Thalwindungen versperren bald die großartige Ansicht der Meeralpen und des Monte Viso; rauhere, Lüfte wehen und die zartern Kinder der Flora von Piemont, der Granate feuriger Busch und das Mandelbäumchen, verschwinden. Während der Weg immer merklicher ansteigt, wälzt ihm zur Seite der wasserreiche Clusone mit Ungestüm sich über das mit großen Blöcken von Granit und Gneiss bestreute Bette. An mehren Stellen wird der Raum zwischen den Bergwänden zur Schlucht und die Straße schneidet tief in die Felswände ein, welche bis zu 300 Fuß hoch senkrecht emporsteigen. Aber da, wo das Thal sich erweitert, zeigt es den schönsten Wiesengrund und besäet ist es mit den freundlichen Wohnungen der Waldenser[189], welche hier, umgeben von dem finstersten Katholizismus, ein Paar kleine Gemeinden bilden. Als Ketzer von der übrigen Bevölkerung verabscheut, leben diese friedlichen, arbeitsamen und durch das Licht des protestantischen Glaubens beglückten Menschen hier, wie die Bewohner einer Oase der großen Wüste, in förmlicher

[184] Ital. Forte di Fenestrelle; die gewaltigste Festungsanlage Europas und nach der chin. Mauer das größte Bauwerk. Sie besteht aus den drei Festungen „San Carlo", „Tre Denti" und „Delle Valli", die miteinander durch einen Tunnel verbunden sind. Die Befestigungsanlage war in den Jahren 1728 bis 1850 zur Verteidigung des Königreichs Sardinien-Piemont gegen Frankreich errichtet worden.

[185] Frz. Col de Montgenèvre (ital. Colle del Monginevro).

[186] Ital. Pinerolo.

[187] Ital. Chisone.

[188] Ital. Sestriere.

[189] Eine vor allem in Italien verbreitete prot. Kirche, deren Ursprünge bis ins 12. Jhd. zurückreichen.

Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Sie haben zwei Kirchen, die eine in St. Germain[190], die andere in Pomerat[191] bei Perouse[192].

Weiter aufwärts geht der Charakter des Lieblichen wieder ganz verloren; wild, erhaben ist die Landschaft; Felstrümmer, seit Jahrtausenden hinabgestürzt, bedecken ihren Boden, weithin aufgeschüttet, hinreichend zum Aufbau ganzer Berge. Ungeheuere Felsklippen von dem zerstörtesten Ansehen fassen die Schlucht ein, in deren Tiefe das zürnende Alpgewässer, brausend, nicht sichtbar, sich durch das Gestein den Weg sucht. Der einzige Ausgang aus diesem öden Winkel voll Trümmer ist der Paß von Fenestrelles, den die Straße unter überhängenden Felswänden hin mühsam erklettert. Oben steht ein steinernes Kreuz mit einer kleinen Kapelle.

Hier erwartet den Reisenden ein imponirender Anblick. Einen finstern, bodenlosen Abgrund sieht er vor sich, auf dessen äußerstem Rande die Straße ruht, und jenseits desselben erhebt sich, von kahlen, senkrechten Felsmassen umstarrt, ein Berg in Pyramidenform, auf dessen terrassenartig ausgehauenen Seiten sich, zehnfach über einander, Batterien thürmen, die ihm die ehernen Rachen entgegen strecken. Die regellosen, eckigen Umrisse der Felsnatur contrastiren auf das wunderlichste mit den geraden Linien der Befestigungen, welche das hehre, stille Alpenbild durchstreichen. Napoleon stellte die unüberwindliche Veste als Hüter der Ausgangspforte seines Reichs hierher. Jetzt Sardinien gehörend und ihrem Zwecke entrückt, hat sie wenig strategische Bedeutung mehr, und spärlich bemannt ist sie nur noch als Staatsgefängniß berüchtigt und gefürchtet. Aus ihren Kasematten[193] hat man schauerliche Kerker gemacht, in welchen mancher Bösewicht, aber auch manche hochherzige, für das Wohl des Vaterlandes wagende Männer und begeisterte Wortführer der Freiheit zwischen den feuchten Mauern, in Gesellschaft der Molche, ihr Leben vertrauern. Gut gewählt hat sie, die Herrschergewalt; einen passenderen Käfig für ihre Feinde kann es in der Welt nicht geben. Seufzer und Flüche verhallen in dieser Oede; sie kann jedes Geständniß erpressen, und kann es hier ohne Furcht, daß der Aufschrei der Gequälten zu den Ohren des Volks dringe und es in seinem Schlafe störe. Hier, wie anderwärts, rufen die Söldlinge der Macht: „traurige Nothwendigkeit!“ Ja, traurige Nothwendigkeit, wenn es blos Mördern und Dieben gälte, Menschen, über deren Verbrechen jedes Rechtsgefühl, jedes Gesetzbuch das Verdammungsurtheil spricht; aber das, was viele dieser Staatsgefangenen verschuldet haben, das heißt jenseits des atlantischen Meeres Tugend und erwirbt einen Bürgerkranz. Es wäre gewiß menschlicher und für die ausübende Macht gesitteter Staaten ehrender, wenn ein Unterschied gemacht würde zwischen Verbrechen, welche allgemein, überall und zu allen Zeiten als solche erkannt sind, und solchen, die, glücklich vollendet, nicht mit einer Dornen-, sondern mit einer Lorbeerkrone vergolten werden. Es wäre auch klüger: denn hat durch alle Füssiladen, Marterkammern und Kerker die Ruhe, die Dauerhaftigkeit und das Wohlbefinden der Staaten Etwas gewonnen? Fragt die Geschichte aller Völker und aller Zeiten: sie wird es verneinen. So duldet denn, ihr Gewaltigen auf Erden, nicht, daß die Mord- und Kerkerpolitik ihr schauerliches Fastnachtsspiel länger treibe; aber greift das Uebel an der Wurzel an und rottet’s aus; d. h. – regiert besser!

[190] Ital. San Germano Chisone.

[191] Ital. Pomaretto.

[192] Wohl das ital. Perosa Argentina (in der näheren Umgebung befindet sich jedoch auch Villar Perosa).

[193] Siehe hierzu S. 55, Anm. 176.

CCCCLXXXXII
C.Reiss del.
FORT FENESTRELLES
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut. Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89f.

CCCCLXXXXV. Hannover.

In einer ebenen, wohlangebauten Gegend des norddeutschen Flachlandes, an der Leine, einem Flusse, der hier schon kleine Schiffe trägt, liegt Hannover, die Hauptstadt eines deutschen Königreichs; denn deutsch bleibt es, wenn es auch nie das Credo des deutschen Zollvereins[194] betet und die Oriflamme[195] des neuesten Deutschthums, unser Zolltarif, auch nimmer an seinen Küsten weht. – Im Mittelalter war Hannover Mitglied der Hansa, und noch trägt die Altstadt den Stempel dieser Zeit in seinen krummen, unregelmäßigen Straßen, während der jüngere Anwuchs, Neustadt und Aegydienneustadt, sich durch regelmäßige Anlage und schöne Straßen und Gebäude auszeichnen. Unter allen königlichen Residenzen Europa's die kleinste hat die Stadt kaum 2200 Häuser und ihre Bevölkerung erhebt sich noch nicht auf 30,000. –

Hannover ist weder eine eigentliche Fabrik-, noch Handelsstadt. Hof, Adel, Beamte und ein glänzender Militairstaat sind die Elemente seines Lebens und seiner Blüthe. Künftig wird das anders seyn. Dadurch, daß Hannover zum wichtigsten Knotenpunkt im norddeutschen Eisenbahnnetze gemacht wird, muß es sich zu einem Centralpunkte des Verkehrs erheben, und auch die große Industrie wird da einen Sitz aufschlagen, wo so wichtige Grundlagen ihres Gedeihens vorhanden sind. Hannover hat in seiner Nähe an Urstoffen für großartig zu betreibende Gewerbe manche Schätze, welche, wie die Steinkohlen, noch mehr aber die unerschöpflichen Torf- und Asphaltlager des Landes, zu einer bessern Nutzung dringend auffordern, die ihnen auch werden wird, sobald der Eisenbahnstern dem Spekulations- und Unternehmungsgeiste leuchtet. In unserer schnell schaffenden und gestaltenden Zeit dürften wenige Jahrzehnte hinreichen, um die Hoffnungen auf Hannovers Zukunft über alle Berechnung hinaus zu verwirklichen.

Unter vielen schönen Gebäuden, mit denen die neueren Stadttheile geschmückt sind, sind vorzüglich das königliche Schloß[196], das königliche Palais[197], die Domainenkammer, die polytech-

---

[194] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" war ein Zusammenschluß von Staaten des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 92, Anm. 262) für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

[195] Oriflamme (von lat. aurea flamma, „Goldflamme" o. „Goldfeuer") hieß die vom 12. bis zum Anfang des 15. Jhd.s geführte Reichs- und Kriegsfahne der frz. Könige; hier allg. im Sinne von Panier verwendet.

[196] Die Anfänge von Schloß Herrenhausen datieren ins 17. Jhd.; im 19. Jhd. war eine Umgestaltung in Sinne des Klassizismus erfolgt. Infolge der Luftangriffe auf Hannover während des 2. Weltkrieges brannte das Hauptgebäude am 18. Oktober 1943 vollständig ab. In den Jahren 2011/2012 wurde die Fassade des klassizistischen Schlosses rekonstruiert.

[197] Das Alte Palais, das eine äußerst wechselvolle Besitzgeschichte aufweist, stand an der Stelle des heutigen Hannah-Arendt-Platzes und des Niedersächsischen Sozialministeriums. Da die Altstadt von Hannover im letzten Krieg bei 88 Luftangriffen zu 90 % zerstört wurde, steht fast keines der hier genannten Gebäude mehr, erübrigt es sich eigentlich, weiter darauf einzugehen.

nische Schule[198], die Kadettenschule, das Ständehaus[199] zu erwähnen. Die Markt- und die Neustädter Kirche sind groß; ihre Ansprüche an architektonische Schönheit aber klein. Eine Zierde der Stadt ist die hohe Siegessäule[200], welche die Häusermasse überragt und schon von fern verkündigt, wie hoch man hier die Ehre der Schlachten schätzt; und in der That, kaum eine Stadt in Deutschland wird es geben, in welcher sich der unnütze Prunk der Soldateska so zur Schau stellt, als eben hier. Hannover wendet mehr auf ein Regiment, als auf das ganze Volksschulwesen des Königreichs.

Auch die Wissenschaft, so gering ihre Geltung hier seyn mag, hat in Hannover ein hübsches Ehrenmal. Vor dem Gebäude der königlichen Bibliothek steht unter einer Kuppel von antiker Form die Marmorbüste des großen Leibnitz[201].

[198] 1831 von Karl Karmarsch (1803–1879) als Höhere Gewerbeschule gegründet, bezog sie 1837 ein neu errichtetes Gebäude in der Georgstraße (heute Kröpcke-Center). Aus ihr sollte 1879 die „Königliche Technische Hochschule“ hervorgehen, aus der sich letztlich die „Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover“ entwickeln sollte.

[199] Das 1711 von Louis Remy de la Fosse (1659–1726) für die Calenberg-Göttingschen Landstände errichtete Ständehaus wurde bereits 1881 abgebrochen.

[200] Die Waterloosäule ist eine 46,31 Meter hohe Siegessäule im hannoverschen Stadtteil Calenberger Neustadt, die von einer Statue der röm. Siegesgöttin Victoria geziert wird. Sie war in den Jahren von 1825 bis 1832 nach einem Entwurf von Georg Ludwig Friedrich Laves (1788–1864) auf dem gleichnamigen Platz errichtet worden.

[201] Des Philosophen und Mathematikers Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716).

CCCCLXXXV
C. Reiss del.
HANNOVER
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

LEIBNITZHAUS in HANNOVER.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [61]-63.

Das Leibnitzhaus in Hannover.

Es ist vortheilhaft, Wirth des Genius zu sein. Goethe[202] spricht das Wort. Die Stätte, heißt es im Tasso, die eines großen Mannes Fuß betrat, bleibt geweiht für alle Zeiten[203]. Das Bild, welches diesen Zeilen beiliegt, führt an eine der Stätten, die geweiht sind durch das Gastgeschenk, welches der Herberge der Beherbergte mit seinem Namen zurückließ.

Unsre Illustration zeigt das Wohnhaus des größten Denkers, des bedeutendsten Kopfes, den das siebenzehnte Jahrhundert in und für Deutschland hervorbrachte.

„*E pur si muove!*“[204] An dem nämlichen Tage, obschon nicht des nämlichen Jahres, an welchem Galilei seinen Widerruf vor der römischen Inquisition thun mußte, den 23. Juni 1646, wird dem Leipziger Moralprofessor Leibnitz[205] ein Knabe Friedrich geboren. Im kleinen, armseligen Wittwenstübchen härmt sich die Mutter[206] mit der sechsjährigen Waise, der ein allzufrüher Tod den Vater entrissen hat. Mit beengendem Mangel und mit Noth hat die Frau zu kämpfen. Aber voll Zuversicht und hoffnungsfroh blickt die Wittwe auf den vielversprechenden Sohn, der den Virgil[207] auswendig weiß und den halben Livius[208], als er mit fünfzehn Jahren die Universität bezieht. Ein Lustrum[209] später machen sie den jungen Magister der Philosophie in Altdorf zum Doktor der Rechte.

Eine Scene des Zufalls, des Ungefährs! An dem Ehrenplatze einer Gastwirthstafel zu Nürnberg speist ein ältlicher Reisender, ein gar vornehmer Herr. Der kurmainzische Minister Boyneburgk[210] ist der Fremde. Am untern Ende der Tafel plaudert fröhlich und harmlos ein anderer jüngerer Reisender mit seinen Nachbarn. Unter heiterem Lachen erzählt er von einem Scherz, den er sich jüngst gemacht. Auf der Fahrt von Altdorf nach Nürnberg habe er von einer geheinmißvollen Gesellschaft Goldmacher gehört, die in letzterer Stadt ihr Wesen triebe. Rasch habe er nach seiner Ankunft einen Brief in dem alchimistischen Rothwälsch an diese Grillenfänger geschrieben, der jene so neugierig gemacht, daß sie ihn freiwillig in ihre Genossenschaft aufgenommen. Mit witzigem Spott schildert der Erzähler die albernen Thorheiten seiner Genossen. Der Minister horcht auf das Gespräch. Die Excellenz mengt sich in dasselbe. Eine nähere Bekanntschaft des Ministers mit Leibnitz, denn er war der Erzähler, ist das

[202] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[203] „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, \ Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt \ Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“ Zitat aus Goethes Schauspiel „Torquato Tasso. […]“ (Leipzig: Göschen 1790), 1. Aufzug, 1. Auftritt, S. 8.

[204] Galileo Galileis (1564–1642) berühmter Ausspruch: „Und sie bewegt sich doch!“

[205] Friedrich Leibnütz (1597–1652).

[206] Catharina Leibnütz geb. Schmuck (1621–1664).

[207] Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

[208] Der röm. Geschichtsschreiber Titus Livius (ca. 59 v. Chr.–ca. 17 n. Chr.).

[209] Siehe hierzu S. 54, Anm. 167.

[210] Johann Christian von Boyneburg (1622–1672), kurmainzischer Staatsmann unter Kurerzbischof Johann Philipp von Schönborn (1605–1673).

Resultat des Tischgesprächs. Bekanntschaften haben ihre Folgen. Kurfürstliche Gnaden Johann Philipp von Schönborn[211] geruhen den *Doctor juris* zu Höchstihrem Kanzleirevisionsrath zu ernennen.

Der Faustische Drang, das All zu begreifen und zu erfassen, die Richtung auf Universalität ist eine hervorstechende Specialität des germanischen Charakters. Die amtliche Thätigkeit für den Staat konnte bei Weitem nicht alle Kräfte des reichen Geistes von Leibnitz in Anspruch nehmen. Seinem Genius war es beschieden, fast in allen Wissenschaften zu arbeiten und alle mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Auf eine mathematische oder naturwissenschaftliche Studie folgte eine philosophische oder historische, eine chemische oder theologische Untersuchung; in den Tiefen der spekulativen Philosophie war er nicht minder zu Hause wie auf den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung. Die Schnelligkeit und Schärfe seines Geistes, verbunden mit einem beispiellosen Gedächtniß, waren gleich bewunderungswürdig. Beim ersten Blick durchschaute er nicht nur die verworrensten Gegenstände, die schwierigsten Probleme; er vermochte sie sofort mit der prägnantesten Klarheit und Gründlichkeit zur Darstellung zu bringen. Eh er es selber wußte oder ahnte, galt er Europa als eine erste Autorität. Davon sich zu überzeugen, ward ihm Gelegenheit, als er zu Anfang der siebenziger Jahre Huygens[212] in Paris und Newton[213] in London besuchte. Die Akademien beider Weltstädte rechneten es sich zur Ehre, den Gast zu ihrem Mitgliede ernennen zu dürfen.

Von seinen Reisen heimgekehrt, trat Leibnitz als Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover[214], da inzwischen sowohl der Kurfürst von Mainz als sein Gönner Boyneburgk gestorben waren.

Wohl ziemt es sich, mit einem Gefühl der Bewunderung und Pietät einen Blick auf die Stätte zu werfen, welche vierzig Jahre (1677–1716) die rastlose, unermüdete Arbeit des Mannes gesehen, um dessen Freundschaft die Großen der Welt und außer ihnen die Edelsten und Besten buhlten, wie nur immer in späterer Zeit um die Freundschaft eines Goethe oder Humboldt[215]. Die Arbeitskraft von Leibnitz entsprach seinem Arbeitsdrange. Erst um zwei Uhr nach Mitternacht gönnte er sich in der Regel den Schlaf. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit. Nie unterbrach er eine Arbeit, außer wenn ihn der Hunger bis zum Umsinken erschöpft. Gar oft vermied er das Bett überhaupt bei Studien, deren Gegenstand ihm ein besonderes Interesse abgewonnen. Dann schlief er nur ein paar Stunden in einem einfachen Lehnstuhl, um gleich beim Erwachen im Stande zu sein, ohne Zeitverlust bei der Arbeit fortzufahren. Eine eiserne Konstitution ermöglichte es, daß er mitunter monatelang auf diesem Stuhl fast ohne aufzustehen gearbeitet hat.

So einfach das Arbeitszimmer des Gelehrten eingerichtet war, so stattlich und elegant konnte das übrige Haus eingerichtet werden. Die Fürsten wetteiferten, dem Eigner reiche Jahrgehalte und reiche Geschenke zu schicken. Als Ernst August[216] Kurfürst von Hannover wurde, setzte er seinem Geheimrath und Hofhistoriographen einen Gehalt von 1300 Thalern aus, und bewilligte ihm außerdem freie Bedienten und freie Equipage. Der Herzog von Wolfenbüttel[217] gab ihm jährlich 600 Thaler; Peter der Große[218] schenkte ihm den Titel eines Kaiserlichen Justizraths mit einem Jahreseinkommen von 1000 Albrechtsthalern. Kaiser Karl VI.[219] fügte der Erhebung in den Reichsfreiherrnstand ein Jahrgeld von 2000

---

[211] Johann Philipp von Schönborn (1605–1673), vom 8. September 1642 bis 19. November 1647 Fürstbischof von Würzburg, danach Kurerzbischof von Mainz.

[212] Der niederl. Physiker, Astronom und Mathematiker Christiaan Huygens (1629–1695).

[213] Der engl. Physiker Sir Isaac Newton (1642–1727).

[214] Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (1625–1679) war 1665 für kurze Zeit Fürst von Lüneburg sowie ab 1665 Fürst von Calenberg mit der Residenz in Hannover.

[215] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

[216] Ernst August von Braunschweig-Calenberg (1629–1698), seit 1679 Fürst von Calenberg und ab 1692 der erste Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg.

[217] Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633–1714).

[218] Peter I. der Große (russ. Пётр I Вели́кий; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

[219] Karl VI. (1685–1740), seit 1711 römisch-deutscher Kaiser und Erzherzog von Österreich sowie Souverän der übrigen habsburgischen Erblande, als Karl III. (ung. III. Károly) König von Ungarn und Kroatien, als Karl II.

Reichsgulden[220] hinzu, und Sophie Charlotte, die geistreiche Gemahlin Friedrichs III. von Brandenburg[221], stellte ihre Chatoulle dem Begründer der Berliner Societät der Wissenschaften, aus der nachmals die Akademie wurde, bereitwilligst zur Verfügung.

Aber von dieser letztern Verbindung, von dem Verkehr mit der ersten Königin Preußens sollten Leibnitz nicht blos Auszeichnungen, Ehren und Geschenke die Fülle werden; auch die Fülle an Mühen, der Beschwerden, der Verdrießlichkeiten. Bayle's[222] Zweifel, dessen Werke sie mit brennendem Eifer studirt hat, will die Königin[223] von Leibnitz widerlegt haben. Der gelehrte Freund schreibt der gekrönten Freundin eine lange Reihe der scharfsinnigsten Briefe, aus denen in der Folge die „Theodicee" entstand; aber die Königin hat fortwährend zu fragen, die Erklärungen von Leibnitz bereiten ihr immer neue Schwierigkeiten und sie kann sich nimmer genug thun. Dem alternden, von Gichtanfällen heftig geplagten Manne ist diese Korrespondenz häufig eine kaum mindere Plage, eine Quelle der Störung und des Unmuths. Manchen Seufzer hört der Lehnstuhl: „Ihro Majestät will immer das Warum des Warum hören!"

Die Bäder von Pyrmont sollen dem 71jährigen Greise Linderung von der Uebermacht der Schmerzen und der Krankheit bringen. Die Reise wird unternommen, indeß ohne Erfolg. Wie er gelebt, die Feder in der Hand, stirbt Leibnitz auf seinem Lehnstuhl den 14. November 1716.

Mit schmerzlichem Neide neidete Alexander[224] es Achill, daß er in Homer[225] seinen Herold gefunden. Wir begreifen den Neid. Die Heroen, nicht blos der Sage, auch die Heroen im Sinne Carlyles[226] bedürfen ihrer Herolde und Sänger. So viel bereits über Leibnitz geschrieben ist, Leibnitz wartet noch seines Biographen.

Thad. Lau[227].

(tschech. Karel II.) König von Böhmen, als Karl III. (span. Carlos III.) designierter Gegenkönig von Spanien, ab 1713 als Karl VI. (ital. Carlo VI.) König von Neapel sowie durch den Frieden von Utrecht von 1713 bis 1720 als Karl III. (ital. Carlo III.) auch König von Sardinien, und ab 1720 als Karl IV. (ital. Carlo IV.) König von Sizilien.

[220] Siehe hierzu S. 38, Anm. 118; Währungseinheit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation; 1 fl. = 72 Kreuzer.

[221] Friedrich I. (1657–1713), seit 1688 als Friedrich III. Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches und souveräner Herzog in Preußen nahm er 1701 als König den Namen Friedrich I. an. Er war seit dem 14. August 1688 in 2. Ehe mit Sophie Charlotte von Braunschweig und Lüneburg (1668–1705) verheiratet.

[222] Der calvinistische Philosoph und Schriftsteller Pierre Bayle (1647–1706), der u. a. wegen seines ausgeprägten Skeptizismus als einer der bedeutendsten Köpfe der Aufklärung gilt.

[223] Sophie Charlotte Herzogin von Braunschweig und Lüneburg (siehe hierzu S. 70, Anm. 221); sie hatte am 6. November 1684 den preuß. Kurprinzen Friedrich (siehe hierzu S. 70, Anm. 221) geehelicht.

[224] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Aléxandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).

[225] Homer (griech. Ὅμηρος, Homēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

[226] Hier ist offensichtlich Thomas Carlyle's (1795–1881) Werk „On Heroes and Hero Worship and The Heroic in History" (London: J. Fraser 1841) gemeint, das 1853 in deutscher Übersetzung erschienen war.

[227] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 91.

CCCCLXXXXVI. Das alte Schloss Baden.

In den weiten Bereich der Parkanlagen, welche den berühmten Kurort Baden-Baden umgeben, gehört auch das alte Schloß Baden, der Ahnensitz des milden Regenten[228] über eines der schönsten deutschen Länder. Ueber dem Thale, in welchem der Kurort sich bettet, liegt es auf halber Höhe einer bewaldeten Bergkuppe. Geebnete Pfade führen von allen Seiten zur Ruine, die auf schroffem Porphyrfels im Kreise vielhundertjähriger Bäume steht, von Epheu umgürtet und durch abgetragene Felsmassen und einen tiefen, jetzt verschütteten Graben von der Kette des Bergrückens geschieden. Neben dem Schlosse, auf einem Ruheplatze, überrascht durch eine lichte Waldöffnung eine heitere Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

[228] Leopold I. (1790–1852), seit 1830 Großherzog von Baden.

CCCLXXXXVI
C. Reiss del.
BURG BADEN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847[229]. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89-96.

DXXXIII. Baden-Baden[230].

Wer zur Saisonzeit durch die prachtvollen Säulenhallen, durch die Promenaden und englischen Anlagen, durch die in feenartigem Glanze schimmernden Säle des Kurorts Baden-Baden wandelt, vergißt, daß er sich in einem Landstädtchen befindet, welches einem kleinen deutschen Fürsten angehört: er fühlt sich in eine Hauptstadt des Kosmopolitismus versetzt, in welcher die sogenannte Elite der Nationen unsers Welttheils ein Lustlager aufschlug. Allenthalben, in Promenaden, an Buden und Laden, in Hallen und Sälen, an Menschen und Thieren siehst du die ausgesuchteste Pracht zur Schau gestellt, Lust und Genuß sind die Firmen auf allen Schildern und Stirnen, und wenn mitunter ein Kranker in einfachem Gewande zwischen der rauschenden Menge dahin schleicht, so ist dieß nichts Störendes; liegt doch der Gedanke nahe, daß auch anderwärts nicht lauter Gesunde wohnen.

Und wer sind die Hunderte und Tausende, welche die wandelnde Bevölkerung dieses Ortes bilden? Wer sind diese glücklichen Menschenkinder, welche, unbekümmert über das Links und Rechts mit seiner Sorge und seiner Noth, harmlos der Zukunft entgegentanzen? Wer find die Vollbürger in diesem Schlaraffenlande?

Antwort: Die Aristokratie Europa's, die Aristokratie nach allen ihren Abstufungen, von der der Geburt und des Geldes an bis hinauf zur Aristokratie des Genies. Denn hier haben ihre Vertreter sowohl die feinste Bildung, wie die Aufgeblasenheit der hohlen Arroganz, das körperliche Siechthum, wie die geistige Zerfahrenheit und die trostlose öde Blasirtheit, und rings um die Peripherie dieses Kreises zieht die Gewinnsucht eine doppelte Mauer, während zwischen allen Radien hin die Gaunerei ihre Schleichwege bahnt.

Das durch Jahrhunderte klug und keck durchgeführte Streben der Gewaltigen in der Vernichtung aller der reinen Natur entkeimten Verhältnisse in Staat, Kirche und Familie erblickt hier sein glänzendes Resultat zu einem Gesammtbild vereinigt, wie es kaum ein anderer Punkt Europa's in so engem Rahmen darbieten kann. In diesem Spiegel sieht die alte Europa, was unter Kamm und Scheere der Höfe und deren Schleppenträger, Adel, Pfaffen und Beamten, endlich aus ihr geworden ist.

Betrachtet diese Elite der Gesellschaft recht in der Nähe, tretet in ihre Privatzirkel, begleitet sie auf die Promenaden und auf gemeinsamere Ausflüge zu den nahen zahlreichen Lustorten, folgt ihnen in die Säle zu Bällen und Reunionen nach und stellt euch hinter sie am grünen Tische; haben sich eure Augen an den anfangs gar blendenden Glanz gewöhnt, so merkt auf, welches Triebrad die vielen großen und kleinen Räder dieser Gesellschaftsmaschine in Bewegung setzt? Es ist ein Doppelrad: die asiatische Schwelgerei und die europäische Lüge.

Wer blickt noch nach Asien, um eine Satrapenwirthschaft[231] zu erspähen? Wer sucht noch nach Verbrechen des Harems im Morgenlande? Das Ausgesuchteste von Beiden bietet uns die europäische Aristokratie von Lissabon bis Petersburg in ihren Palästen und Wanderzelten, daheim und auf ihren

---

[229] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1849 erfolgt sein, da sich der Artikel über den „Leipziger Markt" (S. 156-160) nicht nur eindeutig auf die revolutionären Märzereignisse dieses Jahres bezieht, sondern auch die Erschießung Robert Blums (1807–1848) im November 1848 behandelt, wozu ein Werk aus dem Jahre 1849 zitiert wird.

[230] Lat. Aquae bzw. Aurelia Aquensis.

[231] Satrap (griech. σατράπης, satrápēs; altpers. 𐎧𐏁𐏂𐎱𐎠𐎺𐎠, xšaçapāvā, gelesen wie ksatrapava, „Schützer der Herrschaft"), Titel des Statthalters einer größeren Provinz (Satrapie) im antiken Perserreich; Satrapen hatten eine politisch-administrative und militärische Leitungsfunktion, einem heutigen Gouverneur entsprechend. Bereits im 19. Jhd. wurde der Begriff Satrap bzw. Satrapenwirtschaft sarkastisch für Despotismus bzw. Behördenwillkür verwendet.

BADEN - BADEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Geschäftsreisen, d. h. ihrem hastigen Jagen nach Reizung und Befriedigung der ermatteten Begierden, nach Ausfüllung der langen leeren Stunden so vieler langer leerer Tage des Jahrs, nach Ausspinnung der in der Verzweiflung über das ewige Einerlei ihres faden Lebens angeknüpften Intriken, der ärgern Pläne nicht zu gedenken, deren schauderhaftes Gelingen in unseren Tagen manche Königskrone und manchen Fürstenhut an den Pranger des Abscheus genagelt hat. Wahrlich, der Orient ist mit all seinen Erbärmlichkeiten eingezogen in die höhern Regionen des Abendlandes, in denen Prunksucht und Faullenzerei das von Millionen fleißiger Hände unter Hunger und Mühsal Zusammengebrachte genußlos verpraßt.

Ja, genußlos! Besuchen wir die gerühmten Salons der Exclusiven und beobachten sie während der gepriesenen Saisonzeit der Bäder, was tritt uns da allorts entgegen? Zunächst die Mode, der Eitelkeit und Beutelschneiderei stets kränkelndes Kind, für das enorme Summen verwendet werden, ohne daß es je zu einem gesunden, festen Zustand gelangt. Das schadet nicht. Es veranlaßt doch den Ausdruck von Vergnügen in der stets geputzten vornehmen Welt, man freut sich über ein anderes Bändchen, ein anderes Fältchen, einen anderen Schnitt, eine andere Farbe, und warum nicht? Man muß ja vergnügt seyn, dazu ist man vorhanden. Schmückt sich doch auch der Wilde mit buntem Gestein, der Indianer tätowirt sich und die Pfauenfeder ist des Chinesen höchste Zierde. Aber Genuß, den Genuß der Gebildeten, der Edelen (und dazu rechnet sich ja die gesammte Aristokratie) erkennen wir darin nicht. – Tretet in die Salons, in denen der Luxus die Schätze aller Welttheile zusammengeschleppt hat, in denen dem Auge, den Ohren, dem Gaumen entgegen kommt, was nur fähig ist, ein Beglaubigungssiegel auf das Zeugniß über den Reichthum des Besitzers zu drücken, euch erfaßt ein doppeltes Staunen: über die zahllosen Herrlichkeiten der Erde und – über die gleichgültigen Gesichter Derer, aus deren Wink diese Pracht zusammengetragen wurde. Ist Das doch Alles nur da, damit Andere eine huldigende Verwunderung aussprechen, und ist es doch plebejisch, über Dinge, deren baarer Werth tausend arme Familien beglücken würde, ein anderes, als das alltägliche Gesicht zu zeigen. Hier darf das innere Vergnügen der Exclusiven nicht hervortreten. Wie bürgerlich wäre das, wie gemein! – Belauscht das aristokratische Geflüster ihrer Conversation. So feine, vornehme Leute, die von ihrer Höhe auf das Volk tief herniedersehen, gewiß bewegen ihre Gedanken sich stets in edelster Haltung um die erhabensten Gegenstände; gewiß erkennen und durchforschen sie, denen der Staaten Lenkung bis daher allein in die Hand gegeben war, die Mittel zur Menschenbildung und Volksbeglückung; gewiß sind sie mit den Schöpfungen unserer großen Geister, mit den Meisterwerken der Künste, mit den Fortschritten der Wissenschaften, mit den Bewegungen im Völkerverkehr innig vertraut und in ihren Kreisen darauf bedacht, mit ihren reichen Mitteln allenthalben zu helfen und zu fördern. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. – Weit gefehlt! Es gab eine Zeit, wo man allerdings den Schein einer solchen Höhe von Bildung und Gesinnung für die Aristokratie zu retten wünschte; als der Schein durchsichtig wurde, hielt man es nicht mehr der Mühe werth, der Kanaille gegenüber sich zu verstellen. Und so erkannte man bald genug in dem Salongeflüster das fade Geschwätz, die hohle Wortklauberei, das Spiel mit glatten Schmeicheleien, jene Zungentändelei, über welche männiglich sein Entzücken zu gestehen pflegt, während die ganze Gesellschaft sich gegenseitig in möglichste Entfernung wünscht. – Seht sie an langen, von Gold und Silber schimmernden Tafeln sitzen, seht sie im Ballsaale in den von Edelgestein funkelnden Reihen stehen, immer klirrt die Fessel der Etikette um die hochwohl- und hochgebornen Glieder; seht sie in geschmackvoller Einfachheit zu einem Gotteshause, seht sie in gewähltem Kostüm in die freie Natur eilen, immer regelt der strenge Zollstab des minutiösesten Anstandes jede Bewegung der Hand und gestattet keiner Herzensregung ihren unmittelbaren Ausdruck; nur am Spieltisch, wo die Leidenschaft jene Bande zerreißt, und wohl in der Einsamkeit, aber nur in der sichersten, tritt nackt hervor der Regent dieses bis zur Wurzel verunstalteten und aller Ursprünglichkeit entfremdeten Lebens.

Ja, so weit hat sich das Leben dieser Aristokratie in der Zeiten Lauf von den Gesetzen der Natur entfernt, so tief ist die Kluft zwischen dem, was die Vernunft gebietet, und dem, was das Herkommen, die Hofsitte und die Sucht, anders zu seyn und sich anders zu gebärden, wie das Volk, geworden, daß die Erscheinung einer Mannes- oder Frauengestalt, wie des Volks gesund erhaltener Sinn sie achtungswürdig preist, zu den Ausnahmen der exclusiven Kaste gehört, und daß die Verstellung, das falsche Wesen, die Lüge die zerrissenen Fugen derselben nothdürftig zusammenhalten muß. Gleich den Volksbedrückern des Morgenlandes sog die Mehrzahl Leute dieser Kaste am Marke des Volks, aber

ärger noch als jene, weil kleinlicher, habgieriger und bedürfnißreicher, spekulirten sie auf den Pfennig des Volks, mochte er aus den Staatskassen oder auf noch leichterem Wege zu erlangen seyn. Die einträglichsten Posten besetzten sie; wie die Aemter verwaltet wurden, war in den meisten Staaten ihre geringste Sorge. Mußten doch selbst neue Aemter geschaffen werden, wenn Einer von altem Adel nicht anders „standesmäßig“ unterzubringen war. Und dennoch sah bis noch vor wenig Wochen ein der Art aus dem Volksbeutel genährter Mann der Aristokratie mit hoch erhobenem Halse auf die „Bürgerlichen“ herab, und nicht wenige solcher Leute sind es auch, welche in den Bädern mit dem Volksgut die Lüge des Reichthums durchführen, während der fleißige Bürger für sie arbeiten, darben und steuern muß. Die Sitte des Orients behagte der Aristokratie, und mit Ingrimm blickt sie nach der andern Seite der Welt, wo das Volk seine Sonne leuchten sieht: die Sonne der geachteten Menschenwürde und der Freiheit.

So ist’s. Alle Feinde der Volksfreiheit blicken hoffnungsvoll nach Osten; dort winkt ihr Heil. Die Macht, die es dort wahrt und wieder in die Länder der europäischen Mitte bringen soll, ist längst gewählt, auf ihrer Fahne steht: „Absolutismus um jeden Preis.“ – Das Volk und alle Freunde der Freiheit blicken nach Westen[232]; dort winkt die blaue Fahne mit den silbernen Sternen, und hell strahlt ihre Inschrift über den Ocean: „Freiheit und Gleichheit!“

Und warum steht jene Fahne so hoch und fest? – Weil ein Volk sie hält, das seit dreien Generationen das Glück ächter, reiner demokratischer Jugend- und Volksbildung genießt. Dort heischt die Lebensregel: „Lerne, so viel du kannst, du brauchst es!“ der Schulbefehl in den meisten europäischen Staaten aber lautet: „Lerne, was du sollst, nicht was dir und der Welt nützt.“ Dort – freie Bewegung aller Kräfte des Geistes und Körpers – hier ängstliches, lauerndes Prüfen und Zügeln, Hemmen und Schieben nach besonderen Regierungsplänen; – dort der Blick des Lehrenden und des Lernenden auf einen ehrwürdigen, großartigen Staatsbau hingerichtet, – hier die Staatsmaschine den Blicken der wißbegierigen Jugend möglichst verhängt, bei strenger Strafe über die „Unberufenen,“ welche an dem Vorhang ziehen; – dort Lehre und Leben Hand in Hand; – hier Schule und Praxis, Lehre und Bedürfniß in ewigem Hader; – dort eine Volksgeschichte, groß in der Vergangenheit und groß in der Gegenwart, – hier eine von diplomatischem Lug und Trug und dynastischem Eroberungsgelüste gemachte Geschichte, in welcher man die Nationen wie Heerden, von einer Schlachtbank zur andern, getrieben sieht, um in den friedlichen Zwischenakten geschoren, ausgesogen, gequält und mit leeren Versprechen und Zusagen gehöhnt und getäuscht zu werden: – eine elende und schmachvolle Vergangenheit und keine genießbare Gegenwart, denn alles Heil für uns liegt ja im Hoffen auf den folgenden Tag.

Gottlob, die Völker sind endlich erwacht. Wanken sie auch, noch halbträumend, unsicheren Schrittes ihrer so spät angebrochenen Zeit entgegen, ihre Hoffnungen können nicht mehr zu Schanden werden, ihre Augen, jetzt noch von der langen Nacht getrübt, sie werden strahlen im Lichte der Sonne, die im Westen leuchtet und von dorther aufgegangen ist über alle Völker Europa’s.

Jene Aristokratie aber, der Wurm, welcher seit so vielen Jahrhunderten am Marke der Völker nagt und ihr Leben zu einem dauernden Siechthum verkehrt, aus welchem Glück, Freudigkeit und Wohlbehagen verbannt ist, sie stirbt unter dem Odem der Zeit dahin, und auch in Deutschland ist ein dauernder Bestand für sie nicht mehr zu hoffen. Mag sie immer noch stolz ihr Haupt recken, oder mag sie mit verstellter Schlauheit emsig dem Volke schmeicheln; es wird ihr, dieser glitzernden Genossenschaft von Leibeigenen im Dienste der Höfe und der Lüge des Lebens, nichts helfen. Ihre Standesehre ist vor dem Volke hingeschwunden für immerdar, und das historische Recht ihres Besitzes findet im Rechtsbewußtseyn der Nation keinen Glauben mehr. Entkleidet von dem trügerischen Nimbus sieht sie in diesem gepriesenen historischen Rechte nur den verjährten Mißbrauch und das altersgraue Unrecht. Vor den Revolutionen hat kein Recht der Verjährung Gültigkeit. Schnell fahren sie über die Jahrhunderte bis zum Ursprung des Mißbrauchs hin und fordern unerbittlich den geraubten Besitz zurück. Wie sie in Frankreich den Baronen vordem mit einem Federstrich den ganzen Feudalbesitz abgefordert hat, so wird sie auch in Deutschland zu rechter Stunde mit den Lehnträgern der Usurpation kurze Abrechnung halten. Nicht auf ein Flickwerk hat’s die Zeit abgesehen, wie man den Fürsten und der Nation wohl weiß machen möchte; nicht auf halbe Arbeit, die nur mechanisch theilt und Ungleichartiges gewaltsam zu-

[232] In Richtung Vereinigte Staaten von Amerika.

sammen bindet; nicht auf Palliative[233] für das kranke Leben, sondern auf dessen gründliche Heilung. Die Aristokratie der Geburt ist das älteste Krebsgeschwür am deutschen Volkskörper. Es muß entfernt werden, sollte es auch herausgebrannt werden müssen, damit der Körper wieder in frischer Gesundheit erblühe. Darum, ihr Angehörigen der Geburtsaristokratie, ihr von Adel und ihr Standesherren, laßt euch rathen! Harrt nicht, bis von der Revolution, die doch nun einmal als eine unleugbare Thatsache in die Gegenwart getreten ist, mit euerm Unrecht auch euer Recht hinaus geworfen werde! Bedenkt, daß Alles, was mit seinem Bestande auf Mißbrauch und Schlechtigkeit angewiesen ist, nicht mehr Gnade vor der öffentlichen Meinung findet. Darum werft die Thorheit des leeren Hochmuths auf blos conventionelle Vorzüge, den Trödel äußerer Auszeichnung mit dem ganzen dünkelhaften Junkerthum, das ja ohnehin der Spott des Volks geworden ist, von euch, flieht den langweiligen Müssiggang der Höfe und die faden, kahlen, flachen, leeren, im Grunde so gemeinen Zirkel der blasirten Welt, und wer Adel der Gesinnung wirklich im Herzen trägt, der rette den letzten Rest von Achtung, die euerm Stande noch anklebt, durch die Metamorphose zum wahren, rechten, tüchtigen, ehrenfesten Bürger und wirke als solcher im regen öffentlichen Leben, in der Gymnastik der Volksbewaffnung, in der Schule der Wissenschaft und in Allem, was das Volk achtet und ehrt und was beiträgt zu seinem Wohle. Ihr habt ebenfalls Ketten zu brechen: wären sie auch vergoldete. Brecht sie, die schimpfliche Leibeigenschaft eueres im Hofdienst, in Tand und Schein der Etikette und in leeren conventionellen Formen aufgehenden Lebens und – vor allem Andern! – wendet euch ab von dem Phantom eures historischen Rechts, das, außer euch selbst, keinen Menschen mehr täuscht. Wartet nicht, bis man euch Rechte aufzugeben nöthigt, welche keine sind; sondern reicht sie dem Volke als freiwilliges Opfer dar und sucht euch damit des Volkes Dank zu erwerben. Für eine erzwungene Gabe wird niemals Erkenntlichkeit getauscht. Das Schicksal der französischen Aristokratie in der ersten Revolution[234] ist eine furchtbare Warnung und sie sollte an euch um so weniger verloren gehen, da sich die deutsche Revolution, allen Verständigen sichtbar, rasch derselben Lebensstufe nähert, auf welcher der französische Volkssenat stand, als er die Vernichtung der Feudalrechte verfügte. Da hilft kein Zögern und kein Widerstand; nur ein Zuvor- und Entgegenkommen kann nützen und den Verlust mindern. Oder glaubt ihr, ihr von Adel und ihr Standesherren, daß jetzt, nach der Umkehr, der in Umwandlung und Neugestaltung begriffene deutsche Staat auf Unkosten der Nation zu euerm separatistischen Vortheil sich ordnen könne? Das wäre die gröbste Täuschung und zugleich die gefährlichste, der ihr euch hingeben könntet. Wähnt nicht, daß aus dem jetzigen Chaos des deutschen öffentlichen Lebens das alte heilige Reich[235] erstehen wird wie ein Phönix aus dem Feuer und mit ihm wiederkehren werden für euch die goldenen Tage der Ehren und der Luft, die ihr unter den Schwingen des Reichsadlers so lange genossen habt. Mögen alle Zeichen der todten Herrlichkeit – Reichsapfel und Kaiserkrone, Zepter und Purpurmantel – in Frankfurt zur Schau gestellt werden, mögen sie Sympathieen erwecken, mögen wohlmeinende Männer für die Größe der deutschen Nation unter der Majestät eines kaiserlichen Hauptes schwärmen und die Versöhnung aller Interessen im Schatten derselben versuchen: – die Revolution geht ihren Gang fort und es kann nichts nützen, daß man ihr Todtes und Abgethanes als eine lebendige Geburt in den Schooß legt. Nein, der stille Krieg des deutschen Volkes mit seinen Regierungen, welcher der gewaltigen Explosion unserer Tage um mehr als ein halbes Jahrhundert vorausgegangen ist, wird nicht sein Ziel in einer staatlichen Ordnung finden, welche Unversöhnliches zusammen schmiedet und den Kampf der feindseligen Elemente nur verlängern und verderblicher machen müßte. Die Revolution hat einmal ihren Trennungs-, Auflösungs- und Zersetzungsprozeß in Deutschland angefangen und sie wird ihn vollenden, was auch geschehen mag, ihn aufzuhalten. In diesem Prozeß müssen aber alle Unterschiede des Rangs und des Standes verloren gehen und die Aristokratie der Geburt wird bei uns ganz gewiß so vollständig verschwinden, als sie in Frankreich verschwand. Während so viele tüchtige, brave und wohlgesinnte Männer sich abmühen mit dem Plan zum allmähligen Umbau des alten, aus den Fugen gegangenen deutschen Bundeshauses, dürfte es ganz und gar zusammenstürzen und kein Plan wird dann mehr passen, es wird nichts zu thun seyn, als,

[233] Von lat. Palliativum, schmerzlinderndes Mittel.

[234] Von 1789.

[235] Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das mit dem von Napoléon Bonaparte geschaffenen Rheinbund am 1. August 1806 de facto aufgelöst worden war (siehe hierzu S. 93, Anm. 269).

ohne Rückblick auf die alten, abgethanen Verhältnisse und ihre Zeit, von Grund aus neu zu bauen mit neuen Steinen. Dann – wenn auch nicht früher, – wird man zugestehen, daß die Regierungsformen in Deutschland, wie sie bisher bestanden, keineswegs in Allem zu Recht bestehende gewesen sind, daß vielmehr ein Regiment der Gewalt und der Usurpation vielfach da gewesen ist, in dem Fürst, Beamte und Aristokraten Alles waren, der Bürger aber nichts, und daß das, was man bisher in Deutschland bürgerliche Ordnung genannt hat, öfters der That nach nichts weiter war, als eine Tyrannei, die sich unter der gleißenden Hülle der Gesetzlichkeit und der dezenten Form zu verbergen wußte. Noch ist unser Sinn befangen durch die Gewohnheit der langen Censurnacht[236], in der wir das Leben hingebracht haben: wir sehen bei hellem Tage und mit offenen Augen nicht den ganzen Moder und die Fäulniß unserer Zustände und das Gewimmel der Maden und Molche in unserm Staatsleben; –und wer möchte auch darnach schauen in den ersten Stunden der heiligen Begeisterung für deutschen Volkes Freiheit und Unabhängigkeit und für Alles, was den Menschen, den Bürger, die Nation ehren und erheben kann! Aber dieser Frühling des Gefühls geht vorüber, wie jeder Frühling – der weinigen Währung muß die essigsaure auf dem Fuße folgen. Dann werden wir wohl Manches belächeln, was jetzt als groß gedacht und klug entworfen auf der Tagesordnung der Gegenwart steht, und mit bitterer Ironie werden wir auf das Thun und Streben von Männern zurückblicken, die, obgleich der großen Mehrzahl nach, gewiß mit der redlichsten Absicht, sich der fruchtlosen Mühe unterziehen, Unvereinbares zu einigen und gegnerische Interessen zu verbinden und zu versöhnen. Das Sprüchwort sagt: im Kampfe mit der Dummheit richten selbst die Götter nichts aus; – die Allmacht selbst aber vermag nichts gegen die Trennungskraft von Elementen, Ideen, Begriffen und Zuständen, welche das ewige Naturgesetz geschieden hat.

Werfen wir nun einen Blick auf Baden – Badens Landschaft und Stadt. –

Im schwäbischen Gebirge, dem dunkeln Schwarzwalde, hat sich das Murg-Flüßchen ein tiefes Thal gegraben, welches, ohne auf Großartigkeit Anspruch zu machen, doch eine Menge Naturschönheiten in sich vereinigt. Streckenweise unbewohnt, wild, schauerlich, öde und still, lärmt und klopft an andern Orten das rührige Leben der Schneidemühlen, Poch- und Hammerwerke und aus Stollen und Halden in der Thalwand guckt der verborgene Fleiß des Bergmanns. Die prächtigen Wälder, die bis zum Thalgrund hinabsteigen, bestehen aus Fichten und Weißtannen und alle Schluchten und Höhen dampfen von den Meilern der Köhler und den Oefen der Kienrußbrenner[237] und Theerschweeler[238], welche hier im innungsmäßigen Verbande stehen.

Eine schmale Kette kegelförmiger Waldberge trennt das Murgthal mit seinen anspruchlosen Bewohnern von dem betäubenden Geräusch der großen Welt in dem besuchtesten Kurort des Welttheils. Baden-Baden brüstet sich mit einer Kurliste, die schon bis auf 27,000 Namen in einer Saison anstieg: Besuchende, nicht Kranke. – Kaum der zehnte Theil wird vom körperlichen Wehe hierher geführt; die übrigen lockt das Vergnügen; tausende das Spiel[239].

---

[236] Am 3. März 1848 hatte der Bundesrat zu Frankfurt a. Main den folgenden Beschluß gefaßt: „1. Jedem deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und ***Preß***freiheit einzuführen. 2. Dieß darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die andern deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

[237] Ein Beruf des Waldgewerbes bis ins frühe 20. Jhd. Kienruß wurde aus harzhaltigen Stoffen des Nadelwaldes gewonnen: Holzteile wie Nadelholzzapfen, Reisig und Kienspäne kamen zum Einsatz, sowie Harzgrieben, die als Rückstände der Baumharzverarbeitung anfielen. Die Aufgabe des Kienrußbrenners bestand darin, die rußbildenden Stoffe bei dem Schwelvorgang des harzigen Materials unter möglichst geringer Luftzufuhr in der Kienrußbrennerei zu sammeln. Dabei entstand der begehrte Kienruß, der als fast reiner Kohlenstoff u. a. zur Herstellung von Malerfarbe, Schuhwichse, Druckerschwärze und Pigmentpaste verwendet wurde.

[238] Als Vorprodukt für die Kienrußgewinnung (s. o.) verarbeiteten die Teerschweler in Meilern harzreiche Nadelhölzer.

[239] Durch markgräflichem Erlaß war einigen Badewirten bereits 1748 erlaubt worden, unter Aufsicht einer entsprechenden Kommission Glücksspiele zu veranstalten; ab 1801 fanden dann erste konzessionierte und überwachte Glücksspiele in Baden-Badener Hotels statt. Am 16. Juni 1812 wurde die Spielbank unter staatl. Aufsicht

Die Gegend ist schön. Die Bucht, an deren Rand der freundliche Ort gebaut ist, wird von einem Halbkreis von Bergen umgeben, auf deren Gipfel das Grau verfallener Burgen mit dem Grün des Waldes anmuthig wechselt, und umsäumt von Rebgeländen und Obsthainen, aus denen die Menge niedlicher Häuschen herausschaut, zwischen welchen da und dort ein schloßartiger Landsitz oder eine prunkende Villa sich hervorhebt. Die Stadt selbst hat sich zur Sommer-Residenz des begehrlichsten Reichthums und des Adels anständig eingerichtet; eine Menge palastähnlicher Gebäude schmücken die Straßen und Plätze. –

Der Ruhm der badener Heilquellen ging schon durch die römische Welt. Septimius Severus[240], Caracalla[241], Heliogabel[242] hatten Wohnungen bei den Thermen, und der glänzende Hof der Imperatoren trug vor 1600 Jahren in Baden ein vielleicht noch üppigeres Leben zur Schau, als die Gegenwart. Noch geben eine Menge Trümmer und Merkmale von der Anwesenheit der alten Weltbeherrscher Kunde: – Thermenreste, Mosaiken, Inschriften auf Meilenzeigern und Grabsteinen, Gefäße und Münzen.

Die Quellen, welche aus dem Gneis der Terrasse des sogenannten Schneckengartens hervorsprudeln, sind in ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen den wiesbadener Thermen ähnlich. Sie gehören zur Klasse der muriarischen[243] und ihre Heilkraft äußert sich vorzugsweise in den Krankheiten des Lymph- und Drüsensystems, bei Skropheln[244], hartnäckigen Rheumatismen, Lähmungen und in den Leiden, welche aus der Schwäche der Verdauungsorgane entspringen. Man braucht den Brunnen als Bad in allen Formen, am häufigsten als Douche. Ein frisches, kräftigendes Stahlwasser, das in der Nähe quillt, unterstützt den Gebrauch der Thermen und öfters mit großen Erfolgen.

Die Saison beginnt im Mai, ihre Glanzzeit füllt den Juli aus, und in den ersten Septembertagen veröden Salons und Promenaden. Doch bleiben immer kleine Winterkolonen zurück, meistens englische Familien, die, von der herrlichen Gegend gefesselt, nicht selten für mehre Jahre sich hier niederlassen.

---

eröffnet. Das Baden-Badener Glücksspiel erlebte dann unter dem Pächter Jacques Bénazet (1778–1848) ab 1838 seine erste ‚Blütezeit'.

[240] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[241] Caracalla (eigentl. Lucius Septimius Bassianus; 188–217; ermordet), seit 211 bis zu seinem Tod römischer Kaiser. Der offizielle Kaisername des Sohnes von Septimius Severus (s. o.) lautete Marcus Aurelius Severus Antoninus.

[242] Elagabal (eigentl. Varius Avitus Bassianus; 204–222; ermordet), seit 218 römischer Kaiser. Sein offizieller Kaisername lautete Marcus Aurelius Antoninus.

[243] Lat. für salzsauer.

[244] Hauttuberkulose.

BADEN-BADEN
VON DER BURGRUINE AUS GESEHEN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 9-14.

DCCXIII. Das Baden-Baden von heute.

Die Erscheinungen der Zeit finden ihren Schlüssel im Wesen und Zustand der Gesellschaft. Wie glänzend oder wie groß, wie stark oder wie trotzig, wie widerlich oder wie fade sie auch aussehen mögen, alle haben doch nur eine Quelle als Ursprung und ein Steuer, dem sie gehorchen: die socialen Verhältnisse und die Ideen, welche dieselben beherrschen. Das Kulturleben, ausgehend von einem Punkte, wie die Ringwellen des Wassers durch den geworfenen Stein, drängt sich hinaus in immer größere Kreise. Jedes Ende ist zugleich ein Anfang und hinter jeder untergehenden Gesittung steigt die Morgendämmerung einer neuen herauf. Die griechische ist hinweggeschmolzen mit ihrer Herrlichkeit, als wäre es Eis gewesen bis auf wenige Ueberreste; die römische, ihre Tochter, ist ein Trümmerhaufe, und auch die europäische der Neuzeit wird in den Abgrund sinken. Wie die Natur die neuen Kontinente aus den Ruinen der älteren, aufgebaut hat, wie sie die neuen Geschlechter aus der Zersetzung der vorher gegangenen ernährt, wie junge Völker und Reiche an die Stelle der alten treten, wie die modernen Künste die alten ersetzen, wie neue Erfindungen, Fertigkeiten und Anwendungen die früheren verdrängen und unnütz machen, so steigen auch von Zeitraum zu Zeitraum neue Kulturformen auf den Ruinen der älteren empor. Das, was sich der organischen Verwandlung hemmend entgegenstemmt, sey es Staat, Gesetz, Kunstregel, Sitte, Religionen, wird zerbrochen: – denn das Streben zum Neugestalten duldet keine Fesseln, je größer der Widerstand ist. desto größer ist seine Kraft und wo ihm eine allmählige Entwickelung nicht zugelassen ist, wird es durch Umwälzungen und Revolutionen siegen.

Doch der gewöhnliche Verlauf des Kulturlebens ist ein ruhiger. Sprosse um Sprosse erklimmt eine Gesittung ihre Höhe, und Staffel um Staffel steigt sie von derselben wieder herab. Auch die moderne Kultur Europa's hat ihren Gang abwärts angetreten. Unser Auge mag es nur nicht sehen, die Seele scheut zurück vor dem Gedanken, daß es so sey, sie zittert vor der Idee, daß die europäische Civilisation ihr weites Haus räumen müsse – daß das Schicksal ihr das letzte Gemach, den letzten Schrein vielleicht in nicht sehr langer Frist verschließen werde. Während die meisten Menschen ein leichtfertiges Spiel mit den auffälligsten und bedenklichsten Erscheinungen des Verfalls treiben, sind es nur wenige, die sie wie das Mene Tekel[245], wie Prophezeiungen des Kommenden betrachten.

Es gehört in der That doch ein sehr leichter Sinn dazu, z. B. den glänzenden, summenden Mükkentanz des heutigen Genußlebens für ein Zeichen des Wohlbefindens und der Sicherheit zu halten. Seht Euch vor, wenn der große Gott beschließen sollte, einen Zerstörer und Messias zu senden in das faule Babel! Es wird dann in Europa seyn, wie in einer großen Stadt, wo das Feuer an hundert Orten zugleich aus den Giebeln bricht, und kein Mensch mehr weiß, was sicher vor ihm sey und wo es ende. – Dann ist kein Reichthum, der nicht verzehrt, keine Macht, die nicht über den Haufen geworfen werden könnte; dann ist kein Gut und Besitz ungefährdet; dann ist kein Verdienst, das gewißlich schützt; dann ist Alles bis auf den Glauben, bis auf Volkssitte und Volksgebräuche, ja, bis auf die Hoffnungen und Gedanken des Herzens der Zerstörung und Verwandlung hingegeben – Alles geht in dem neuen Kulturprozeß auf, welchen eine unbekannte Macht als Keim in ihrem Schooße birgt. Daher der Schauer, welcher jeden Gedanken in diese Wandlung begleitet; darum die allgemeine Scheu, dieses Thema zu erörtern; daher die Leichtfertigkeit, mit der sich die Menschen in den Strudel des Genusses und Vergnügens stürzen, sich zu betäuben; daher die Willfährigkeit, sich über das Treiben dieser Zeit Illusionen zu machen. Mitten in der Periode des Verfalls lebend, niedersteigend von Staffel zu Staffel, stehend am Rande

[245] Hebr. מְנֵא מְנֵא תְּקֵל וּפַרְסִין; „So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin, Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben" (Dan 5,25-28).

des Abgrunds, aus welchem der Krieg und die Revolution, mit den Attributen der Barbarei beladen, drohend heraufsteigen, .um die Gesellschaft umzukehren, freut sich der Leichtsinn der Flammenzüge, welche an den Wänden glühen, wie eines Feuerwerks, und umgeben von den gewaltigen Symptomen des herannahenden neuen Weltalters, sitzen die Uebrigen wie Idioten da, weder hoffend noch fürchtend, wartend, stumm, leer, kalt, Menschen gleich, die zu Stein wurden, wie Lots Frau[246], durch die Furcht, daß sie dem Geschick nicht entrinnen können. – Europa ergraut mit jedem Tage. Es nützt ihm nichts, daß es sich die Runzeln glättet, die Wangen malt und Rosen in das falsche Haar steckt. Das Weib von 70 Jahren wird darum keine junge Maid, in deren Auge sich ein Himmel voll Liebe und Glück aufthut. Die Kulturformen folgen in ihrem Entstehen und Verschwinden unabänderlichen Gesetzen. Die Macht großer Ideen allein kann sie schaffen: auch sie ist's wieder, die sie ihrem Untergang zuführt. Der Einzelne ist ein Tropfen im Strome; er kann an dem Laufe desselben nichts ändern. Aber die Ewigkeit seines Daseyns hebt ihn über alle Phasen des Veränderlichen und Vergänglichen hinweg und glücklich ist er, wenn er dem Zuruf folgt:

„Laß wandeln die Gedanken-Sterne
Den lichten Pfad;
Als Sämann streue in die Seelen
Des Guten Saat.[247]

Baden-Baden, das heutige, ist ein Bad für Gesunde. Seine unermeßlichen Anlagen, die Menge seiner Prachtsäle und Paläste, in denen sich die vornehme Welt aus allen Theilen der Erde zusammen findet, würden leer stehen, wäre Badens Anziehungskraft auf seine Heilquellen allein begründet. Unter den Luxusbädern ist jetzt Baden, was London ist unter den Städten; denn die Zahl seiner Gäste steigt allsommerlich wohl auf 30,000! Es ist begreiflich, daß in einem solchen Bade die kleinlichen Rücksichten, die man anderswo zu nehmen hat, um nicht Anstoß zu erregen, wegfallen. Da wird nicht ängstlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand stamme, welches Kleid er trage, wie er seine Zeit am liebsten sich vertreibe. Wer in Baden-Baden bemerkt seyn will, muß schon ganz besondere Eigenschaften besitzen oder sehr auffallend leben. Freilich fragen auch die kleineren Kreise, deren es hier hunderte aller Art gibt, streng genug nach den Verhältnissen eines Unbekannten, der sich ihnen zu nähern sucht. Das heutige Baden wimmelt nämlich von männlichen wie weiblichen Abenteurern selbst des vornehmsten Ranges, so daß man gegen jeden Fremden, mit dem man nähere Bekanntschaft schließen will, vorsichtig seyn muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verschmelzung aller Badegäste in eine einzige große Familie, wie man es in kleineren Kurorten findet, wo der Ankommende sich schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes wie zu Hause fühlt, trifft man dort keine Spur. Aecht großstädtisch, ohne Neugier und ohne Theilnahme geht Alles aneinander vorüber. Wo Jedem, wie hier, eine so reiche Auswahl zur Geselligkeit offen steht, kann auch Jeder nach seiner Neigung wählerisch seyn. Es gewährt ein komisches Schauspiel, wenn irgend ein Groß-Würdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt ist, schon vor seinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Respekt vom Kopfe fliegen zu sehen, zum ersten Mal in Baden ankommt. Nachdem er seinen Titel, der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängstlichster Sorgfalt, daß um's Himmelswillen kein „Ober" oder „Geheim" vergessen werde, eingeschrieben hat, schreitet er, ganz gegen die hiesige Sitte, alle Ordensbänder im Knopfloch, die Gemahlin – aufgeputzt, als wollte sie zum Hofballe fahren, – ihm zur Seite, im Gefühl seiner Würde stolz einher, in der Meinung, Jeder müsse mit zuvorkommender Höflichkeit sich ihm nähern, sich glücklich schätzen, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Aber von all' den langen Titeln, breiten Bändern und der stolzen Attitüde nimmt Niemand Notiz. Da läßt denn der Verblüffte allmählig die Dekorationen verschwinden, die Exzellenz trägt mit dem einfachen Kleide auch einfache Manieren zur Schau, und dem Witzbold ist die Gelegenheit genommen, an einer Lächerlichkeit

[246] Gen 19,26.

[247] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

seinen Stachel zu üben. – Das Konversationshaus mit seinen vielen Sälen, und noch schönerem freien Platze, von süßduftenden großen Orangenbäumen umsäumt, ist der eigentliche Mittelpunkt des großartigsten gesellschaftlichen Lebens. Die Abendzeit von 7–9 Uhr hält hier die *Haute volée*[248] versam melt. In einem Kiosk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Konversationshauses getrennt ist, spielt ein gut besetztes Orchester. Die Klänge der neuesten Walzer, Polka's und der Ouverturen beliebter Mode-Opern tönen in das Gesumme der auf- und niederwogenden Menschenmenge. Es sind hier oft 2000 Personen aus allen Gegenden der Welt vereinigt, die auf dem Platze promeniren oder auf den Sitzen der Ruhe pflegen. Alles findet hier seine Repräsentanten: Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz berühmter, sey es erworbener oder ererbter Namen. In einer Gruppe sieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler zusammen, die sich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwischen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten, wo sich oft die höchste Eleganz mir der höchsten Einfachheit der Toilette zu verbinden sucht. Und welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da sind die vornehmen Russinnen mit ihrem schmieg- und biegsamen Körper, den sie so geschickt zu tragen wissen, mit den gelblich blassen Gesichtern ohne Frische, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber sehr lebendigen, mandelförmig geformten Augen Leben und Reiz erhalten. Selten findet man unter ihnen eine vollkommene Schönheit: schon die Gesichter junger, kaum den Kinderschuhen entwachsener Mädchen sind fast immer krankhaft; weißer Teint, frische Farben gehören bei ihnen zu den seltensten Ausnahmen. Aber etwas Piquantes haben sie in ihrer Erscheinung trotz dieses Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorstehenden Backenknochen. Uebertroffen werden sie im Allgemeinen von den Französinnen, denen man in ihrer ganzen Erscheinung die Palme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchse und fesselndem Ausdruck der Züge ist bei ihnen vereint. Von Engländerinnen, deren Zahl in Baden eine Legion ist, sieht man einzelne, welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr rosiges Kolorit die Blicke mit Recht anziehen; sonst haben sie etwas Steifes, Eckiges, wenig Ansprechendes in Wuchs, Gang und Kleidung und stehen hinter den andern weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unseren deutschen Frauen mangelt nicht selten der Reiz einer eleganten Erscheinung, obschon sie es an Sinnigkeit und wahrer Anmuth mit der ganzen übrigen Damenwelt aufnehmen können.

Die Kokette ist in Baden Königin. Wie feurige Raketen fliegen die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen, die hier auflodern, sind meist leere Strohfeuer, eben so schnell wieder erloschen wie aufgeflackert; aber leichte Verhältnisse knüpfen sich schnell, denn die Gelegenheiten sind günstig, die strenge Sitte beugt sich in Baden dem Vergnügen. Ein Blick auf die hundert Verhältnisse, die sich auf der Promenade anknüpfen und zwischen verschwiegenen Wänden fortsetzen, könnte uns zeigen, wie locker die Bande, wie leicht die Moral der vornehmen Welt aller Nationen geworden sind. Doch wer mag solche Spuren verfolgen, wo so Vieles zum reineren Genuß ladet! Wie süß duften die Orangen! Sie erhöhen den südlichen Zauber, der über Allem ausgebreitet liegt. Lind und warm ist die Luft, jedem rauhen Winde ist der Zutritt durch die schützenden Berge verwehrt, von dunklerer Färbung ist das Blau des Himmels. Auf der einen Seite der Promenade steht das im edlen Style gebaute weitläufige Konversationshaus mit seiner Säulenhalle und seinen zierlichen Nebengebäuden; auf der andern breitet sich ein grüner Rasenteppig [sic!] aus, rings von einer Allee schattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatralisch erhaben, ist die Stadt Baden mit ihren schimmernden Häusern, Balkonen und flachen Dächern, die ihr einen italienischen Charakter verleihen; hoch oben darüber glänzen die sorgfältig angebauten Höhen des Schwarzwaldes, in deren Baumwipfel die Winde wie Choräle rauschen. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, ruht das malerische Gemäuer der alten Schloßruine; mit ihm in gleicher Höhe sich über alle Berge hinziehend ein hoher Kamm kahler Felsen, deren todtes Silbergrau schön von dem dunkeln frischen Waldesgrün absticht. – Jetzt hat die scheidende Sonne über dies bunte Gemälde ihre purpurne Gluth ausgegossen, alle Farben erscheinen zuletzt noch in hellerem Glanze, die Fenster des Städtchens speien Flammen und, gleich Rubinen, funkeln sie in der silbernen Einfassung der weißen Gemäuer. Noch so ein letzter hellstrahlender Blick, und die Schatten der Nacht sinken allmählig herein, und verbreiten über Alles leise ihren dunkeln Fittich.

[248] Frz., von hohem Rang; bessere, feine Gesellschaft.

Da blitzen wie mit einem Zauberschlage unten auf der Promenade die Gasgirandolen[249] mit ihren weißen, durchdringenden Strahlen auf, und helle Streiflichter fallen auf die immer noch wogende Menschenmenge. Ihr trügerischer Schein ist Vielen günstiger als das klare Licht der Sonne, er schmeichelt dem falschen Glanze, den dieses unbarmherzig enthüllt. Lebendiger glänzen die Wangen der Frauen, unsichtbar sind die Falten und Runzeln und die matten Kreise der Augen, die des Lebens Eile und überschwenglicher Genuß zu frühe gezeichnet; feuriger scheinen die Blicke, deren innere Leere sich jetzt weniger bemerklich macht. Immer lebendiger wird das Gesumme, immer kühner werden die Worte der selten vergeblich schmachtenden Seladons[250], immer gewährender die Blicke der Frauen; was die Helle des Tages noch zurück drängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rücksichtsloser wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwischen das Geplauder der Gruppen, die weiter unten an der *galerie des fumeurs* um einzelne Tische sitzen und, behaglich Sorbet[251] oder farbiges Eis schlürfend, sich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Konversationshauses, die mit vielem äußeren Glanze, ganz darauf berechnet, die Augen der großen Menge zu blenden, ausgestattet sind, drängt sich die Menge. Welche Fundgrube für einen Genremaler, der die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben wollte! Interessant müßten solche Bilder seyn, schön aber selten, denn ein wohlthuender Anblick ist's nicht, den diese Scenen gewähren. Wie verschieden malen sich die Leidenschaften in ihren wechselnden Steigerungen in den Gesichtern dieser Gesellschaft! Welche unvergängliche Linien werden hier oft dem Antlitz für immer eingegraben! Alt und Jung, Vornehm und Gering stehen dicht um die grünen Tische geschaart; Stand und Rang sind hier ganz verschwunden; die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harkt der Croupier die Geldrolle des Fürsten und den letzten Kronenthaler des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war, der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall, das er mit geschickter Hand umher wirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegirten Geldsucht; was kümmert's ihn, wie die rollende Kugel fällt, ob sein Geben ober Nehmen des Goldes Entzücken oder Verzweiflung bereites? *Faites vos jeus, Messieurs*![252] tönt heiser die tonlose Stimme, blitzend fliegt das Auge über den langen Tisch, die Sätze zu kontroliren, und Betrügereien zu verhindern.

Oft sieht man viele Tausende auf einem Satze stehen, und der Unternehmer, ein französischer Oberst, Benazet[253], soll, außer dem jährlichen Pacht von 40,000 Franken und den großen Kosten für den Bankbetrieb, bei dem allein nahe an 30 Croupiers angestellt sind, in einer Saison oft mehr als 100,000 Gulden[254] reinen Gewinn gehabt haben. Gewähren schon Männer an Spieltischen einen widerwärtigen Anblick, so ist dies in weit stärkerem Grade bei den Frauen der Fall. Förmliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten[255], machten in der Regel nur vornehme Russinnen, die, wie überhaupt über alle Schranken der Sitte, so auch hier über den Anstand sich am kecksten hinwegsetzen; außer ihnen auch einige Französinnen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich den Tischen nähern und stehend, gleichsam aus Scherz, einige Goldstücke dann und wann hinwerfen. Das ächte Bild einer wahren Spielerin gab mir eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens, wo die Säle der Bank sich öffnen, bis spät um Mitternacht, wo sie geschlossen werden, behauptete sie unabläßig ihren Sitz, gewöhnlich beim *Trente-un*[256]. Sie spielte nicht sehr hoch, ihre Mittel schienen dem großen Spiel nicht gewachsen. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem einst

[249] Mit Gas betriebene Kandelaber.

[250] Veraltet für einen schmachtenden Liebhaber; so benannt nach dem Helden des fünfbändigen Romans „L'Astrée" (Paris 1607-1628) von Honoré d'Urfé (1567–1625).

[251] Osman./türk. شربت, şerbet, ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft.

[252] Frz., „Machen Sie Ihre Spiele, meine Herren!"

[253] Jacques Bénazet (siehe hierzu S. 78, Anm. 239).

[254] Siehe hierzu S. 38, Anm. 118.

[255] Veraltet für beim Glückspiel setzen.

[256] Ältere Variante des Kartenglückspiels „Siebzehn und Vier" (Black Jack), bei dem es galt, 31 statt der heute üblichen 21 Punkte zu erreichen.

die Flammen der Liebe gelodert haben mochten, auf der Hand des Croupiers, der die Karten umschlug! Welche unersättliche Gier spiegelte sich in den scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer, als der Zorn über Verlust. Im letzteren Falle verfehlte sie nie, durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn anzufrischen.

An den Sonntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, teilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die von dem Unternehmer freigebig bezahlt werden. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen der Kugeln, dem Klappern und Klingen der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden, die an solchen Abenden doppelt zahlreich sind, können sich dann wenigstens trösten, daß Fanfaren ihren Verlust begleiten oder sanfte Flötentöne ihn betrauern.

DCCCXXII
WASSERFALL bei GEROLDSAU
unfern Baden-Baden.
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37.

DCCLXV. Die Geroldsauer Kaskade bei Baden-Baden.

Eins jener reizenden Plätzchen, mit welchen die Hand der Natur so gütig und so verschwenderisch die Umgebungen von Baden-Baden ausstattete. Kunst und Alterthum, Legende und Geschichte haben von den meisten Besitz genommen und Dichter, Geschichtsforscher, Antiquare und Maler finden sich allesammt befriedigt, wenn sie das Stammschloß der Zähringer, die Burg der tapferen Ebersteine, die stillen friedlichen Hallen Lichtentals oder des fremersberger Klosters besuchen, oder auf der hohen Yburg die Prachtschau über den Schwarzwald genießen: hier spricht die Natur zum Herzen allein. Nichts hat die Menschenhand hinzugethan als eine kleine Bank aus Baumästen und ausgestopft mit weichem Moos. Von den Tausenden und aber Tausenden, welche in Baden-Badens glänzenden Säulenhallen nach irdischer Glückseligkeit und üppigem Lebensgenuß suchen, von dem ganzen großen Haufen, der im Gewühl des Reichthums und seiner Sorgen und Leerheit sich verliert, und der immer nur darnach zagt, den Sinn für das Gute und die besten Freuden des Lebens bei sich zu ersticken, sich Herz und Hand zu verwunden, und zum Genuß der wahren Freuden so unfähig zu werden, als für die Hoffnungen eines künftigen Lebens, – von diesen Unglücklichen, welche den Gedanken an Gott, an Religion, an ihre Pflichten als Mensch, an Unschuld und Tugend beständig zu fliehen trachten, indem sie sich in die dichtesten Wolken des Lasters, in den Pfuhl der Lüge und in den Fieberparoxismus[257] unersättlicher Leidenschaften stürzen, von dieser Gesellschaft, in deren Schatten alles Reine beschmutzt, alles Hohe erniedrigt wird und alles Frische und Lebendige erkrankt, verirrt sich selten Einer an diesen stillen Ort. Aber von den Besseren aus dem schwülen Kreise Badens wird er gern aufgesucht. Ein Niagarafall ist der Geroldsauer freilich nicht. Als Menschen ist uns aber auch kein Blitzstrahl nöthig, um durch die Luft zu fliegen, sondern nur ein kleines Wölkchen, um uns still über das Irdische zu erheben.

[257] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat." (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, [o.O.], 1837, S. 112).

DCCLXIX
CONVERSATIONS-SAAL in BADEN
(BADEN)
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß [...] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 91f.

Goldgräbereien.

[...]

Konversationssaal[258] in Baden-Baden.

Auch hier gräbt man Gold, aber gemünztes, nicht aus dem Schlamm des Flusses und im Felsthal der Wildniß, sondern auf feinem grünem Tuch polirter Tische im glänzenden Prachtsaal, nicht mit schwieliger Faust, sondern in Glacéhandschuhen; hier graben nicht zerlumpte Männer im Sonnenbrand, sondern feine Herren in labender Kühle und zarte Damen bei heiterem Glanz zierlicher Lampen. Gemeinsam ist Beiden nur Zweierlei: die Gier nach Gold und die äußere Gleichstellung der Gesellschaft. So wenig, wie in den Goldminen Kaliforniens, fragt man hier nach Alter, Rang und Stand. Dem grünen Tisch ist's einerlei, wer auf ihm arbeitet, der beringte Finger eines grauen Besternten, oder die zitternde Hand einer leichtsinnigen Kammerjungfer. Nur Eine Arbeiterklasse findet sich hier, die Kalifornien bis jetzt noch entbehrt, nämlich die Derjenigen, welche in den Goldminen des grünen Tisches nichts Anderes suchen, als ein probates Mittel zum Todtschlagen der überflüssigen Zeit. Deshalb schlagen diese hier ihr Geld todt, denn „*time is money*". – So weit ist der Korruptionsgang unserer Generation bereits vorwärts gekommen, daß ein ernstes Wort gegen das Hazardspiel[259] der Grünentischbäder mindestens als Lächerlichkeit, möglicher Weise auch als Vergehen gegen höhere Ansichten und Anordnungen erscheint. Also – spielt nur zu! Es fehlte ja sonst der dritte Vergleich zwischen Euch und den Arbeitern auf unserem Bilde: Ihr grabt Beide nach Gold über Vulkanen.

Eine Beschreibung des Konversationshauses mit einer Schilderung des Lebens und Treibens darin hat das Universum in seinem XV. Bande, S. 11 ff., gegeben.

[258] Der Konversationssaal diente als Casino.

[259] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko".

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 96-100.

CCCCLXXXXVIII. Burg Hohenzollern.

[„]Gleich erschuf Gott alle Menschen mit gleichen Rechten, mit gleichen Ansprüchen an das Leben und seine Güter. Könige und Unterthanen, Freie und Hörige schuf er nicht. Von Gottes Gnaden ist keinem Sterblichen das Recht verliehen, seines Gleichen zu unterdrücken. Vor ihm sind wir Alle gleiche, einander ebenbürtige Wesen, und klar, wie er sich selbst jeder denkenden Menschenseele offenbart als einen unparteiischen, gerechten und gütigen Gott, der, um in einem Lande regnen zu lassen, nicht erst fragt, welchen Propheten es hat, und ob die Sonne auf Throne scheine, oder auf freie Bürger: – so klar fließt für jeden Vernünftigen der Born der Erkenntniß von den gesellschaftlichen Rechten und Pflichten. Was vernünftig ist, ist sittlich, was unvernünftig ist, ist schlecht oder Irrthum. Wenn daher Staat und Religion, Herrschaft und Gesetze mir der Vernunft nicht im Einklang stehen, so sind sie falsch und verwerflich.

Die Vernunft, und die Vernunft allein, ihr Völker! ist der Probirstein, um eure religiösen, wie eure gesellschaftlichen Einrichtungen, Satzungen und Zustände auf ihren Werth zu prüfen. Zu diesem Probirstein führt eure Priester, welche, statt euern Lebenspfad zu erleuchten, ihn euch verfinstern; die sich das Recht anmaßen, nach Laune und Willkühr euch den Himmel zu öffnen oder zu schließen, und die Handel treiben mit den Strafen und Freuden der Ewigkeit; dahin führt eure Gesetzgeber, welche das Jus[260] zu einem Codex der Despotie und Ungerechtigkeit und zu einem Labyrinth von Spitzfindigkeiten machen, in welchen nur Arglist und Unehre den Ausgangsfaden finden; eure Magistrate, die, jeglicher Würde baar, ihr Amt nützen, wie einen verliehenen Acker, und keinen andern Vortheil erstreben, als ihren eigenen; eure Gewaltigen, die, berauscht von ihrer Größe, den Zweck ihres Berufs gänzlich vergessen, bedrücken, wo sie beglücken, verfolgen, wo sie schützen sollten; die ausgießen die Ehren des Staats an unnütze Höflinge, Schmeichlern die Schätze der Völker schenken, und Erde und Meer erschöpfen auf Kosten der Nationen, um ihre Eitelkeit oder ihren zügellosen Luxus zu befriedigen; jene pflichtvergessenen Herrscher, welche wie Generalpächter zu Throne sitzen und nichts Höheres auf demselben suchen, als das Ansammeln von kolossalen Reichthümern, welche mißbrauchen die Mittel der Herrschaft, um aus dem Vermögen ihrer Länder ein Familiengut zu machen und mit dem Schwerte des Gesetzes verfolgen, um sich die Habe der Verfolgten anzueignen. An den Probirstein der Vernunft führt sie Alle, und welche da bestehen werden, die sollt ihr hochachten und in Ehren halten, denn wahrlich! ein größerer Segen als sie kann den Völkern nicht werden.

Aber die als unächt und falsch erfunden werden, diesen sollt ihr zurufen: Ihr Verworfenen unter den Gewaltigen, die ihr mit dem Rechte, dem Gute und dem Leben der Völker spielt, habt ihr dem Menschen den Odem gegeben, den ihr euch erfrecht, ihm zu rauben? Bringt ihr die Erzeugnisse der Erde hervor, die ihr vergeudet? Vergießt ihr Schweiß hinter dem ackernden Pfluge? Sengt die stechende Mittagsonne euer Haupt und leidet ihr des Durstes Pein bei dem Schneiden der Frucht? Erlahmt euer Arm bei dem Dreschen der Garben? Wachet ihr bei den Heerden? Durchschifft ihr die Meere mit Gefahr des Lebens, oder steigt ihr in die dunklen Klüfte der Erde hinab, um bei dem schwachen Scheine der Lampe mühsam Erze zu gewinnen? Baut ihr künstliche Maschinen, welche die Menschenkraft vervielfältigen? Schwingt ihr am Ambos den schweren Hammer, oder belebt euer Fußtritt den Webstuhl? Theilt ihr des Fabrikherrn nächtlichen Fleiß und seine Plagen, oder des Kaufmanns tausendfältige Arbeit und Sorge, Gefahren und Verluste? Ihr, die ihr mit Allen ärndten wollt, aber mit Keinem gesäet habt, die ihr alles Recht euch anmaßt, aber keine Pflichten zugesteht: – ihr Quälgeister der Völker, zittert! Die Verblendung der Nationen währt nicht immer. Der Morgen der Erkenntniß röthet den Himmel. Ihr könnt den

[260] Lat., das Recht.

HOHENZOLLERN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger.

Tag nicht hindern und wenn ihr auch Alle eng zusammensteht: die Sonne wird doch heraufsteigen, vor der alle Macht eurer Ungerechtigkeit schmelzen wird wie weiches Wachs. Dann wird es sich offenbaren, woher euch die Gewalt gekommen, ob von Gottes Gnaden, oder von den Völkern. Dann wird euer Schwert, das ihr so drohend gegen uns erhebt, seine Schärfe verlieren; denn eure Heere werden zeigen, daß sie, wenn sie wollen, mehr seyn können, als euer willenloses Werkzeug. Ja, ihr falschen Herren der Welt, ihr werdet dann schwächer seyn, als eure geringsten Unterthanen jetzt sind. Kein einziger wird auf seinem Throne bleiben, denn keine Herrschaft wird fernerhin Bestand haben, als die der wahren Fürsten, der guten Regenten, welche die Völker zur Glückseligkeit leiten, nicht sie zu selbstsüchtigen Zwecken beherrschen; die sich als Vorgesetzte des Staats betrachten, für dessen Wohl sie da sind, und nicht als unumschränkte Gebieter, in deren Personen alle Zwecke des Staats aufgehen sollen; die bekennen, daß sie keine Gewalt über die Nationen haben, außer zu ihrem Besten; daß sie von den Schätzen des Landes und der Bürger, die sie verwalten, Rechenschaft zu geben schuldig sind; kurz keine, die nicht den höheren Beruf ihres Amtes ausschließlich darin suchen, alle zum Staate vereinigten Menschen, welchen sie vorstehen, zum höheren Erdenglück und zu beglückender Erkenntniß zu leiten.

Der Tag naht heran, wo alle Machtkolosse zerbrochen werden, die keine bessere Grundlage haben, als Willkühr, Schwert und den Codex des Unrechts. Sie werden sich durch ihre eigene Schwere zermalmen. Daß dies wahr sey, dafür rufen wir die Weltgeschichte als Zeugin auf. Sie schwört es bei den Trümmern von tausend untergegangenen Reichen. Und mit den Thronen der falschen Herrscher werden zugleich einstürzen die Altäre der falschen Götter. Deren Priester werden den Himmel anrufen in ihrer Noth; aber der Herr wird ihnen antworten: Laßt ab, mich zu quälen! Habt ihr, trotz besserer eigener Erkenntniß, falschen Götzen gedient, so ruft diese an, daß sie euch helfen. Wahrheit über mich, seinen Gott, findet Jeder in seinem Herzen und in dem Allen aufgeschlagenen Buche meiner Schöpfung, und nur wer mir in der Wahrheit dient, ist mein Priester. Eure Lüge von mir hat die Menschen in's Verderben gestürzt; eure Finsterniß hat sie elend gemacht. Jetzt komme das Licht, das euch erschreckt, um sie zu erretten, und die Wahrheit, vor der ihr zittert, um sie wieder glücklich zu machen.“[261] –

Also irrte der Gedanke meines Freundes, da er vor einigen Jahrzehenten von Hechingen aus, der kleinen Residenz eines kleinen Fürsten des deutschen Bundes[262], den Bergkegel hinan zur Wiege eines illustren Königsgeschlechts stieg. Sie, die Burg Hohenzollern, liegt auf der Spitze eines Kalkfelsens und war schon damals fast Ruine. Die Angeln der Thon waren gebrochen, Schutt füllte einen großen Theil der Gräben, wüstes Gemäuer und Giebelwände ohne Dach gruppirten sich chaotisch mit andern, nothdürftig erhaltenen Gebäuden, in welchen ein greiser Invalide, der das Amt des Kastellans versah, eine schöne, alte Kapelle, Säle und Räume zeigte, in denen es eine Sammlung verrosteter Waffen des Mittelalters und ein Paar staubige Familienbilder zu betrachten gab. Riesengroße Linden grünten im Schloßhofe und Gesträuch und Buschwerk rankte und wuchs fröhlich aus allen Spalten und Klüften des Gesteins. Er erstieg den Thurm. Da ist die Aussicht herrlich. Nach West und Nord ist die Gegend offen, und ungehemmt dringt das Auge über weite Länderstrecken mit Bergen, Thälern und hundert Ortschaften. Südwärts aber dehnt sich die Kette der schwäbischen Alb mit ihrem Waldmeer aus, und die tiefer im Hintergrunde liegenden Berge geben dem Bilde Fassung. –

Deutsche Adelsgeschlechter, deren Stammbäume tief in der Sagenzeit wurzeln, gibt es Legion; aber aus der Urne, in welche das Schicksal die Loose für Kronen legte, konnten nur wenige die großen

[261] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[262] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituierte Staatenbund aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte“, Art. 6).

Treffer ziehen. Die Habs-
lern waren die glücklichsten.
schicks mit einem Male
tersitze auf den höchsten
zollern'sche Geschlecht hin-
Leiter vom Edelmann bis
ßen Reichs und Stimmgebers
zu überspringen, und mit tie-
Stufenfolge von Ereignissen
welche es zur hohen Stellung
– Seine älteste Ahnenge-
beln und Hypothesen. Ein
dem Grafentitel, erscheint ur-
Sohn, Thanko[264], ein Mann
weiterte die kleine Herrschaft,
Enkeln trieb der Stamm schon
die sich nach den Burgen oder
gehörten. Die Zollern spiel-
Rathe, oder im Feldlager häu-
dem Geschlecht erwuchs da-
haupte manche außerordentliche

Siehe hierzu S. 93, Anm. 263.

burger und die Hohenzol-
Jene hob die Gunst des Ge-
von ihrem bescheidenen Rit-
Thron der Welt; das Hohen-
gegen hatte auf der langen
zum Beherrscher eines gro-
im Weltrathe keine Sprosse
fem Interesse muß man die
und Umständen betrachten,
führten, die es jetzt einnimmt.
schichte verliert sich in Fa-
Zollern (Thassilo[263]), mit
kundlich um 800. Dessen
von großen Eigenschaften, er-
und unter seinen Söhnen und
in mehre Verzweigungen aus,
Gütern nannten, welche ihnen
ten am kaiserlichen Hofe, im
fig bedeutende Rollen, und
durch von dem Reichsober-
Gunst, die ihm die Bahn zu
größerer Macht brach. Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts wurde einem Zollern vom Kaiser die Reichsveste zu Nürnberg verliehen, und im Jahre 1200[265] damit die erbliche Würde eines Burggrafen verknüpft. Von dieser Zeit an theilte sich der Zollern'sche Stamm in zwei Hauptäste, den fränkischen, welcher fortan auf der Reichsburg Nürnberg seinen Sitz hatte, und den schwäbischen, der das Stammschloß mit seinen Gütern behielt. Dem fränkischen Hause ward 1273 die reichsfürstliche Würde verliehen und der zehnte Burggraf, Friedrich VI.[266], hatte das Glück, die Statthalterschaft der Mark Brandenburg vom Kaiser zu erlangen, an welches folgenschwere Ereigniß sich die weiteren, glänzenden Fortschritte des Hauses gereiht haben. Das Burggrafenthum selbst wurde, mit des Kaisers Bewilligung, an Nürnberg veräußert und die Residenz nach Berlin verlegt. Schon 6 Jahre später[267] kam die Mark mit der Kurwürde in seinen erblichen Besitz, und jeder der Nachfolger erweiterte Macht und Land, bis Preußens Königskrone das Zollern'sche Wappenschild schmückte, und Friedrich der Große[268] es mit einem Glanz umgab, der ein ganzes Zeitalter verherrlicht hat.

Auch das schwäbische Haus der Zollern mehrte allmählich seine Besitzungen, theils durch die Gunst der Kaiser, theils durch Heirath und Kauf, und obschon um 1600 in die beiden Linien Hechingen und Siegmaringen gespalten, wurden die Grafen bei dem Einsturz des Reichs, auf Preußens Fürsprache, als souveraine Fürsten in den Rheinbund[269] aufgenommen, während so viele andere reichsfürstli-

[263] Fiktiver Ahnherr der Hohenzollern. Die hist. Existenz Tassilos wurde im 19. Jhd. widerlegt. Der von Hermann Hirsch Pinhas (Lebensdaten nicht ermittelt) nach einem Gemälde des 17. Jhd.s gefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutsches Land – von J. C. F. GutsMuths. – Zweyter Theil. […]" (Gotha: Steudelsche Buchhandlung 1824).

[264] Sicherlich ebenso legendär wie sein „Vater" Tassilo (s. o.).

[265] Recte: 1192.

[266] Friedrich I. (ca. 1371–1440), von 1397 bis 1420 als Friedrich VI. Burggraf von Nürnberg und ab 1415 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[267] Friedrich VI. (s. o.) war erst 1411 zum erblichen Hauptmann und Verwalter der Mark Brandenburg eingesetzt worden.

[268] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[269] Die Gründung des von Napoléon abhängigen Rheinbundes am 12. Juli 1806, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (1768–1835) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle

chen Geschlechter Süddeutschlands sich der Mediatisirung[270] unterwerfen mußten. Was jene Linien damals erworben, behielten sie auch nach der Auflösung des Rheinbunds bei der Neuorganisation Deutschlands; sie bekamen am Bundestag[271] Sitz und Stimme.

Die Zeichnung der Burg ist nach der Skizze eines Touristen geschehen und hat der Künstler sich dabei einige Freiheiten erlaubt, welche die Treue schmälern dürften. Als ich den Umstand bemerkte, war es zu spät, ihn zu verbessern. –

Und so scheide ich von der Wiege des mächtigsten Königsgeschlechts in meinem Vaterlande. Von dieser Ruine schlingt sich die lange Schicksalskette mit wunderbar zusammengefügten Gliedern hinan zu dem Throne, von woher das Vaterland die Erfüllung mancher großen Hoffnung[272], mancher großen Zusage erwartet. – Preußens Gestirn ist ein aufsteigendes; Licht ist sein Element und sein Pfad. Wer aber im Lichte wandelt, kann nicht Blinde führen wollen, und, wer die Wahrheit besitzt, der darf sie sehen lassen. Mit Dank wird Deutsches Volk die That empfangen, wie es mit Jubel die Zusagen empfangen hat, denn es sucht sie mit Begierde, und sie zu finden, ist sein heißester Wunsch und wäre sein größtes Glück. Wahrlich, das Königsgeschlecht der Hohenzollern hat einen beneidenswerthen Beruf. Nimmer soll es ihn verleugnen, nimmer den Nebeln der Zeit gestatten, daß es ihn unkenntlich mache, oder dem Auge des Volks entziehe. Zu Ende bringen in einem Tage kann es, wenn es mag, den langen Kampf des Irrthums mit der Wahrheit. Mag es nicht: – nun, so gestatte es doch den Beiden feierliches Gottesgericht! Keine Vertheidigung, kein Argument sey in diesem Wettkampfe aller Meinungen und aller Systeme versagt, und hervorgehen wird aus diesem Kampfe eine einmüthige und allgemeine Ueberzeugung, die rechte Mutter der Eintracht der Geister und der Herzen, der Fürsten und der Nation.

Hinter jeder Wiege liegt ein Grab. Auf Aufgang folgt Niedergang. Auch der Stern der Hohenzollern vollendet einen Kreislauf nach ewigen Gesetzen. Verfallen ist das Haus der Ahnen, verfallen wird das Haus der Enkel, bedünke es auch den Erben, es sey für die Ewigkeit gebaut. Aber was länger dauert, als das Geschlecht und sein Haus, sind zwei Blätter in der Weltgeschichte mit der Ueberschrift: Deutschland, Preußen. Ich möchte nimmer ein König seyn; aber wäre ich einer, so müßte in meiner Zeile jedes Wort von Thaten reden, von Großthaten, welche nach Jahrtausenden noch die Völker mit Festen feiern und gute Fürsten zur Nachahmung begeistern.

---

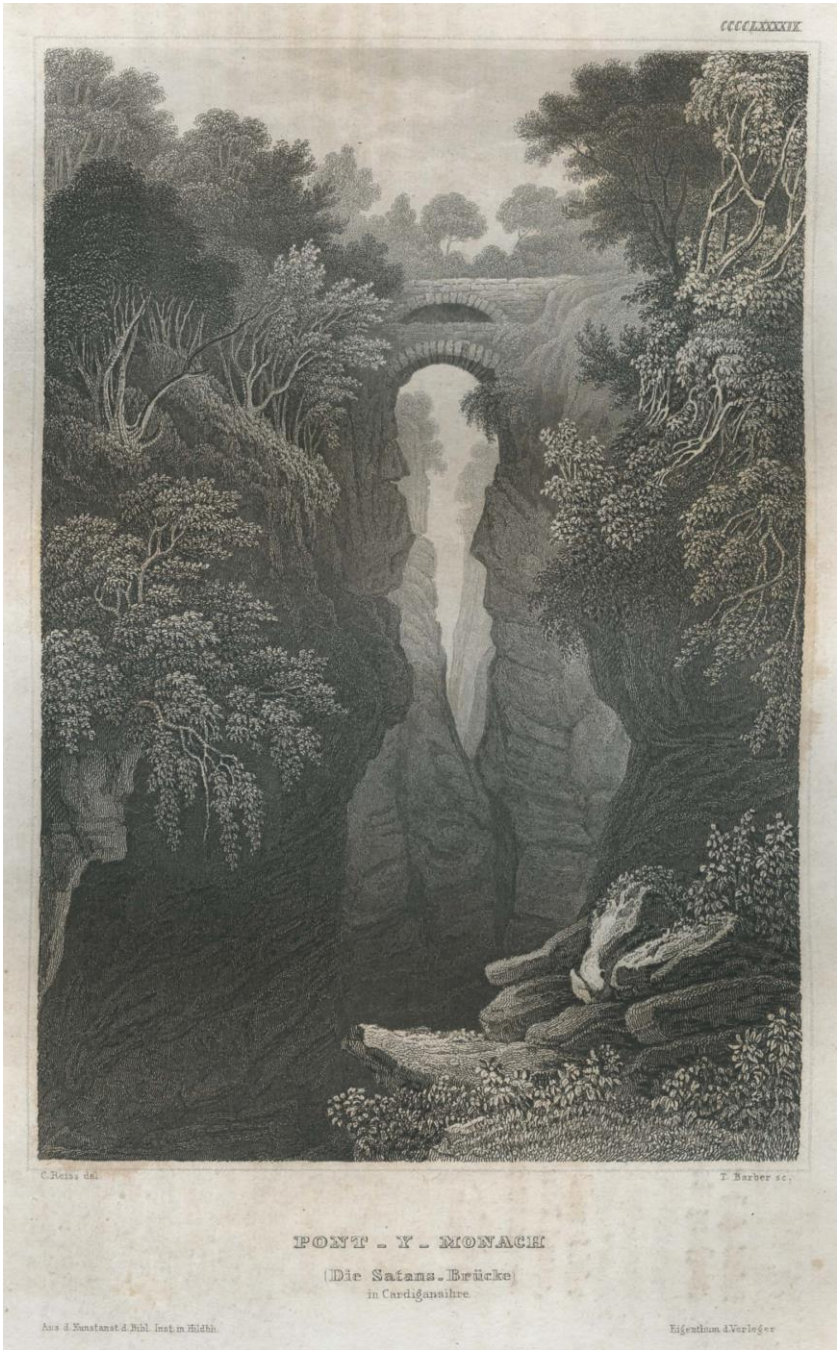
beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

[270] Siehe hierzu S. 53, Anm. 162.

[271] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“ (siehe hierzu S. 92, Anm. 262), der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[272] Das prot. Deutschland setzte große Hoffnungen in den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), nämlich daß unter seiner Führung ein prot. dominiertes kleindeutsches Reich unter Ausschluß Österreichs zustande käme, und er die deutsche Kaiserkrone annähme, was dieser jedoch am 3. April 1849 definitiv ablehnte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101f.



CCCCLXXXXIX. Pont-Y-Monach[273], die Teufelsbrücke, in Wales.

Im hochkultivirten England tritt die Kunst an die Stelle der Natur. Kaum ist noch eine Landschaft dort aufzufinden, in welcher die große Bildnerin ihre Werke ohne künstliche Zuthat zur Schau stellt. Die Szenerien der Parks, ihre Felsthäler und Wasserstürze, die tiefen Gründe der Wälder, die heimlichen Seen im Schooße der Berge, sie sind öfters nichts weiter, als mehr oder minder geschickte Nachah-

[273] Engl. Devil's Bridge (walis. Pont-ar-Fynach, Brücke über den Mynach), erbaut im Jahre 1753 und erneuert in den Jahren 1777 und 1814.

mungen von Werken der Natur, und man bewundert sie, wie man die Pracht der Dekorationen einer Bühne bewundert. Anders in Wales. Hier zeigt sich noch die Natur in jungfräulicher Herrlichkeit. In den welschen Gebirgen umfängt noch den Wanderer die tiefe Nacht des Urwalds, es strecken die Felsen, wie in meinen lieben Thüringer Bergen, ihm die bemoosten Häupter grüßend aus den Zweigen entgegen, es tosen schäumende Bergwasser aus den Schluchten herab, plaudernde Bäche murmeln durch friedliche Gründe, rieselnde und träufelnde Quellen spielen mit den Blumen der Felswand, glänzende Bergwiesen leuchten durch das Laub der Büsche, und auf goldenen, elastischen Matten weiden läutende Heerden zwischen umhergestreutem Gestein. In Wales kann man noch in stundenlangen, romantischen Gründen schlendern, ohne eine Wohnung anzutreffen, oder auf schmalen Pfaden ein anderes Wesen zu sehen, als das flüchtige Reh oder das aufgeschreckte Birkhuhn. Selten verlassen die sommerlichen Schwärme der dem Pittoresken nachjagenden Touristen die fahrbaren Wege, und die Guides[274], welche das Ceremonienmeisteramt der welschen Natur ausüben, zeigen dem Fremden nicht den hundertsten Theil der Schönheiten, welche das Land, und namentlich der schwerer zugängliche Theil der Gebirge, in seinem Schooße birgt. Ein Glück, daß es so ist; denn wären dem Gentleman-Touristen Alt-Englands alle Naturherrlichkeiten dort so leicht zugänglich, als in seiner Heimath, so würde er das Land viel häufiger zu seinen Wohnsitzen erkiesen, als bis jetzt geschehen ist; er würde, wie in England, einen Schlagbaum und eine Lodge an jedes malerische Gründchen stellen, jeden schattigen Wald einhägen, und auf jeden Berg und jede Höhe mit freier Aussicht. ein Castle bauen. – Bis jetzt ist dies, einzelne Districte ausgenommen, unterblieben. Wales ist zur Zeit weit mehr ein Asyl, als eine fashionable Niederlassung für die britische Aristokratie und den Reichthum. Gentlemen, welche in ihren Vermögensumständen herabgekommen sind, sie domiziliren sich öfters in Wales, wenn sie den Boden von Alt-England zu theuer finden; denn dort lebt man viel wohlfeiler, und so ein Herr kann für jährliche 50 Guineen[275] nicht blos Board und Lodging[276] in anständigen Kreisen finden, sondern auch noch den freien Gebrauch eines Ponny und freie Jagd. –

Nicht weit von dem Knoten des Gebirgs, aus welchem der riesige Snowdon sein Haupt majestätisch in die Wolken hebt, stürzt der Monach[277], ein reißender Bergstrom, durch ein tiefes, wildes, 2 Stunden langes Felsthal, dessen Stufen sich in schroffen Wänden über einander erheben, dem Küstenplateau zu, von welchem er sich, bei dem Städtchen Awerythwith[278], in das Meer ergießt. Dieses Thal ist mit den großartigsten Szenerien ausgestattet und es verbindet mit der üppigsten Waldvegetation die erhabensten Ansichten. Der Fluß, welcher es durchtobt, bildet, aus dem hohen Gebirge kommend, in einem ¾ stündigen Laufe mehr als 20 Wasserfälle, die, wenn sie auch den berühmteren der Schweiz an Höhe des Sturzes und an Wassermasse nachstehen, nichts desto weniger in ihrer Umgebung einen eben so tiefen Eindruck hervorbringen, als jene größere Naturschauspiele neben den viel kolossaleren Bergbildern der Alpen. Die Wasserfälle des Monach haben sich an mehren Stellen kleine Seen aus dem Fels gehöhlt, deren krystallklare, grünlich-schimmernde Fluthen zwar wenig Umfang, aber desto mehr Tiefe haben, und in welchen sich die Schatten der Felswände und alter Buchen und Eichen wiederspiegeln. Auf einigen Punkten zieht sich das Thal zur engen Schlucht zusammen, an deren Wand der Fuß des Menschen kaum einen Halt zum Weiterschreiten findet.

Eine solche Stelle hält uns das meisterhafte Bild vor, welches diese Beschreibung begleitet. Der brausende Strom wühlt sich durch eine mehre hundert Fuß tiefe Bergspalte, deren oberste Ränder der kühn gesprengte Bogen einer Brücke zusammen knüpft. – Uralt ist dieser Bau, und die Volkssage schreibt ihn keiner geringern Person als dem Satan selbst zu. Gewiß mit größerem Rechte als dem Vater des Bösen gehört aber das Verdienst, dieses Werk des öffentlichen Nutzens gegründet zu haben, den Mönchen der Abtei Ystradflur[279], die schon im 7ten Jahrhundert diese Wildniß anbauten.

---

[274] Engl./frz., Führer.

[275] Die Guinee (engl. Guinea; Abk. g), eine Goldmünze im Nennwert von 20 Shilling (s), also einem Pfund (£).

[276] Engl. boarding house, die Pension; engl. lodging, die Herberge.

[277] Mynach.

[278] Aberystwyth.

[279] Die ursprüngl. „Teufelsbrücke“ soll im Jahr 1087 von Mönchen aus Strata Florida Abbey konstruiert worden sein.

Unter der Teufelsbrücke geht ein enger Gang tief in den Berg. Er war einst berüchtigt als der Schlupfwinkel von Räubern, die mit ihren Gräuelthaten ganz Wales in Schrecken setzten. Später schlugen Falschmünzer ihre Werkstätte in derselben auf. Jetzt größtentheils verfallen, dient die Höhle den Hirten der Gegend als gelegentlicher Zufluchtsort bei Wetter und Stürmen. –

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 103f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 22f.

D. Schloss Wallsee in Oesterreich.

In England ist die Zeit eine Rente, ein Schatz, eine kostbare Waare. Man geizt dort nicht mit dem Gelde, man geizt mit den Stunden. Die Geschäfte wie das Vergnügen tragen den Stempel der Eile. Die englische Sprache selbst ist auf Zeitersparniß eingerichtet; denn in seiner Aussprache verschluckt der Engländer gleichsam die Buchstaben und lispelt nur die Worte. „Ist es ein Wunder," bemerkt der scharfsinnige Voltaire[280], „daß die Engländer die andern Nationen überflügeln? Sie ersparen am Sprechen mindestens 2 Stunden täglich, und diese, der Arbeit gewonnen, machen sie zum reichsten Volke und zu Gebietern der Welt!"[281]

Ganz anders ist es in Oesterreich. In diesem von der Natur so gesegneten Lande, dessen Kapital so unerschöpflich ist, wie seine Volkskraft unverwüstlich, ist das Leben noch nicht zur Rennbahn geworden, auf welcher ohne Hatz und Schweiß kein Ziel zu erringen ist und wo jedes Stillstehen einer verlorenen Partie gleich kommt. In Oesterreich sind noch Behaglichkeit und Ruhe zu Hause und selbst die Gewerbe und der Handel, der Fleiß und die Spekulation schreiten dort geräuschlos und gemessenen Schritts voran, und gelangen demungeachtet tüchtigen und entfernten Zielen. Dies ruhige Vorwärtsschreiten drückt sich in den Verhältnissen des Staats, Volks und des Landes aus. Es gönnt dem Alten neben dem Neuen sein Recht und seinen Platz.

Selbst die Wohnsitze der Großen geben nicht selten zu der Wahrheit dieser Bemerkung Belege und manche Anlage bestätigt sie, wo Geschmack und Reichthum mit einander wetteifern, Prächtiges zu schaffen. Nirgends so häufig als in Oesterreich sieht man des Alterthums graue, modernde Ruinen neben den Schlössern der Neuzeit, und was die Ehrfurcht gewaltsam zu entfernen sich scheut, wird oft mit Vorliebe gepflegt. Ein Beispiel davon gibt das reizende Bild Wallsee's. Umgeben von neuen glänzenden Prachtgebäuden, steht hier der umrankte, uralte Thurm der Ahnenburg mit seinem grauen Haupte, wie ein Großvater im Kreise blühender Kinder und Enkel.

Schloß Wallsee gilt als der prächtigste Edelsitz von Linz bis nach Mölk[282] hinab. Er steht auf einem Felshügel, an dem die Donau mit gewaltigem Stoße ihre schäumenden Wogen bricht. Seine Lage ist entzückend. Von der Gallerie des hohen Schloßthurms übersteht man das Donauthal mit seinen Auen, Ortschaften, Schlössern und Klöstern bis Linz, dessen Thürme in grauer Nebelferne die Aussicht begrenzen. Das Schloß ist neu; aber die Burg, die hier gestanden, ist eine der ältesten Oesterreichs. Von ihr ist noch jener runde Thurm übrig, der wohnlich eingerichtet ist. Hier hauste die ritterliche Familie Wallsee, welche im sechzehnten Jahrhundert ausstarb, worauf ihre Besitzungen an das Haus Oesterreich fielen. Kaiser Maximilian[283] machte das Schloß zu seiner gelegentlichen Sommerresidenz, bis er es der Familie Reichenberg schenkte. Im vorigen Jahrhundert kam es an die gräfliche Familie Daun, und der

[280] Der frz. Philosoph Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778).

[281] Trotz Quellenhinweis so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[282] Heute Stift Melk.

[283] Maximilian II. (1527–1576), seit 1562 König von Böhmen, ab 1563 König von Ungarn und ab 1564 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Marschall[284], der berühmte Fabius Cunctator[285] des siebenjährigen Kriegs[286], verlebte hier, in stiller Zurückgezogenheit, seine letzten Jahre. Gegenwärtig ist Wallsee das Eigenthum der Grafen von Wimpfen, die viel auf seine Verschönerung verwendeten.

[284] Leopold Joseph Graf von Daun, Fürst von Teano (1705–1766); wegen seiner übergroßen Bedächtigkeit wußte er des öfteren den Vorteil seiner Siege nicht zu nutzen.

[285] Der röm. Feldherr und Senator Quintus Fabius Maximus Verrucosus, genannt Cunctator, „der Zögerer“ (ca. 275–203 v. Chr.); es gehörte zu seiner Militärtaktik, sich möglichst nicht der vom Feind gewünschten Feldschlacht zu stellen, um größere militär. Schlappen zu vermeiden und die Kampfkraft des röm. Heeres für Entscheidungsschlachten zu bewahren.

[286] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

SCHLOSS WALSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 107-115.

DII. Strassburg[287].

Wenn wirst du aufhören, ein Stachel zu seyn in meinem Herzen? Wenn wird der Tag kommen, wo das Vaterland dir zuruft: Willkommen, nach langer Trennung, ehrwürdiges, altes Straßburg! Wenn ich den Tag denke, den Tag, wo aus allen deinen Fenstern schwarz-roth-goldne Wimpel flattern, alle Glokken läuten von deinen Thürmen und deutscher Jubel wie Sturmesbrausen durch deine Straßen zieht: – dann geht mir die Brust weit auf und ich wünsche der Zeit die Schwingen des Blitzes, auf daß der Tag an die Gegenwart rücke und ich seine Herrlichkeit preisen könne mit beredtem Munde.

Eitler Wunsch. Die Gegenwart spottet meiner Gefühle, der gallische Hahn kräht von dem Münster und die Tricolore weht von den Wällen. Die Pfalz, jener alte, feste Harnisch, welcher das Vaterland um gürtete; Straßburg, die Mauerkrone Deutschlands mit dem regen Leben drinnen; – beide sind noch in des Räubers Händen[288], der vor Jahrhunderten des Reichs Pforten aufgebrochen und mit Brandfackel und Schwert in demselben gewüthet. Das Thor von Deutschland haben die Fremden inne und das Reich ist zum offenen Dorf geworden, gehütet von schlechten Zöllnern. Das Lied vom deutschen Strom ist eine schändliche Lüge; die aber, welche den Kaisermantel, der Alle umfing, zerrissen und sich gekleidet haben in seine Fetzen – die achten den schmählichsten Diebstahl, der je an einem großen Volke begangen wurde, wie ein rechtmäßig erworbenes Besitzthum, und sie erröthen nicht, wenn im deutschen Heiligthum das Tedeum schallt bei'm Namenstage des fremden Gebieters, und dessen Vögte am Rhein über eine Million Deutsche herrschen. –

Man wird mir sagen: die Pfalz hat Theil an Frankreichs Freiheit; der Pfälzer ist besser dran, als das Volk, dem er anstammt. Wunderliches Gerede! Ich kenne diese Freiheit: eine Freigelassene ist sie, die noch die Narben ihrer Ketten fühlt. In der Freiheit eines Volkes, das einem Fremden gehorsamt, ist ein Widerspruch, den keine *Magna Charta*[289] austilgt. Das Wesen einer solchen Freiheit, die aus dem Joch fremder Unterdrückung herausgewachsen, das läuft auf einen wohlgezogenen Despotismus hinaus, und betrachtet man es recht, so ist es nichts, als ein Zerren zwischen Eigenwillen und Licenz, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, einerseits das arglistige Streben, das Deutschthum vollständig zu entfernen und die Assimilation zu beschleunigen, anderseits ein zähes, zaghaftes Verhüllen und Vertuschen entgegengesetzter Absichten und Wünsche, ein Bemänteln und Belügen, kurz ein Hadern zwischen beiden Nationalitäten ohne Kraft und ohne Würde. Wohl weiß ich, daß wir an diesem Zustande selbst gar viel verschuldet.

Wohl weiß ich, daß, wie selbst Berge, welche die Natur auf den Vesten der Erde aufgerichtet, stürzen und sich in Trümmer auflösen müssen, wenn das innere Leben abgestorben ist, so auch in des Reiches weitem Hause schon gar lange ein sieches Leben wohnte, sonst es wohl nicht hätte geschehen können, daß ein Fremder von der besten Kammer Besitz genommen. Aber jetzt, nachdem wir auf der

---

[287] Lat. Argentoratum, frz. Strasbourg, elsäss. Schdroosburi. Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Vierter Band. Q bis Z." (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1837) erschienen.

[288] Straßburg war im Zuge der frz. „Reunionspolitik" im September 1681 durch Frankreich besetzt worden; am 20./30. September 1697 wurden mit dem Frieden von Rijswijk die von Frankreich besetzten dt. Territorien diesem endgültig zugeschlagen.

[289] Lat. Magna Carta Libertatum, „große Urkunde der Freiheiten"; sie ist eine von König Johann Ohneland (engl. John Lackland, eigent. frz. Jean Plantagenêt; 1167–1216) zu Runnymede in England am 15. Juni 1215 besiegelte Vereinbarung mit dem revoltierenden engl. Adel. Sie gilt als die wichtigste Quelle des englischen Verfassungsrechts.

Zerstörung einer blühenden Vergangenheit den Aufbau eines neuen Volksthums fest begründet, nachdem wir unsere Phönixperiode durchlaufen haben und zur Wiedergeburt unsers Irdischen gelangt sind: sollen wir da nicht alle Elemente deutschen Volksthums wieder zu vereinigen trachten? – Schreit nicht die Pyramide von Straßburgs Münster die Antwort in den Himmel hinein? oder ist es eine Fabel, daß deutsches Volk sie aufgebaut, ein Zeichen deutscher Kraft und Einigkeit? Keine Stadt in Deutschland, die nicht Geld und Gut dazu gesteuert, die nicht Handwerksleute gesendet; kein Dorf, das nicht sein Scherflein gespendet! Nein, es ist keine Fabel, und diese Steine sind keine todten Massen. Sie reden mit feurigen Zungen von der großen deutschen Nation, die, einig und gläubig, ihren Willen an eine Idee gesetzt. Und auf diesem Denkmal, das mein Volk, stark und einig, in vielen Jahrhunderten erbaut, soll der Hahn der Gallier fortkrähen? –

Geflügelt sind die Geister der Nationen. Frei hat sie Gott gegeben. Auf ihre Gefahr können sie Jegliches versuchen. Der Tag wird kommen, wo der starke deutsche Adler kampfmuthig die Schwingen schlägt, zurückzufordern, was man ihm geraubt und was unsere Fürsten dem Räuber ließen. Wer dürfte den Versuch Frevel nennen, zurückzuerlangen ein Eigenthum, das man uns stahl? wer uns hindern, Gebrauch zu machen von unserm unveräußerlichen Recht? Freilich wird es Zeit bedürfen. Ungahr und unklar ist noch das junge Selbstbewußtseyn in den Massen, das Morsche, Abgestorbene ist noch nicht überall abgestoßen und das neue Leben hat sich noch aus dem Todeskampfe des Alten fest zu gestalten. Es ist noch ein Zischen und Streiten, ein Bilden und Zerstören da und dort; Chaotisches könnte man es nennen, wenn nicht der Zug und Trieb der innern Kräfte, die unsern Gestaltungsdrang beleben, ein festes Ziel verriethen. Aber wenn erst deutsches Volk in seinem Gebilde das rechte Maaß getroffen hat, dann wird auch der Trieb, alles Deutsche zu Deutschland wie der zu einigen, allwärts bis an die Grenze verfolgt werden, wo der letzte deutsche Laut vernommen wird, und Meister Erwins deutsches Gotteshaus wird wieder ein Gotteshaus in Deutschland werden. –

Auf eisernem Pfade denke ich mich vom Dämon Dampf im Fluge durch die Gauen des schönen Badener Landes geführt. Auf dem Stationshofe bei Kehl verlasse ich den bequemen Sitz und, meinen Reisesack an der Hand, wandere ich hinüber gen Straßburg. Kehl, einst eine starke Festung, die für das Reich, nach dem Verluste der Pfalz, ein Schild gegen Frankreich gewesen, hat jetzt das Ansehen eines offenen Dorfs. Von den Franzosen wohl ein dutzend Mal belagert, bombardirt, erobert, erstürmt und der Erde gleich gemacht, ist es zuletzt ein offenes Thor geblieben, durch welches die Straßburger Garnison jeden Tag, wenn sie Lust hat, uns einen Besuch in Karlsruhe oder Heidelberg abstatten kann. Bei'm Anblick dieser gänzlichen Schutzlosigkeit Deutschlands auf seinem wichtigsten und verletzbarsten Punkte erscheint mir der deutsche Bundesfestungsbau in Rastadt und Ulm wie eine Parodie. Zwar hat Germersheim einige Befestigungen: aber gegenüber den furchtbaren Linien Straßburgs – jenen Mauerkronen und Zinnen, auf welche das deutsche Volk einst mit Stolz hinblickte, jetzt aber nur gesenkten Auges hinschaut, wie ein Jeremias auf die Trümmer seines Tempels – gemahnen sie mich, wie ein Zwerg gegen Giganten.

Vor Straßburg theilt sich der Rhein in zwei Arme, welche ein Eiland umschließen, das die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet. Hier steht das Gebäude des französischen Mauthamts, berüchtigt und verhaßt wegen der Plackereien, die hier verübt werden, bei der ganzen Reisewelt. In geringer Entfernung von diesem Tempel der Zöllner und Sünder ragt Desaix's[290] Denkmal, von Trauerweiden umschattet und mit der Aufschrift: Desaix die Rheinarmeen. Welche Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart rufen die Paar Worte in die Erinnerung! – Von dem Eiland führen zwei

[290] Der frz. General Louis Charles Antoine Desaix (1768–1800; gefallen); das von Landolin Ohmacht (1760–1834) und Friedrich Weinbrenner (1766–1826) geschaffene Straßburger Denkmal, ein Kenotaph, war im Jahre 1802 errichtet worden. Es befindet sich heute nicht mehr auf der Île aux Épis, da es1960 auf die Place du Maréchal de Lattre de Tassigny versetzt wurde. Der Stich von Étienne Geoffroy Saint-Hilaire (1772–1844) wurde nach einer Vorlage von François Grenier de Saint-Martin (1793–1867) geschaffen.

Schiffbrücken hinüber nach der wohlverwahrten Pforte Frankreichs, der Straßburger Citadelle. Vaubans[291] Befestigungs-Genie hat da Unglaubliches geleistet.

Der Tod von General Dessaix bei Marengo.
(siehe hierzu S. 102, Anm. 290).

Jenseits der Citadelle entfaltet die Stadt selbst, mehr ernst, als heiter, ihre dunklen Häusermassen mit den zahlreichen Thürmen. Obschon fast zwei Jahrhunderte lang abgerissen von dem Boden, in welchem sein ganzes Geschichtleben wurzelt mit allen seinen äußern Zeichen, – den großartigen Denkmälern der alten Kunst und deutscher Herrlichkeit – hat es sein Gesicht doch noch nicht im Mindesten geändert: es ist das alte, deutsche Straßburg geblieben, wie es zu Erwins[292] und Guttenbergs[293] Zeiten gewesen, und auch die Physiognomie des Volks ist noch durchaus deutsch, so sehr auch die Fremdherrschaft bemüht gewesen, daran zu fälschen und zu ändern. Die frische, unverdorbene, germanische Kraft im Volkscharakter des Pfälzers und Elsassers hat immer ein Gegengewicht gegen alle Bestrebungen der Herrschaft zum Aufpfropfen eines fremden Volksthums in die Waagschale gelegt. Ihr innerer Kern blieb unverfälscht deutsch, und zwei Jahrhunderte der Reibung haben die scharf ausgeprägte Nationalität nicht verwischt. Das deutsche Element, weit entfernt, abgestorben zu seyn, treibt im Gegentheile mit jedem Jahre frische Blüthen, es reift wieder zum Selbstbewußtseyn und verjüngt seine Kraft. Das Wesen der Zeit, was jetzt in Deutschland alle Geister erwärmt, das wird auch im Elsaß empfunden, und was uns diesseits ein Symbol geworden, wird auch jenseits verstanden. Man ahnet, daß, wie auch die Gegen-

[291] Der frz. Festungsbaumeister Sébastien Le Prestre, seigneur de Vauban (1633–1707).

[292] Erwin von Steinbach (ca. 1244–1318).

[293] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

wart sey, der Vergangenheit ihr Recht behalten werden müsse, und die Idee des Alterthums, welche die große Gemeinschaft der Deutschen als ein Reich ausprägt, verjüngt in die kommenden Zeiten treten müsse. Diese Ahnung, welche die Masse instinktartig bewegt, will, weil historisch, geehrt und geachtet seyn, und wird, wenn sie in eine selbstbewußte Anschauung übergegangen ist, nachdem gemeinen Gang der Dinge, einst das Aeußerste wagen, um jedes abgerissene Glied wieder zum organischen Ganzen zu fügen. Aber damit dies geschehen könne, müssen wir selbst erst ein frisches, grünendes, durch alle Triebe gekräftigtes Leben gewonnen haben, wir müssen zusammengewachsen seyn in einen Volksbund. Nicht zusammengehalten muß dieser seyn durch ein bloßes Pergamentband, sondern durch einen, der germanischen Volksnatur eigenthümlichen Organismus, dessen Theile sich wechselseitig kräftigen und beleben, erhalten und lieben, ernähren und begeistigen, und so jenes in sich geschlossene freithätige Ganze bilden, das mir als das erreichbare Ideal vom Staate vor Augen schwebt. – Hoffen wir, daß es dahin komme, helfen wir dazu, Jeder nach seinen Mitteln, daß es so werde; aber erwarten wir nicht von der nächsten Zukunft schon Erreichung dieses großen Ziels. –

Unter diesen Betrachtungen habe ich des französischen Straßburgs altdeutsche Straßen durchwandert – und ich stehe vor dem Münster. Welch ein Werk! – wie erhebt der Gedanke, daß es Menschen bauten! – Dieses Gotteshaus ist eine Messiade mit Lapidarschrift vom deutschen Volke in dreihundertjähriger Begeisterung geschrieben. Die tausend und aber tausend Bildwerke, Statuen und Ornamente daran ranken sich wie die tausend und aber tausend Aeste und Zweige, Früchte und Blätter eines Eichbaums zur Einheit empor, die das Ganze in sich beschlossen trägt. Nirgends hat hier das Einzelne Bestand in sich, es verliert sich willig an jenes Ganze, das alle Theile aus sich hervorgetrieben, so daß ein Jegliches in dem Andern sey und jeder Theil, der zum Organe des Allgemeinen wird, seine ganze Kraft erhalte. Im Münster sehe ich überall den großen Naturtypus der Germanen ausgeprägt und ich erkenne in ihm das innerste Prinzip des deutschen einen großen Volksstaats wieder.

Als Bauwerk reiht sich der Münster unter die größten und erhabensten des Mittelalters. Wie auch der Geschmack und die Mode in der Kunst gewechselt, jederzeit hat es die Bewunderung des Beschauers erregt, von welcher Nation sie auch waren und zu welchem Glauben sie sich bekennen mochten. Ja, keine Feder ist vermögend, den Eindruck stark genug zu beschreiben, den der Anblick dieses Tempels auf den Betrachter ausübt.

Hat man den Eindruck des Ganzen in sich aufgenommen und geht dann auf die Prüfung der einzelnen Theile des riesengroßen Gebäudes über, so weiß man nicht, welchen man den Vorzug geben soll: ob der stolzen, mit der tiefsten Kenntniß vom Gleichgewicht der Massen entworfenen und mit größter, schmückender Sorgfalt aufgeführten Thurmpyramide, ob der Herrlichkeit der Construktion des Langhauses, des Kreuzesarms und Chors mit ihren so genial wie schön angeordneten Ornamenten, ob dem hohen Mittelschiff mit seinen Säulengallerien und großen, mit bemalten Scheiben gefüllten Fenstern, ob der wundervollen, mit bedeutungsvollen Skulpturen gezierten Kanzel, ob den mit reichdekorirten Gewölben und den Monumenten alter deutscher Kunst ausstaffirten Seitenkapellen, ob den drei, mit Bildsäulen und Schnitzwerk von Stein auf das reichste verzierten vorderen Portalen, ob den hohen und schlanken Bündelsäulen, welche die drei Kirchenschiffe trennen, ob der Vorhalle mit ihren Skulpturen, ob mehr der großartigen Anordnung des Aeußern oder des Innern, ob mehr der massenhaften, auf die Dauer von Jahrtausenden berechneten Construktion dieser Anlagen, oder der Kunst, welche sie alle geschmückt hat. Auch in dem nüchternsten, zu Skepsis am meisten geneigten Gemüthe kann kein Tadel aufkommen; kein Mensch verläßt den Wunderbau ohne den Gedanken: Gleiches siehst du auf Erden nicht wieder!

Das Material zu dem Münster ist ein blaß-rother Sandstein. Das Gebäude nimmt eine Gesammtlänge von 343 par. Fuß[294] ein; das in drei Schiffen getheilte Langhaus ist 114 Fuß weit; die Länge des Kreuzarms mißt 173 Fuß. Sein Flächenraum, 48,052 Quadratfuß, verhält sich zu dem der Peterskirche wie 1 zu 4 ⅛. Zwei Reihen von Gewölben tragen die hohen Wände des Mittelschiffs und durch dieselben fällt das Licht ein mittelst 14 kolossalen Spitzbogenfenstern, welche, wie die Fenster mehrer Seitenkapellen, durch wunderschöne Glasgemälde geschmückt werden. Außerdem beleuchten den Tempel das große Rundfenster über dem Hauptportale, 10 kleine Fenster und noch andere, welche über den zwei

[294] Der Pariser Fuß entspricht 32,48 cm.

Seitenportalen an den Enden des Kreuzarms und im Chore angebracht sind. Unter dem Chore liegt die Gruftkirche oder Krypta, gewöhnlich die Kapelle des heil. Grabes genannt, und unter dieser ist die Schatzkammer zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes angebracht. Letztere empfängt ihr Licht durch zwei Fenster, die sich an dem Kreuzarm öffnen.

Betrachten wir nun den Thurm. Die Fronte desselben wird durchbrochen von 3 großartigen, im deutschen Styl perspektivisch geordneten Pforten, die mit reichen Giebeln und vielen Skulpturen prangen. Alle Verhältnisse daran sind kolossal. Die Mittelpforte ist vorn 24 Fuß weit, ihre eigentliche Thüre hat 15 Fuß, die innere Oeffnung aber 27 Fuß Höhe. Die Seitenwände derselben sind mittelst Rundstäben in 5 große Hohlkehlen abgetheilt; nicht weniger als siebenzig größere und kleinere Statuen und Bildwerke schmücken die letztern, und vor dem Mittelpfeiler steht Maria mit dem Christuskinde, das mit der Weltkugel spielt. Der feine, dunkle Sandstein aller dieser Bilder ist so gefärbt, daß sie wie von Erz gegossen aussehen. Leider sind jetzt viele restaurirt, manche wohl auch neu: denn der Vandalismus des Kriegs und der Revolution hat gar Vieles zerstört gehabt. Die Pforten selbst wurden 1343 mit Erztafeln belegt, deren Relief-Darstellungen die Bewunderung der Zeiten waren: aber in der Revolution wurden sie – eingeschmolzen und zu Pfennigen vermünzt! Glücklicher waren die herrlichen Bildwerke von Stein über dem mittlem Eingange; sie sind wohl erhalten. Sie stellen das Abendmahl, die Gefangennehmung Jesu, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt vor. Auf ähnliche Weise, gar sinnig, sind die Nebenportale geschmückt – Ornamente der reichsten Art ranken und gipfeln an der Thurmfaçade empor, Nischen bildend und umschließend, in welchen Bildsäulen von Helden, Hohenpriestern und Schriftgelehrten des alten Bundes, von Aposteln und heiligen Männern und Frauen, oder der Fürsten und Gesetzgeber des deutschen Volkes stehen. Allbewundert waren die kolossalen Equestralstatuen der fränkischen Könige Clodowig[295] und Dagobert[296] und Kaiser Rudolfs[297], des Habsburgers. Auch sie wurden von den bilderstürmenden Gleichheitsmännern herabgestürzt, und ihre Erneuerung gibt kaum eine Ahnung von dem, was sie ursprünglich gewesen. – Zur Plattform des Thurms, auf welcher der Wächter wohnt, führt eine kunstvolle Wendeltreppe von 329 Stufen. Von dieser Gallerie erhebt sich der eine der beiden projektirten Thürme vollendet in die Wolken – eine Pyramide, welche als ein Achteck mit stufenförmigen Absätzen äußerst künstlich und mit den edelsten Ornamenten aufgeführt ist. Sie endigt in einer Krone, aus welcher ein kolossales Kreuz emporstrebt, auf dessen Spitze ehemals die Statue der himmlischen Jungfrau gestanden. Aber schon 1488 hob man die vom Blitz getroffene herab und eine Steinplatte kam an ihre Stelle.

Göthe läßt sich über diesen Wunderbau also vernehmen: „Dem Meister galt es, Widersprüche zu vereinen; das Kolossale hier leicht und zierlich erscheinen zu lassen und, obschon tausendfach durchbrochen, ihren himmelanstrebenden Mauern doch den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit zu geben. Die Ausführung dieser Aufgabe war die schwerste; in ihr lag der Gipfel der Kunst: und der Meister hat sie auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; daher Alles im passenden Sinn verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Angenehme im Ungeheuern sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdecke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbögen verzierten Thüren, an das wunderherrliche Fenster und dessen, aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen

[295] Chlodwig I. (westgerm./fränk. Hludo-wīgaz; frz. Clovis 1er; 466–511), fränkischer König bzw. rex aus der Dynastie der Merowinger.

[296] Dagobert I. (ca. 609–639), seit 623 Unterkönig in Austrasien und seit 629 König der Franken.

[297] Siehe hierzu S. 55, Anm. 172.

begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsaum umgeformtes Naturgebilde erscheint.“[298]

Die Baugeschichte des Münsters steigt bis in die Frühzeit der ersten Ausbreitung des Christenthums in den Römerstädten am Rhein hinab. Da wo ein Marstempel in dem alten Argentoratum der Triboker gestanden, baute Clodowig von 504–510 eine christliche Basilika. Das Langhaus derselben blieb bei dem neuen Hauptbau, welchen Pipin[299] unternahm und Karl der Große fortsetzte und vollendete, stehen; und dieser Bau, byzantinischen Styls[300], mit seinen Gewölben aus leichten Tuffsteinen, hat sich bei allen Metamorphosen, welche spätere Veränderungen, Brand und Verheerung seit fast anderthalb Jahrtausenden brachten, bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach der Erstürmung Straßburgs am 4. April 1002 durch Herrmann[301], Herzog von Elsaß, wobei der größte Theil der Stadt in Flammen aufging, ward auch der Dom, bis auf das unverwüstliche Langhaus Clodowig's, eine Ruine. Bischof Wernher[302] restaurirte ihn prächtig; aber kaum war er vollendet, so zündete ein Wetterstrahl das Dachgebälke des Thurms, und der herrliche Tempel ging abermals in Flammen auf. Da lief die Sage durch die deutschen Lande, der Teufel selbst habe das Feuer gelegt, und damit die Freude des Höllenfürsten nicht dauere, so steuerten Alle, Reich und Arm, zum schleunigen Neubau des Gotteshauses. So reichlich floß der goldene Strom, den der fromme Sinn nach Straßburg leitete, daß Bischof Wernher den Bau noch viel großartiger und prächtiger, als den frühern, vornehmen konnte. Doch er starb lange vor der Vollendung, schon 1028. 30 Jahre später wurden die Seitenschiffe überwölbt und der Anbau der Kapellen beschäftigte die Bauleute noch bis ins dreizehnte Jahrhundert. Um 1269 war der Münster ganz ausgebaut; von der Kunst geschmückt, von Innen und Außen stand er da, die große, sprechende That deutscher, einiger Frömmigkeit; aber noch fehlte dem Riesenwerk seine Krone; es hatte keine Thürme. Sie wurden der Gegenstand des dritten Hauptbaus – des schwierigsten – und er ist's, der am längsten gedauert. Der größte deutsche Baumeister seiner Zeit, Erwin von Steinbach, entwarf auf Bischof Conrad von Lichtenberg's[303] Geheiß dazu den Plan. Die feierliche Grundlegung des ersten Steins geschah, nachdem der Rost vollendet war, am 25. Mai 1277.

Bischof Conrad schrieb dazu einen Ablaß aus – Jedem, der zu dem Thurmbau steuerte, sey es Geld, sey es Baumaterial, sey es Arbeit, sollten die Sünden vergeben seyn, die geschehenen wie die zukünftigen, auf 40,000 Jahre. Da wurde das Pergament theuer in Germanien, denn jede Sündenquittung war auf Eselshaut geschrieben. Geld kam ein zu Hunderttausenden, und das Feuer, welches der Ablaßkrämer angezündet hatte, flammte, nicht blos von der Frömmigkeit, sondern auch von stolzem, deutschem Volksgefühl genährt, noch lange fort. Jahr aus Jahr ein kamen Tausende von Arbeitern hergewandert aus allen Gauen Deutschlands, ihre Arme ohne Lohn zum Thurmbau anzubieten und aus den fernsten Marken, aus Oesterreich, sogar, kamen Fuhrleute, die unentgeltlich Materialien zum Bau herführten. Reiche Legate wurden zum Bau gestiftet, Fürsten und Herren sendeten Künstler, um auf ihre Kosten das große Werk zu schmücken, und viele Klöster bestimmten den vierten Theil ihrer Einkünfte auf lange Jahre hinaus zur Förderung des Werks. Ein heftiges Erdbeben, welches Ende des 13. Jahrh. das ganze Elsaß in Schrecken setzte, konnte nur die Festigkeit des Baus beweisen; es warf in Straßburg Straßen ein, aber am Münster trat kein Stein aus seinen Fugen. Auch eine furchtbare Feuersbrunst, welche bald darauf, 1289, den Stadttheil rund um den Tempel in Asche legte, konnte nur einen Theil der Bedachung und die Baugerüste des Thurms verzehren, was Erwin noch in demselben Sommer wieder herstellte.

---

[298] Ziemlich frei zitiert aus Johann Wolfgang von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, „Neuntes Buch“ in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundzwanzigster Band. […]“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1829), S.267f.

[299] Der karolingische Hausmeier Pippin d. J. (714–768), seit 751 König der Franken.

[300] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[301] Hermann II. († 1003) aus der Familie der Konradiner war seit 997 Herzog von Schwaben.

[302] Werner I. von Habsburg (ca. 975/980–1028), seit 1001 Bischof von Straßburg.

[303] Konrad III. von Lichtenberg (ca. 1240–1299), seit 1273 Bischof von Straßburg.

Erwin, der große Meister, starb, nachdem er den Thurm bis zur Dachfirste des Langhauses geführt hatte, und an seine Stelle trat sein Sohn Johann[304]. Dieser setzte den Riesenbau fort bis zur Plattform, und starb 1339. Ihm folgte Johann Hülz[305], und dessen Enkel, Hülz II.[306], war der Vollender der Pyramide, 1439, in welchem Jahre er das kolossale Kreuz aufrichtete und auf dessen Spitze das Standbild der Maria stellte. Von der Grundsteinlegung an waren über anderthalb Jahrhunderte vergangen, und während dieser langen Periode, die fünf Generationen verschlungen, hatten die Werkleute kein Jahr geruht.

Blitz und Wetter haben seitdem, 4 Jahrhunderte lang, an dem Wunderbau genagt; aber sie zeigten nur ihre Ohnmacht. Mehr als sechzig Mal schlug der Blitz in den Münsterthurm, ohne ihn bedeutend zu beschädigen, und fünf Erdbeben haben an seinen Grundfesten umsonst gerüttelt. Was die Elemente nicht gekonnt, hat jedoch menschliche Narrheit gethan; sie hat verunstaltet, zerstört, verwüstet. Im 17ten Jahrhundert, als die Fluth der Geschmacksverwilderung zu allen Tempelpforten herein brach, da wurden Altäre und Kapellen aus Erwin'scher Zeit mit unschätzbaren Denkmälern der Kunst abgerissen und entfernt, um Platz zu gewinnen für die abscheulichen, sinnlosen Dekorationen jener widerlichen Periode, welche man als das Jahrhundert Ludwigs XIV.[307] bezeichnete. Der Todtengräber dieser Periode, die französische Revolution, sie, der die sociale Welt des Guten und Großen so unendlich viel verdankt, sie sogar erschien nur als Zerstörungsengel im Dome von Straßburg: – denn, als ob die grandiose Herrlichkeit des Münsters in Widerspruch träte mit dem Prinzip der Gleichheit, man trug auf Abtragung der Thurmspitze des Tempels an und auf Entfernung seines letzten architektonischen und künstlerischen Schmucks. Dieser wahnsinnige Antrag fand Beifall. Bald erhoben sich Gerüste, um den Münster seiner Zierden zu entkleiden. Man zerschlug am großen Portal 15 der herrlichsten Bildsäulen, 70 in den perspektivischen Portalräumen angebrachte Bildwerke wurden ausgebrochen und zertrümmert, 80 Statuen aus ihren Nischen geworfen, die Engel von den Zinnen herabgestürzt, die vortrefflichen, kolossalen Bildsäulen der Apostel zerstört, von den bewunderten Equestralstatuen die drei schönsten mit Pulver zersprengt und unzählige Ornamente, Säulchen und Figuren ausgebrochen oder verstümmelt. Nicht weniger Kunstwerke gingen unter den Axtschlägen und Brechstangen der bilderstürmenden Gleichheitsmänner im Innern des Münsters zu Grunde. Als die Vernunft wieder zu ihrem Rechte gekommen war, ist nun zwar von der französischen Regierung und der kirchlichen Behörde alles Mögliche geschehen, die schmachvolle Verstümmelung der kolossalsten That deutscher Baukunst durch geschickte Restauration zu verbergen; allein was die neue Kunst an die Stelle der zerstörten gebracht hat, kann das Verlorene so wenig ersetzen, als die Copie ein Raphael'sches[308] Original. Aus diesen nachgebildeten Gestalten spricht nur zu häufig mehr der Dünkel ihrer Urheber als ihre Fähigkeit; die höhere Weihe gebricht ihnen, es fehlt ihnen der Funke der schaffenden Begeisterung.

Wir scheiden. Herb und zürnend blickt das Kreuz deines Münsters mich an – hindeutend auf das deutsche Kleinod, das der Friede[309] in Räubershand gelassen. Mein Trost ist: Was der Zeiten Lauf unvermeidlich herbeiführt, wird doch geschehen, und was die Vergangenheit nicht zurückzufordern wagt, wird die Zukunft uns in die Hände geben. Auch das weiß ich: auf freiwillige Erstattung dessen, was Recht und Billigkeit verlangen, dürfen wir nicht hoffen. Aber die Zeit kommt gewiß, wo Deutschlands Anspruch, wohl weniger durch der Fürsten Mund, als durch des Volkes Schwert, Geltung und Erfüllung fordern wird, und das Ergebniß kann nicht zweifelhaft seyn. Wenn dann das deutsche Schwert zum zweiten Mal die Rheinbrücke schlägt und unser Recht im Rechte des Stärkern seine Kraft suchen wird – so wird das fiebernde Europa die Zeit beklagen, wo man Alles das hätte leicht haben

[304] Johannes von Steinbach († 1339).

[305] Hans Hültz († 1369).

[306] Johannes Hültz (ca. 1390–1449).

[307] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[308] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[309] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes in den Koalitionskriegen; um die Herrschaft der wiedereingesetzten Bourbonen nicht von vornherein zu diskreditieren, wurde der territorialen Integrität Frankreichs bewußt Vorrang vor deutscher Begehrlichkeit eingeräumt.

können, was dann nur die schwersten Opfer erringen mögen. War nicht die Nothwendigkeit der Wiedererstattung des Elsasses schon 1813 an dem Gesichtskreis unserer Edelsten heraufgestiegen? Warum standen die Gewaltigen zagend, warum fehlte ihnen der frohe Muth, ihre Hand auszustrecken nach dem Geraubten? Wann der Tag gekommen, da die Elsaßfrage wie ein schwarzes Gewitter am Horizonte steht und die Zukunft bewegt und alle Geister aus der Tiefe des Volks heraufbeschwört: o dann, wie wird es sie gereuen!

STRASBURG.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 166-170.

DLXIII. Das Münster in Strassburg.

Das Universum ist mehr, als ein Bilderbuch. Sein Hauptzweck ist nicht, das kunstliebende Auge zu befriedigen, die Müßigen zu unterhalten, oder den Wißbegierigen mit geographischen, ethnographischen, statistischen und historischen Notizen zu sättigen. Für solche Zwecke sind Hunderte von Federn, Stiften und Pressen thätig, und wir freuen uns ihres Wirkens, denn „Wissen ist Macht."

Unsere Blätter gehören einem anderen Baume an: dem Baume der Erkenntniß. – Erkenntniß! Liege sie in des Meeres Abgrund, wir holen sie herauf; verberge sie sich in des Weltraums Unendlichkeit: wir finden sie! – Die Werke des Herrn sind vor uns aufgeschlagen und wir stehen vor ihnen mit einem Herzen, das offen ist für jede Regung, die der Anblick derselben hervorruft. Wir spielen mit dem Wiesengrün, tändeln mit den Blumenauen einer harmlosen Landschaft, erheben uns mit den Alpen zu den Wolken, sehnen uns mit den ewigen Strömen nach dem ewigen Meer und beben in Ehrfurcht vor der Allmacht des Schöpfers, die aus den Feuerschlünden der Erde und dem Fluthendonner der Katarakte spricht. Die Natur ist für uns nirgends todt. Aber eben weil wir das Leben überall suchen, so halten wir vor Allem am Lebendigen fest, dessen Höchstes der Mensch ist.

Des Menschen große Werke sind uns daher die liebsten Bilder. Steht der Mensch vor den nieder drückenden Riesenmassen der Schöpfung und den unermeßlichen Kräften der Natur zagend still, schwindelt ihm beim Anblick der Leiter, die ihn unmittelbar zur Erkenntniß des Meisters und seines Bauplans hinan führen soll, so sieht er in den großen Werken großer Menschen eine bequeme und sichere Brücke zur Erkenntniß Gottes, und er vertraut sich ihr an mit ruhigem Muthe. Zu solchen Werken gehören ebenso des Dichters und des Denkers Worte, des Forschers Schriftzüge, des Musikers Töne, als die Werke der bildenden und bauenden Künste. An einem großen Bau sehen wir Tausende von Menschenkräften thätig, um das in einem Geiste erstandene Bild gleichsam mit Erz und Stein für die Generationen von Jahrhunderten zu kopiren. Das Durch- und Nebeneinander von Kräften, welches in der Natur nach ewigen Gesetzen bindet und trennt, schafft und zerstört, spiegelt sich hier im Kleinen ab. Dort gibt der Gedanke Gottes, hier gibt der Menschengedanke die Gesetze; und vergeht auch die Kopie in Erz und Stein im Sturm der Zeit: was sie gewirkt hat im Geist und Gemüth der Menschen, das bleibt ewig.

Darum ist's uns allemal eine Freude, wenn uns auf unserer Wanderung durch die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit ein solches Werk entgegentritt. Mit immer neuer Lust betrachten wir seine mächtigen und schönen Glieder, welche der Ameisenfleiß der Menschen in langer Jahre Lauf emporthürmte. Der Gedanke an des Erdensohns Ohnmacht und Vergänglichkeit, an die tausend Werkleute, welche Tage und Jahre lang an den Zacken und Säulen, Quadern und Stützen und hunderterlei Bildwerk herumgemeißelt und die nun alle begraben und vergessen sind, – hat für uns nichts Demüthigendes; denn es hebt Brust und Haupt das Bewußtseyn, daß solches Werk entsprungen ist in eines Menschen Geist, auf den ein Gnadenblick der Gottheit fiel. Nur solche Werke sind es auch, welche die Bewunderung langer Zeiten fesseln. Jedes Jahrhundert ändert die Formen in den Dingen des Lebens, in Schmuck und Bedürfniß; es modelt an den Gebilden der Kunst, und der Geschmack, das bewegliche Kind der Zeit, diktirt andere Gesetze von Generation zu Generation: – aber ihr Einfluß ist nichtig auf jene mächtigen Werke, diese gelten fort und fort als unveränderliche Symbole der Schönheit.

Die CATHEDRALE zu STRASBURG

Published for HERRMANN J. MEYER. 164. William-Street. NEWYORK.

Ein Bauwerk solcher Art ist der deutsche Riese, der auf dem Münsterplatz zu Straßburg wurzelt. Beschrieben habe ich ihn schon auf einem frühern Blatt (Bd. XI, Seite 107), und wir könnten daher wieder nach Hause gehen, wären wir bloß hergekommen wie Kunstliebhaber und Antiquare. Aber nicht die Kirche wollen wir heute besuchen; besteigen wollen wir den Thurm Erwins[310], hinabzuschauen weniger auf das Paradies, in das der Rhein seine trennende Furche zog, als auf ein Werk anderer Art, ein Werk von Menschen, auf die kein Gnadenblick der Gottheit fiel. –

Da sind wir oben. Horcht! Jubel lärmt in den Straßen der alten deutschen Stadt! Seht! Die Märkte und Plätze wogen, die Häuser prangen in grünem Festschmuck, die Trikolore flattert von Giebeln und Thürmen, hinter Musikbanden ziehen bunte Menschenschweife nach. Durch alle Thore wallt geschmücktes Volk herein, und durch das heraufdringende Gemurmel und Getöse der Menge donnern die grüßenden Kanonen. Was hat das zu bedeuten? Ich werde es errathen haben! Jedes Volk hat ja in seinem Leben Zeiten und Tage, die roth gedruckt in seinem Kalender stehen und dem vorausblätternden Bürger hohe Feste verkündigen. Dergleichen Tage sind ihm wie Alpengipfel, an welchen noch lange das Licht der stolzen und freudigen Erinnerung glüht; es sind die Tage, wo das Volk gleichsam seinen Schnitt macht in's Kerbholz der Ewigkeit und an denen es sich selber den Freudenbecher, gefüllt bis zum obersten Rande, kredenzt. Und ein solcher Tag wird's wohl seyn, den heut das Volk des Elsaß feiert: ein Tag, der an Jahrtausenden hinangeklettert von Säkulum zu Säkulum; ein Tag, der, in der deutschen Urzeit wurzelnd, das Herz des Volks mit deutschem Immergrün umrankt; ein Tag, an dem das deutsche Wesen neue Schossen treibt. –

Da tritt ein Mann herzu. „Herr!" frage ich ihn: „was hat das zu bedeuten?" „„Der Elsaß feiert heute seine zweihundertjährige Verbindung mit Frankreich! – es feiert seine zweihundertjährige **Trennung** vom deutschen Mutterlande!!"" –

Ich stehe betroffen. – Wer, so frage ich mich traurig, wer hat Das meinem Deutschland gcthan? – Daß ein Theil von einem Volk und Land im blutigen Würfelspiel des Kriegs verloren gehen, daß Waffengewalt die Wiedervereinigung der getrennten Theile lange Zeit hindurch unmöglich machen kann, – davon erzählt uns die Geschichte genug. Daß aber ein durch schmählichen Verrath vom Gesammtvaterlande losgerissener, vom Nachbar unterjochter Volkstheil während ganzer zweier Jahrhunderte nie den schwächsten Versuch gemacht hat, das fremde Joch abzuwerfen und dem Mutterlande sich wieder anzuschließen, ist demüthigend vor allen Nationen; daß er, dem größten Helden der Zeit von Sieg zu Sieg folgend, das alte Vaterland am härtesten schlug, ist erschütternd; – daß aber in einer Zeit, in welcher alle Nationen des Erdtheils sich aufraffen, Verlorenes wieder zu vereinen, daß jetzt, wo sie von ihrem Leib auch nicht das geringste Glied mehr missen wollen, – ein solch losgerissener Volkstheil seine Trennung vom Vaterland mit einem Jubiläum begeht, das steht als Beispiel der Nationalentwürdigung einzig da im ganzen Jahrtausend.

Und wer hat Das verschuldet? – Das hat das Regiment gethan, welches seit dem westphälischen Frieden[311] auf Deutschland lastete. Nachdem viele Fürsten durch fortgesetzte Rebellion die Kraft des Reichs gebrochen, frech die Fahne des Despotismus aufgesteckt und geworfen hatten die deutschen freien Stämme in's Joch der Knechtschaft, nachdem sie das Kirchengut bestohlen und andere Reichsgenossen unterdrückt und verschlungen hatten, richteten sie ihr ganzes Dichten und Trachten darauf, das Recht, die Sitten, die Erinnerungen des Volks auszurotten und den Untergang aller Freiheit zum alleinigen Vortheil ihrer Familienherrschaft und ihrer despotischen Gelüste herbeizuführen. Sie sahen in den deutschen Ländern nur noch Hofgüter und Leibeigene in den deutschen Bürgern. Sie hatten das Reich zu einem Sumpfe gemacht, dessen Gestank verpestete, und das Reichszepter zum Kinderspott für die ganze Welt. Ein Deutscher zu heißen wurde zum öffentlichen Schimpf. Es gab eine Zeit, wo man sogar die Sprache mit welschen Worten verbrämte, um sie unkenntlich zu machen, eine Zeit, wo die höheren Klassen sich schämten, deutsch zu reden! War es da den Elsassern [sic!] zu verargen, daß sie sich glücklich schätzten, entlassen zu seyn aus einem Verbande, der nur noch eine Sklavenfessel war und den der Spott anderer Völker brandmarkte? Selbst wenn man den Vergleich stellte zwischen der

[310] Siehe hierzu S. 103, Anm. 292.

[311] Mit dem Friedensschluß von Münster am 15. Mai 1648 und zu Osnabrück am 24. Oktober 1648 war der Dreißigjährige Krieg beendet worden.

tollen Wirthschaft im deutschen Reich mit der der liederlichsten französischen Könige während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, konnte die Frage: wohin sich wenden? keinen Zweifel in ihnen erregen. Alle Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit des Regiments in Frankreich wurde in Deutschland noch überboten, und die Ohnmacht und Schmach war eine Zugabe, welche die Elsasser mit Ekel erfüllen mußte. So war's bis zur Revolution. Sie machte auch die Deutschen im Elsaß frei. Lag auch die französische Freiheit in einem Meere von Blut: die Elsasser holten sie mit herauf und hatten ihren Theil an der großen Beute. Als dann der Korse kam und die Revolution betrog, und den Franzosen den Ruhm statt der Freiheit gab; als dann die Adler flogen von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg über den Welttheil: – da war freilich auch das Elsaß im Rausche befangen und es lag mit auf den Knieen vor seinem Götzen im Kaisertel. Aber es war kein fremder Gott; es war ein Gott, den sie sich selbst gemacht. Die deutschen Fürsten aber mit ihrem herabgewürdigten Volk, sie lagen dutzendweise vor dem Altar des ausländischen Götzen und küßten die Sklavenfessel, die sie aus seinen Händen empfingen! Erst als diese unerträglich geworden war, wurde sie abgeworfen; doch das Volk tauschte nur Kette um Kette. Welcher Druck war ärger, als der des deutschen Bundes[312]? Und was hätte in dieser Periode der Knechtung die Elsasser reizen können, von Frankreich zu lassen und deutsch zu werden? Auch die der Julirevolution folgenden Zustände in Deutschland waren keine Aussaat für deutschen Patriotismus: der damalige deutsche Liberalismus war ein Licht, das der Bundestag[313] schnell auslöschte, und dem kurzen Wetterleuchten folgte die lange, rabenschwarze Nacht des Despotismus, den Metternich[314] und seine Genossen so eifrig hüteten, wie Cerberus[315] die Hölle.

Alphonse de Lamartine
(siehe hierzu S. 114, Anm. 317).

Für die Kronenträger war das die Rosenzeit. Die treuen Phylaxe[316] wachten; das eingepferchte Volk schnarchte; die Presse war stumm und geknebelt: – da konnten die Fürsten sorglos seyn und sie waren es auch: sie gingen auf Reisen. Wie die Mücken vor Sonnenuntergang, so schwärmten die Glieder der Vetterschaft in Europa umher, die Herrlichkeit des Lebens genießend, und die Saugpumpen, die im Volksmark standen, gingen indessen lustig fort, und die Millionen, die das Reisen kostete, hörten nicht auf zu fließen. Wo aber war in dieser Zeit die Erpressung, Unzufriedenheit, Druck und Knechtung am allergrößten? Nicht in Frankreich, sondern in Deutschland! Und so haben wir denn die Elsasser bis zur Revolution dieses Jahres begleitet und konnten den Stein nicht finden, den wir wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das sprach- und stammverwandte Reich auf sie schleudern sollten. Die Steine, die am Wege lagen, sie hatten alle eine andere Ausschrift.

Anders ist es seit dem Sonnenaufgang dieses Jahres. Das Elsaß sah, daß Deutschland sich erhob, daß es kämpfte und daß sein Volk entschlossen die Freiheit wollte. Mochten nun auch die Bewohner

---

[312] Siehe hierzu S. 92, Anm. 262.

[313] Siehe hierzu S. 94, Anm. 271.

[314] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

[315] Kerberos (griech. Κέρβερος, Kérberos, lat. Cerberus, dt. auch Zerberus, „Dämon der Grube") ist ein in der griech. Mythologie zumeist als mehrköpfig beschriebener Hund, der den Eingang zur Unterwelt bewacht, damit kein Lebender einzudringen bzw. kein Toter daraus zu entkommen vermag. Im übertragenen Sinn gilt er als Inbegriff einer aggressiven Wachsamkeit.

[316] Griech. φύλαξ, phýlax; eine Person, die auf etwas aufpaßt: Wächter, Behüter, Beschützer.

jenes alten deutschen Herzogthums jenseits des Rheins nicht allsogleich achten auf den von Lamartine[317] für Frankreich aufgestellten Grundsatz der Revolution: „Die Verträge von 1815 sind gelöst, und die Grenzen werden nur so lange als bindend erkannt, als nicht die Nationen aufstehen und sich mit den Stämmen wieder vereinen wollen, von denen sie in unnatürlicher Weise früher abgehauen worden sind“ – mochten ihnen auch die deutschen Bewegungen, da sich ihrer so bald die Reaktion wieder bemächtigte, nicht das feste Vertrauen einflößen, so durften sie doch nimmermehr Hohn schleudern auf die Mutter, der sie, trotz zweihundertjähriger Trennung und trotz der zahlreichen französischen Nationalisirungsversuche, weder in Sprache noch in Sitte entfremdet werden konnten. Die Schmach dieser Herabwürdigung und Verleugnung ihrer Abstammung, dieses unedle Lossagen von den Pflichten, die ihnen tausend Denkmäler und tausend Blätter ihrer frühern Geschichte auflegen, fällt auf die Festfeirer des Elsaß selbst zurück und stempelt diese Feier zu einer Schande.

Da liegt das schöne Land und schmiegt sich um die alte Stadt und ihren deutschen Dom. Nach Westen verschließen die Vogesen dem Blick die Pforte nach Frankreich: nach Osten öffnen sich die Gauen, als breiteten sie zum Willkomm die Arme aus. Und dort wäre eine Grenze? Der Rhein zerschneidet nichts, er schmückt nur als Silbergürtel das grüne Prachtkleid des schönsten deutschen Landes.

Sprich, mit welchem Band sollen wir dich wieder festknüpfen an die alte Mutter? „Mit dem Band vollkommenster Freiheit und Volksehre.“– Ja, erst dann, wenn die Nation Michels alten Aberglauben abgestreift hat ganz und gar; erst wenn der Glaube lebendig geworden ist, daß nur sie allein das Recht besitze und kein Herrscherrecht bestehe neben diesem; erst wenn sie ihre Macht stolz fühlt und weiß, daß keine größer seyn soll auf Erden, als die ihrige; erst wenn sie selbst daran nicht mehr zweifeln wird, daß die deutsche Welt ihr allein gehören muß, und nicht der kleinste Theil davon andern Reichen und fremden Königen zustehen darf; kurz, wenn die Erkenntniß ihrer Macht und ihres Rechts durchdrungen hat der Nation Mark und Gebein; wenn alle Dynastenfarben erblichen sind, und statt der vielen Kronen ein einziger Bürgerhut das Haupt bedeckt, von dem das Volk nach den Gesetzen regiert wird, die es sich selbst gegeben hat kraft seines ewigen Rechts: erst dann wird die

[317] Tatsächlich traf der romantische Dichter und Politiker Alphonse de Lamartine (1790–1869) eine dem obigen Wortlaut ähnliche Aussage. So formulierte er in seinem « Manifeste aux Puissances » vom 4. März 1848, das er als Außenminister per Rundschreiben an die diplomatischen Vertretungen Frankreichs versenden ließ: « Les traités de 1815 n’existent plus en droit aux yeux de la République française ; toutefois les circonscriptions territoriales de ces traités sont un fait qu’elle admet comme base et comme point de départ dans ses rapports avec les autres nations. / Die Verträge von 1815 existieren in den Augen der Französischen Republik de jure nicht mehr; die territorialen Regelungen dieser Verträge sind jedoch eine Tatsache, die sie als (Gesprächs-)Grundlage und Ausgangspunkt in ihren Beziehungen zu anderen Nationen anerkennt » Lamartine ließ es in seinem Werk « Trois mois au pouvoir […] » (Paris: Michel Lévy frères 1848), S. 75, publizieren. Joseph Meyer könnte aber auch den Ausspruch des frz. Außenministers Jules Bastide (1800–1879) gemeint haben, der am 11. Mai 1848 Lamartine unmittelbar im Amt nachfolgte. Dieser hatte nämlich 1848 vor der « Assemblée nationale constituante » folgendes erklärt: « Les traités de 1815 n’existent plus. La carte de l’Europe, telle que ces traités l’avaient faite, est aujourd’hui une lettre morte. C’est à la souveraineté européenne de prononcer. Nous, nous devons être les premiers soldats de cette souveraineté. Un moment viendra, et ce moment n’est pas éloigné, où s’assemblera un congrès formé des représentants des peuples, pour régler d’une manière permanente et sûre les rapports des nations entre elles / Die Verträge von 1815 existieren nicht mehr. Die Karte Europas, wie sie diese Verträge gestaltet haben, ist heute ein toter Buchstabe. Es ist an der europäischen Souveränität, sich zu erklären. Wir fühlen uns verpflichtet, die Vorkämpfer dieser Souveränität sein. Es wird eine Zeit kommen, und diese Zeit ist nicht fern, in der ein Kongreß aus Vertretern der Völker zusammentritt, um die Beziehungen der Nationen untereinander dauerhaft und sicher zu regeln. » (zitiert nach: Le congrès ou essai sur l’influence française depuis Le milieu du XVIIe jusqu’au milieu du XIXe siècle par le Vte de Lecuyer la Papotière, Paris: E. Dentu 1864, S. 6). Der nach einer Vorlage von François Gérard (1770–1837) von Eduard Schuler (1806–1882) geschaffene Stich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1839. – Neue Folge. Erster Jahrgang. – […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1839).

deutsche Trikolore ihre Wunderkraft bewähren und alle Söhne des Vaterlandes zusammenrufen. Eher nicht! Aber

Läg' auch der Tag noch Jahre weit.
Wir **wissen** doch: **es kommt die Zeit!**

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [69]-74.

Straßburg[318].

Von allen Regungen des menschlichen Herzens ehren am höchsten diejenigen, welche von der Theilnahme des Einzelnen am Schicksal der Gesammtheit zeugen, und sie ehren doppelt, wenn zur Hervorrufung derselben von Seiten der obersten Leitung dieser Gesammtheit nichts geschehen ist, als etwa der Versuch zur Niederhaltung jedes Gemeingefühls.

Unsere deutschen Landsleute wissen, wohin das zielt; wir brauchen eine solche Gesammtheit nicht weit zu suchen, wir stehen mitten in ihr. Denn von all den vielerlei Jammern und Jämmerlichkeiten, die Deutschland betroffen, war Nichts geeigneter, Kraft und Gesundheit des Volks bis in's Mark zu zerstören, als jener Kultus der Selbstsucht, der von den souveränetätsseligen Dynastien auf Deutschlands Boden eingeführt wurde.

Schon lange vor der Zeit, wo „Kaiser und Reich" an der schweren Krankheit vergingen, welche innerlich an ihnen gezehrt hatte, war dieselbe auch offen mit ihren verderblichen Einflüssen auf das Volksthum aufgetreten. Die Gelegenheit bot sich dazu am vortheilhaftesten, als die deutsche Nation an den Wunden des dreißigjährigen Kriegs darniederlag, und sie ist auf das Gierigste ausgenutzt worden. Trotz Kaiserlicher Majestät, Reichstag und Reichskammergericht war in all den vielen deutschen Ländern und Ländchen vor dem Schimmer der „Landesherrschaften" der Glanz der Reichskrone erblichen; jene thaten was sie wollten, und diese störte sie nicht darin, so lange das Interesse des regierenden Kaiserhauses[319] nicht beeinträchtigt wurde. Die Klagen einzelner patriotischer Männer über den Verfall der, Macht und Ehre des Reichs verhallten, an den vielen Höfen entwickelte sich der Residenzgeist immer üppiger und verdarb den Bürgersinn der Städter; in den aus dem großen Schiffbruch des Reichs im westfälischen Frieden[320] noch geretteten sogenannten freien Reichsstädten spielten die Patrizierfamilien die Dynastenrollen, und vergeblich war das Anrufen des Kaisers und des Reichsgerichtes zum Schutz ihrer zertretenen Rechte, die große Masse des Volks aber war von der harten Noth auf die Sorge für die eigene Erhaltung angewiesen, eine Sorge, die neben dem blinden Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit von der Geistlichkeit aller Glaubensformen als erste und einzige Unterthanenpflicht gepredigt wurde: bald war der Gedanke an das gemeinsame deutsche Vaterland in jedem einzelnen Reichsgebiete etwas Mißliebiges, und es begannen sehr früh die Zeiten, wo Männer, die jenen Gedanken energisch auszusprechen wagten, ihre deutsche Vaterlandsliebe als Verbrechen gegen die Territorialherren büßen mußten.

Trotz alledem gelang es doch nie, das Nationalgefühl in den Deutschen ganz zu unterdrücken, ja seitdem der Nationalstolz gebrochen war, regte sich um so tiefer – der Nationalschmerz: er blieb das Gemeinsame aller Vaterlandsfreunde bei jedem Unglück des Reichs, und er wurde wohl nie allge-

[318] Siehe hierzu S. 101, Anm. 287.

[319] Die im prot. Deutschland nicht sehr geschätzten österr. Habsburger, die zudem noch katholisch waren.

[320] Siehe hierzu S. 112, Anm. 311.

meiner empfunden, als in jenem Augenblick, wo das edelste Kleinod Deutschlands am hellen Tage aus der Reichskrone gestohlen ward.

In unseren Tagen, wo das Fürstenthum sich wieder so breit macht mit seiner ganz besondern Gottentsprossenheit[321], ist es wohl für un- sere krankhaften Zustände angezeigt, durch die Geschichte zu lehren, wie schlecht sich zu Zeiten der fürstliche Patri- otismus in Deutschland bewährt hat. Es gibt leider noch schlim- mere Beispiele, als das vorlie- gende, aber niederdrückender gibt es keines. Noch Kaiser Karl V.[322] hatte einst ausge- sprochen: „Wenn die Fran- zosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, würde ich Wien fahren las- sen und Straßburg ret- ten“[323]. Und die große, durch das herrlichste Bau- werk deutscher Kunst ge- schmückte, deutsche freie Reichsstadt erkannte selbst dann noch ihren hohen Werth und ihre Wichtig- keit, als Deutschlands Boll- werk gegen Frankreich, als Deutschland, nach Außen ganz machtlos ge- worden, im Innern an sei- nen Kaisern und Fürsten dahinsiechte. Es ist kaum glaublich, bis zu welcher Tiefe politischer Gemeinheit deutsche Fürsten zu sin- ken fähig waren! Keine an- dere Nation bietet so em- pörende Beispiele von Nie- derträchtigkeit, von offenem Vaterlandsverrath! Man hö- re!

Wolfgang Menzel
(siehe hierzu S. 117, Anm. 323).

Ludwig XIV.[324] von Frank- reich, der böse Geist der „Mo- narchie“, dessen Sünden seine Nach- kommen auf dem Schaffot büßten, war der Musterfürst für die deutschen Höfe. Während dem deutschen Volke das Herz blutete von den Greu- eln und der Schmach, die er dem Reiche anthat, sandten die deutschen Herrschaften ihre Söhne nach Paris, um nach den Gnadenblicken der französi- schen Majestät zu haschen, und jubelten der Ehre entge- gen, ihre Länder von französischen Gesandten, Kommissären, Gouverneuren, Bonnen[325], Offizieren, Fecht- und Tanzmeistern überschwemmt zu sehen. Die sogenannte höhere Gesellschaft ward franzö- sisch, ihre Hauptstadt war Paris. Es gebrach nur noch an einem Schlagwort, durch welches, das gemein- same Interesse dieser Dynastien und des französischen Königthums den Ausdruck seiner öffentlichen Rechtfertigung erhielt. Und dieses fand sich. Es hieß: „das Heil des monarchischen Princips“. Diesem Heile konnte natürlich „alles Volk“ als feindselig gegenübergestellt werden, als die entschiedenen Wi- dersacher des „monarchischen Princips“ waren aber am einleuchtendsten die Republiken und freien Reichsstädte zu erklären. Damit hatte man französischerseits die rechte Saite in den landesväterlichen Herzen der deutschen Territorialherren angeschlagen, und fortan forderte das gemeinsame Interesse ge- genseitige Berücksichtigung. Darum schwiegen die deutschen Fürsten, als Frankreich „dem monarchi-

[321] Hier wird auf die nach dem Sieg der Reaktion im Jahre 1849 wiederaufgenommenen neoabsolutistischen Bestrebungen in Preußen und Österreich angespielt.

[322] Siehe hierzu S. 52, Anm. 150.

[323] Zitat aus der von Wolfgang Menzel (1798–1873) verfaßten „Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage […]. – Fünfte umgearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. Vierter Band“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta [5]1855), S. 39. Der von Charles Louis Schuler (1785–1852) geschaffene Stahlstrich wurde folgendem Werk entnommen: „Wolfgang Menzel’s Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. – Dritte, vermehrte Auflage in einem Bande. […]“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta [3]1837).

[324] Ludwig XIV. war mit der im Rahmen seiner Reunionspolitik bis 1681 erfolgten sukzessiven Annexion des Elsaß erfolgreich bis an den Rhein vorgedrungen.

[325] Frz. la bonne, das Dienst-, bzw. das Kindermädchen.

schen Princip zum Heile“ in Holland einfiel[326] und nach und nach die elsässischen Reichsstädte Colmar, Schlettstadt[327] u. A. sich unterwarf. War man doch nicht undankbar, rieth doch Ludwig XIV. Bayern zur Wegnahme von Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Ulm, und es war nicht seine Schuld, daß der Kurfürst[328] sich vor der Hand mit Donauwörth[329] begnügte; noch mehr: französische Truppen halfen dem Bischof von Chalon[330] zur Unterjochung von Münster; französische Truppen halfen dem Kurfürsten von Mainz[331] zur Unterjochung von Erfurt, und als diese damals ganz protestantische Stadt nicht sofort katholisch werden wollte und deshalb vom deutschen Kaiser in die Reichsacht gethan wurde, so waren es wiederum französische Truppen, mit welchen Mainz diese Acht vollzog! War da nicht ein guter Wille des andern werth? Sollte man es etwa der so überaus gnädigen Majestät von Frankreich noch erschweren, „das monarchische Princip“ von einem sehr ehrenwerthen Gegner, der freien Reichsstadt Straßburg, auf eigene Rechnung zu erlösen?

So war’s damals, und so geschah’s! – Wie heutzutage Schleswig-Holstein[332], so klammerte einst das Elsaß sich am deutschen Reiche an, von dem es nimmermehr losgerissen sein wollte: die ganze Nation jammerte und klagte, wie man heute klagt um den „verlassenen Bruderstamm“, aber Reichstag[333] und Bundestag[334] waren Eines Geistes Kinder, die Ehrenrettung der Nation kam nicht von Regensburg, wie sie nicht von Frankfurt kommt. Selbst der härteste, der heldenmüthigste Kampf, die unsäglichen Leiden Straßburg’s für seine Reichstreue haben kein deutsches Fürstenherz gerührt. Sechszig Jahre lang widerstanden die braven Bürger von Straßburg allen Angriffen und Verlockungen, aller List und aller Gewalt Frankreichs, mit dem entschlossenen Willen, ihre Reichsfreiheit zu behaupten, vermehrten sie fortwährend ihre Festungswerke, hielten besoldete Truppen und zogen, zu mehrer Sicherheit, selbst je den dritten Tag auf die Wachen. Ungeheure Summen verschlang dieses rastlose Gerüstetsein, keine andere deutsche Stadt hat so große Opfer länger ertragen für die Lieb und Treu zum Vaterland, als Straßburg, und keine ist schmählicher verlassen, ja verrathen worden. Eine solche Stadt auch noch offen selbst angreifen, das wagte allerdings weder Fürst noch Pfaffe, aber ihren Wohlstand

---

[326] Im Rahmen des Niederländisch-Französischen Krieges von 1672 bis 1678, in dem England, Schweden sowie die Fürstbistümer Münster und Lüttich (fläm. Luik; frz. Liège) Verbündete Frankreichs waren.

[327] Frz. Sélestat.

[328] Maximilian I. (1573–1651), seit 1597 Herzog von Bayern und ab 1623 Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[329] Donauwörth war zwar 1608 im Zuge der von Bayern widerrechtlich durchgeführten Reichsexekution von diesem besetzt worden, fiel jedoch erst im Jahre 1714 endgültig an das Kurfürstentum.

[330] Louis-Antoine de Noailles (1651–1729), vom 21. Juni 1680 bis zum 19. August 1695 Bischof von Châlons-en-Champagne und ab 1681 auch Fürstbischof von Münster (danach Erzbischof von Paris).

[331] 1664 hatten frz. und Reichsexekutionstruppen des Mainzer Kurfürsten und Erzbischof Johann Philipp von Schönborn (1605–1673; Kurfürst und Erzbischof seit 1647) Erfurt besetzt, womit die kurmainzische Herrschaft ihren Anfang nahm.

[332] Am 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. von Dänemark (dän. Christian 8.; 1786–1848) die gemäß der „Lex Regia“ nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief“ auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28. Januar1848 durch Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte. Ab dem 13. Juli ging dann die schleswig-holsteinische Armee in die Offensive, indem sie begann, die Herzogtümer militärisch zu besetzen, während die preußischen und schwedischen Truppen das Feld räumten. Am 24./25. Juli kam es zwischen der schleswig-holsteinischen und der dänischen Armee zur Schlacht bei Idstedt, die mit dem Zusammenbruch der schleswig-holsteinischen Kontingente endete. die endgültige Lösung des Konflikts brachte erst die kriegerisch erzwungene Eingliederung in den Deutschen Bund 1864.

[333] Der „Immerwährende Reichstag“, die dauerhafte Versammlung der Reichsstände im Heiligen Römischen Reich von 1663 bis 1806; der Reichstag hatte seinen Sitz in Regensburg.

[334] Siehe hierzu S. 94, Anm. 271.

und dadurch ihre Widerstandskraft gegen Frankreich untergraben zu helfen, dazu verstand sich der Bischof von Speyer. Er unterband den Straßburgern eine ihrer Hauptlebensadern: den Weg nach Frankfurt; bei Lauterburg und Philippsburg lauerten seine gewappneten Schnapphähne, um Alles, was von Straßburg kam, dem Diener Gottes in den Schooß zu legen, Mord und Raub zu üben an Bürgern einer Stadt, die es wagte, auf eigene Faust deutsch und frei bleiben zu wollen! Dieses Mittel half. Je tiefer Handel und Wandel der bedrängten Stadt sanken, desto leichter ward der innern Unzufriedenheit, der französischen Bestecherei und endlich dem Zwiespalt in der Bürgerschaft, ihren Beamten und Geistlichen Bahn geöffnet. Trotzdem war es immerhin nur eine kleine Partei, die der französische König sich mit schwerem Gelde erkaufen konnte, aber es war eben auch eine einflußreiche, die mit derselben Perfidie vorging, wie anderwärts kleine, aber einflußreiche Parteien: sie bereitete den Schlag im Stillen so genau vor, daß sie selbst für die wünschenswerthe Verwahrlosung der Vertheidigungsmittel sorgte und den herbeischleichenden Franzosen zur Ausführung ihrer Raubthat eine Zeit verrieth, zu welcher viele Bürger auf auswärtigen Messen und Märkten abwesend waren. Da sah sich plötzlich die Stadt von französischen Truppen umringt. Versprechungen und Drohungen fielen über die, ihre tüchtigsten Kräfte entbehrende Bürgerschaft her; die Verräther, beliebte protestantische Prediger an der Spitze, beredeten zu friedlichem Anschluß an die glorreiche Majestät von Frankreich, die Noth in der eingeschlossenen Stadt wuchs, der Muth, da vom Reiche keine Hülfe zu erwarten stand, war endlich gebeugt, Zorn, Verzweiflung und Verachtung an die Stelle der alten Vaterlandsliebe getreten, – und so fiel – man sagt, ein siebzigjähriger Schneider habe allein und vergeblich zum Widerstande mit den Waffen aufgerufen! – so fiel Straßburg, mitten im tiefsten Frieden, am 13. Oktober 1680 in französische Gewalt!

Niemals ist ein Gewinn ehrloser erworben, aber auch niemals ein Verlust ehrloser ertragen worden. Als Ludwig XIV. – dessen Wangen nicht dazu eingerichtet waren, wegen einer solchen Art von „Eroberung“ zu erröthen – seinen feierlichen Einzug in Straßburg hielt, trat der schamloseste aller Verräther, ein deutscher Fürst und oberster Geistlicher zugleich, dessen Name für ewige Zeiten am Schandpfahl steht, der Bischof Fürst Franz Egon von Fürstenberg[335], dem Triumphator mit dem Gruße Simeons entgegen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“[336] – Und die deutschen Fürsten im Reiche, – wie faßten sie das große nationale Unglück auf? Sie duldeten es, daß die französischen Gesandten an den deutschen Höfen die Behauptung wagten: „diese subtile Eroberung Straßburgs gereiche zu des heiligen römischen Reichs höchster Wohlfahrt und Ruhe, als welche dadurch wäre befördert worden“[337]. Sie vergaßen sich bis zur Schadenfreude über den Fall einer freien Stadt; daß es zufällig zugleich eine deutsche war, bewog allerdings die deutschen Reichsstände, in einer Schrift an Ludwig XIV. gegen diese subtile Eroberung zu protestiren, und selbst die Unterzeichnung dieser Protestation verweigerte der „große Kurfürst“[338] von Brandenburg, der mit Frankreich gegen den Kaiser[339] sich verbündet hatte und es seiner Politik angemessen fand, daß dadurch dieser, zur selben Zeit von den Türken bedrängt und von jeder Reichshülfe verlassen, zu jenem schmählichen Frieden gezwungen wurde, welcher allen Raub der sogenannten Reunionen[340], und dazu ganz besonders Straßburg und Luxemburg, Frankreich nun auch rechtlich überließ.

---

[335] Franz Egon von Fürstenberg-Heiligenberg (1626–1682), seit 1663 Bischof von Straßburg.

[336] Menzel, Geschichte der Deutschen, wie S. 117, Anm. 323, S. 37.

[337] Menzel, Geschichte der Deutschen, wie S. 117, Anm. 323, S. 39, Anm. 1.

[338] Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688), seit 1640 Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, Herzog in Preußen, Pommern und Kleve sowie Fürst in Minden und Halberstadt.

[339] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[340] Die frz. Eroberungen während des von Frankreich vom Zaun gebrochenen Reunionskrieges 1683/84. Mit dem „Regensburger Stillstand“ vom 15. August 1684 war zwischen Frankreich und dem Reich ein zwanzigjähriger Waffenstillstand vereinbart worden, der auch die bisherigen frz. Eroberungen vertraglich bestätigte.

In einem solchen Zusammenhang stehen die deutschen Fürsten mit dem Schicksale Straßburgs. – Und wie verhielt sich das Volk dazu? Trotz des verkümmerten Nationalstolzes ging ein Klageschrei durch das ganze Reich. Hunderte von Schriftstücken aus jener Zeit bezeugen das. In den „reunirten" Ländern konnte sich gegen die französische Uebermacht nur wenig Widerstand zeigen; aber in Meisenheim[341] bewaffneten sich die Weiber und schlugen die Franzosen zurück, die ihnen ihren protestantischen Pfarrer nehmen wollten. Nur die Kölner zeigten, daß sie den französischen Hohn nicht so ruhig, wie die Fürsten, ertrugen: als der französische Resident[342] die „Eroberung Straßburgs" festlich beging, Wein austheilte und „*vive 1e roi*"[343] schreien ließ, stürmte das Volk sein Haus und gab so der Feier einen deutschen Schluß. Damit war für Deutschland dieses blutlose, aber jammervolle Trauerspiel beendet.

In den neuen deutschen Gebieten Frankreichs begann sofort das Werk der gewaltsamen nationalen und kirchlichen Bekehrung: die protestantischen Deutschen sollten in möglichster Eile katholische Franzosen werden. Man griff dies so plump an, als die Gewalt es gewohnt ist. Während man aus Straßburg ein mächtiges und unaufhörlich drohendes Zwinguri[344] für Deutschland und für die neuen Muß-Franzosen herstellte, wurden außer den für Frankreich verdientesten Verräthern Straßburgs Franzosen an die Stellen der protestantischen Beamten und Geistlichen gesetzt; der Münster in Straßburg ward den Protestanten genommen, selbst auf dem Lande kein protestantischer Geistlicher geduldet. Eine Menge Protestanten mußten auswandern. Und um der Masse des Volks den Religionswandel recht schmackhaft zu machen, wurde (nach den Frankfurter Relationen) „den 4. Junius 1685 im ganzen Elsaß ein Mandat publicirt, vermöge dessen der König allen von der Augsburgischen oder reformirten Konfession zur katholischen Tretenden vergönnet, in drei Jahren keine Schulden zu bezahlen, und daß sie nirgends deshalb belangt werden könnten."[345] Die Französirung begann man, charakteristisch genug, mit der Mode, denn nach demselben Mandat „mußten anjetzo auf Befehl des Königs alle junge Weibspersonen nach französischer Mode gekleidet werden (denn gerade in Straßburg hatte sich die alte Kleidertracht bei den Frauen von aller französischen Nachäfferei frei erhalten!), weshalb auch der Rath daselbsten am 25. Junius solche Tracht bei Straf anbefohlen, auch denen Mannspersonen die hohe und spitze Hüt zu tragen verboten"[346]. – In der Entdeutschung des Elsaß energischer vorzugehen, war den beiden Napoleonischen Zeiten vorbehalten.

Straßburg und das Elsaß sind bis heute offene Wunden für die deut sche Nation geblieben. Sie sind zu tief, sie können nicht verharschen. Bei jeder neuen Regung des Nationalgefühls in Deutschland brechen sie wieder auf.

Wir haben das nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs[347] gesehen. Es war die Stimme nicht blos der Volksführer, sondern des ganzen deutschen Volks, welche damals die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem deutschen Reich forderte. – Sollen wir den Schmerz jener Tage erneuen? Wer wollte denn damals wieder ein deutsches Reich? Doch nur das Volk, dem man, nachdem man ihm mit Blut und Eisen sich sattsam hervorzuthun gestattet, nicht auch noch eine Stimme bei der Entscheidung über sein Schicksal gewähren konnte. Lieber gar! Das paßte noch! Die deutschen Fürsten begehrten – mit wenigen Ausnahmen volle Souveränetät, die sich mit einer Wiederherstellung des Reichs nicht vertrug, und das Reichssurrogat, der Bundestag, hätte, auch wenn er nicht zu spät gekommen wäre, kein Interesse an der Vergrößerung des deutschen Bundesgebiets gehabt. Welche schwere Arbeitslast wäre

---

[341] In der Pfalz (heute Landkreis Bad Kreuznach).

[342] Im Sommer 1684 hatten mit Billigung des Kurfürsten und Erzbischofs Maximilian Heinrich von Bayern (1621–1688) frz. Truppen Köln besetzt, um die widersetzlichen Kölner einzuschüchtern.

[343] Wohl der frz. Feldmarschall Claude de Choiseul-Francières (1632–1711).

[344] Eigentl. eine Schweizer Festung, die jedoch durch Friedrich Schillers (1759–1805) Drama „Wilhelm Tell […]" (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1804), S. 28, besondere Bekanntheit und Bedeutung erlangt hatte. Dort findet sie nämlich im „Ersten Aufzug", „Dritte Scene" folgende Erwähnung: „Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen, \ Die wir da bau'n? \ Frohnvogt \ Zwing Uri soll sie heißen, \ Denn unter dieses Joch wird man euch beugen."

[345] Menzel, Geschichte der Deutschen, wie S. 117, Anm. 323, S. 38, Anm. 4.

[346] Ebd.

[347] Am 4. April 1814 bzw. am 7. Juli 1815.

ihm mit noch ein paar Millionen Unterthanen hinzugekommen, und zwar solcher, welche fast 135 Jahre lang Franzosen gewesen und all die bösen Revolutionsgeschichten so gründlich mit durchgemacht hatten! Nein! Statt sich über das Elsaß zu grämen, hat er ohne alle Noth nachträglich halb Luxemburg[348] dazu hergegeben, und Niemand kann behaupten, daß ihm das je die Ferien[349] getrübt habe.

So stehen wir denn in der Gegenwart noch auf dem alten Fleck. Neu ist in unseren Tagen das Nationalbewußtsein der Deutschen erwacht, und wieder brennt die alte Wunde. Wir können das beschämende Gefühl über die Schmach jenes Verlustes so wenig verwinden, als den Schmerz, mit einem Lande, wie das kerndeutsche Elsaß, eine Stadt wie Straßburg, und mit Straßburg unseren schönsten Bau für immer verloren zu geben. – Wer diesen Schmerz nicht mit uns theilt, belächle uns wenigstens nicht. Wir wissen, daß er uns entgegenrufen kann: Das Große und Schöne jedes Landes, jeder Nation ist der Menschheit Eigenthum, und wer dem Nationalitäten-Kultus huldigt, vergesse nicht, daß unsere Tage die Selbstbestimmung der Völker anerkennen, und daß man daher billig warten müsse, ob der Elsässer überhaupt wieder ganz ein Deutscher sein wolle. Darauf lautet die Antwort: Alles Schönste und Größte auf Erden, alle Werke und Thaten des Geistes von ewigem Werth sind gewachsen nur auf dem Grunde einer festen, selbständig ausgebildeten Nationalität, und darum ist die Pflege derselben eine heilige Pflicht der Humanität. Was aber die Völker-Selbstbestimmung betrifft, so ist gerade sie es, auf die wir unsere letzte Hoffnung bauen. Es muß ein einiges, grundrechtlich freies Reich der Deutschen erstehen, die Zuversicht sitzt fest in allen wahrhaft deutschen Herzen. Dann, aber auch nur dann, wenn der Schild der deutschen Ehre wieder hell in alle Welt strahlt, werden auch die entflohenen und entrissenen Kinder gern zur Mutter zurückkehren.

Es kommt nur auf jenen Schild an. Für denselben gibt seinem deutschen Volke Ludwig Börne[350] die folgende Lehre: „Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Reinige dich!“[351]

Unser Bild zeigt uns Altes und Neues von Straßburg zugleich. Die alten Stadtbefestigungsthürme erinnern uns an Nürnbergs Thürmekranz, das Münster überragt aus dem Hintergrund die modernen Häuser an und auf den Kaien, die von den hier zusammenfließenden und schiffbaren Flüssen Ill und Breusch[352] bespült werden. Ueber beide führen 60 größere und kleinere Brücken innerhalb der Stadt, die bekanntlich über 3 Stunden im Umfang hat und in deren 270 Straßen, Gassen und Gäßchen nahe an 80,000 Menschen herumlaufen würden, falls einmal die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht werden sollte; und geschähe dies wegen der Auswahl der Schafe und Böcke für das jüngste Gericht, so würden wir so ziemlich die eine Hälfte in die katholischen, die andere in die protestantischen Kirchen eilen sehen, nur ein Paar Tausend Juden würden in ihre Synagoge rennen, um sich auch ihren Antheil an der ewigen Seligkeit zu retten. Die Rothhosen[353] der Besatzung machen kein besonderes Religionscorps aus, sondern suchen im Gemang mit dem Civil in den Himmel zu kommen.

Straßburg war vor seiner französischen Zeit ein Hauptsitz deutscher Wissenschaft, Kunst und Industrie. Es erfreute sich einer der ausgezeichnetsten Universitäten Deutschlands, die, 1621 gegründet,

---

[348] Im Jahr 1839 war es mit Billigung des Deutschen Bundestags (siehe hierzu S. 94, Anm. 271) zur dritten und letzten Teilung Luxemburgs gekommen, bei der das „Französische Quartier“, die französischsprachige Westhälfte, als Provinz Luxemburg an Belgien fiel.

[349] Der Deutsche Bundestag (siehe hierzu S. 94, Anm. 271) war damals vor allem für seine ausgiebigen Ferien bekannt.

[350] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837)), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte.

[351] Zitiert aus Ludwig Börnes (s. o.) „Gesammelte Schriften […] – Sechster Theil“ (Hamburg: Hoffmann & Campe 1829), S. 183.

[352] Frz. Bruche.

[353] Die frz. Soldaten trugen von 1829 bis zum Beginn des 1. Weltkrieg im Jahre 1914 krapprote Hosen zu ihren blauen Uniformröcken.

während der Revolution zu Grunde ging. Ihre Wiederbelebung geschah in französischem Geiste, aber es ward im Laufe der Jahre wenigstens dafür gesorgt, daß die Hochschule Straßburgs neben der von Paris die einzige wissenschaftlich vollständig vertretene in ganz Frankreich ist. – Die Industrie und der Handel der Stadt werden durch deren günstige Lage außerordentlich gefördert, obwohl die frühere ängstliche Schutzzollsperre der Ausbreitung, dem kühneren Fluge der großen Unternehmungen unmöglich günstig gewesen sein kann. Wenn daher französische Stimmen lobpreisen, daß erst seit der Vereinigung mit Frankreich Straßburg zu seiner dermaligen Blüthe gediehen sei, so ist dem zu entgegnen, daß dieses Verdienst der Zeit mit gehört, nicht ausschließlich Frankreich, daß deutsche Städte, wie z. B. Leipzig, aus weit tieferem Fall durch Zerstörung und Entvölkerung sich weit höher emporgeschwungen haben, als Straßburg, und daß erst durch den neuesten Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein[354] die eigentliche Industrie- und Handelsblüthe Straßburgs hervorgerufen werden wird.

Zum Schluß noch ein Wort der Mahnung. Noch ist das Volk im Elsaß deutsch, und selbst in Straßburg ist nur die gesammte Welt der sogenannten höheren Stände französisch geworden. Die Regierung will aber, daß Alles französisch werde; ihre Maßregeln zersplittern vor der Hand nur an dem, woran des ersten Napoleon[355] ganzer Kaiserthron zersplittert ist: an der Urkräftigkeit des deutschen Geistes. Dem mächtigen Arm der französischen Regierung gegenüber steht nur eine schwache Anzahl Schriftsteller und Dichter im Dienste dieses deutschen Geistes. Und auch sie stehen so einsam und von Deutschland so verlassen, wie einst Straßburg dastand, bis es fiel. Liebe Deutsche, unterstützt diese Männer dadurch, daß ihr deren Bücher kauft, deren Zeitungen (z. B. das Elsäß'sche Sonntagsblatt) haltet. Das ist besser, als hochpatriotisch auf die Franzosen loszustürmen, denen wir lieber recht herzlich die Hand drücken wollen, und auf Napoleon den Neffen[356] zu schimpfen, für dessen mephistophelische Thätigkeit alle nach wahrhaft bürgerfreien Staatsgeist und Staatsformen strebenden Völker ihm, wie seinen bismärkischen[357] Jüngern, schließlich doch zum Danke verpflichtet sind.

Fr. Hofmann[358].

---

[354] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" war ein Zusammenschluß von Staaten des 1815 gegründeten Deutschen Bundes für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

[355] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[356] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

[357] Der preuß. Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Otto von Bismarck-Schönhausen, ab 1865 Graf von Bismarck-Schönhausen, ab 1871 Fürst von Bismarck, ab 1890 auch Herzog zu Lauenburg (1815–1898). Mit Wirkung vom 22. August 1862 war er zum preuß. Ministerpräsidenten berufen worden. Er war im Bürgertum als monarchistisch-reaktionär verschrieen, weshalb sich damals kein nationalbewegter Liberaler vorstellen konnte, daß Bismarck einmal die treibende Kraft für die schließlich am 18. Januar 1871 erfolgte Reichsgründung werden würde.

[358] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube" schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube", gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch" in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.

STRASSBURG.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 116.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 108.

DIII. Schloss Wackerstein.

Unterhalb Ingolstadt beginnen die Donaulandschaften sich mit höheren Reizen zu schmücken. Schattende Wälder rücken zum Strombette herab, die flachen Ufer erhöhen sich, Klippen sind in den Strom getreten und zwingen ihn, seinen Weg in scharfen Winkeln zu brechen. Der erste schöne Punkt in dieser Landschaft ist die von hoher Felswand senkrecht in die Fluth herabschauende, wohlerhaltene Burg Wackerstein, eine Besitzung des reich begüterten freiherrlichen Hauses von Jordan[359]. Schon zur Römerzeit hat hier ein Castell gestanden, so wie die ganze Gegend ein Hauptschauplatz römischer Niederlassung war, was die häufigen Ausgrabungen antiker Denkmäler und Geräthschaften beweisen.

[359] Das Anwesen war am 20. November 1811 an den Freiherrn Friedrich Wilhelm von Jordan (1776–1841) verkauft worden.

DIII
WACKERSTEIN
an der Donau
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 117-123.

DIV. Birmingham.

Unsere Zeit ist die Geburtsstunde einer ganzen verhängnißvollen Zukunft. Bei der regen Bewegung, welche die Gesellschaft jetzt ergriffen hat; bei dem lebhaften Umtausch der Gedanken und Erfahrungen zwischen Volk und Volk; bei der Schnelligkeit des Verkehrs, der, von der Dampfkraft beflügelt, auf Eisenbahnen daher braust und die Pfade über die Meere kürzt; bei der Leichtigkeit, das Entfernteste mit einander in Verbindung zu bringen: ist das Leben der civilisirten Menschheit durchsichtig geworden bis zur Mitte hin und das Getriebe der Staaten wie unter einem Glashause öffentlich zur Schau gestellt. Die Geister berühren sich so nahe, daß sie gleichsam eine ununterbrochene Leitkette bilden, auf welcher jede große Idee, dem Blitze gleich, in allen Richtungen leicht von einem Ende zum andern schlägt. Nichts bleibt mehr verborgen. Jede Thatsache im öffentlichen Leben wird an's Tageslicht gezogen und ist der Diskussion preisgegeben; jede Erfindung, jede Entdeckung, irgendwo gemacht, wird schnell zum Gemeingut; jeder Zustand in Volk und Staat wird ruchtbar und nach seinen Ursachen besprochen und ergründet; jede geäußerte Meinung findet ihren Gegner, der sie berichtigt, und durch eine unerbittliche Kritik, welche in alle Verhältnisse schneidend und zerlegend eindringt, läutert sich das Urtheil über Dinge und Zustände, Personen und Völker.

In diesem Urtheil offenbart sich die Macht der öffentlichen Meinung. Sie ist eine Macht, vor der alle Mächtigen der gesitteten Welt, gleichviel ob in Demuth oder mit Zähneknirschen, den Nakken beugen. In ihrem scharfen Todtengericht sind alle jene gedruckten Lügen, mit welchen eine verlebte Staatspfiffigkeit so lange Zeit dummgläubige Völker äffte, für nichts mehr geachtet. Alle die hohlen, schönen Phrasen der Heuchelei sind vor ihr wie leerer Wind, aller Mummenschanz, den man der Wahrheit umhängt, wird von ihr ausgezogen, und die da wandeln im Dunkel der Thronsäle und Kabinette, eingehüllt im weiten Mantel ihrer Eitelkeit, sie sind gezeichnet mit den Namen, welche die richtende öffentliche Meinung ihnen zugesprochen, lange vorher schon, ehe die unbestechliche über sie den Stab bricht. Thaten und Begebenheiten, Absichten und Bestrebungen, die sich in der tiefsten Verborgenheit glauben, sie sind aufgedeckt vor aller Welt, und was das Wunderlichste ist, die zunächst dabei Betheiligten glauben meist gerade das Gegentheil, wenn nicht etwa das eigene Gewissen sie dunkel mahnt und sie nun eine Gegenrede ohne vorhergegangene Aufforderung versuchen. Wähne Keiner, daß die Fesselung der Presse, oder die Erkaufung ihrer Organe, der Vehme der öffentlichen Meinung die Macht vermindere. Im Gegentheil. Sie übt sie nur härter und schärfer aus zum Nachtheil Derer, welche die schriftliche Gedankenäußerung in Banden schlagen, und so sich selbst des Mittels der Vertheidigung berauben.

Unter den verschiedenen Bewegungen, welche die Geburtswehen der Zeit charakterisiren, ist keine stärker, als diejenige, welche man schlechthin als die industrielle bezeichnet. Ihr Geist ist durch und durch ein schaffender, der umstürzt, um wieder aufzubauen, und Altes tödtet, um Neues in's Leben zu rufen. Stolz und stark ringt er um die Herrschaft in der Gegenwart, denn er hält sich berufen zum Herrschen in der Zukunft. Nur dem Fortschritt huldigend, achtet er weder Bestehendes, noch Vergangenes hoch, und alles Positive, was seiner rastlosen Thätigkeit hemmend entgegen tritt, erregt seinen Haß. Der Geist der Industrie, vom Tage gezeugt, der ihn geboren hat, und geringschätzend Vieles, was vor ihm gewesen, kann, in dem Vorausgefühl seiner Uebermacht, der Arroganz sich kaum enthalten, und er proklamirt offen seine Hoffnung, daß sein Wille Gesetz seyn werde für das Kommende.

In dem Drange einer solchen Zeit und gegenüber dem Drängen eines solchen Geistes sehen wir die meisten Regierungen und Staatsleiter im Konflikte mit den Forderungen, deren Gewährung die Industrie verlangt und die Klugheit gebietet. Man sieht sie mit Widerwillen unabweisliche Einräumungen machen und den dringendsten Ungestüm abweisen mit dürftigen Abschlagszahlungen, die weder nützen noch befriedigen. Phrasen, die schon längst keinen Nennwerth mehr haben, werden dabei reichlich ge-

spendet; Vergünstigungen, die nichts kosten, werden immer wieder aufgerechnet und in Parade aufgezählt; Bewilligungen werden gemacht, welche angehängte Klauseln widerrufen, und hohle Formeln und brillantirte Unwahrheiten gibt man als wirksame Behelfe aus, mit denen eine obsolete Staatsweisheit einen Dämon bannen will, den sie haßt, aber nicht begreift.

Doch der Geist der Gewerbe ist kein kindischer, der Nürnberger Waare als Spielzeug hinnimmt und blaue Dunsterscheinungen bewundert. Er hat seine Kinderschuhe ausgezogen, er steht als Mann in der Gegenwart, er verlangt vom Staate wackern Hausverstand und eine billige, ehrenwerthe, in allen Dingen dem Guten leicht zugängliche und Gutes fördernde, gerechte Ansprüche aber bereitwillig und vollständig gewährende Gesinnung. Was die Industrie preßt und drückt, hemmt und niederhält, hat sie durch ihre Organe, namentlich im Herzen der Civilisation, in Deutschland, diese Zeit her offen zur Sprache gebracht, und so sehr man auch da und dort die Größe und Gerechtigkeit der Beschwerde zu leugnen und zu verhüllen sucht, Abhülfe kann zwar verschoben, jedoch nicht mehr vorenthalten werden. Es ist gewiß, auch in Deutschland verschafft sich die Industrie noch, gebührenden vollen Schutz und volles Recht, und es ist nicht zu verkennen, daß, wenn auch vielleicht Beides einzelnen Regierungen wird abgezwungen werden müssen, doch bei den meisten sich die Ansichten und Meinungen die letzten Jahre her zu Gunsten der Frage sehr geändert haben. Diese ist jetzt zu ihrem kritischen Wendepunkt vorgerückt und ihre endliche Lösung wird, ich zweifle nicht, den Ansprüchen einer bis zum innersten Grunde aufgeregten Zeit genügen. –

Während in Deutschland also über industrielle Zustände und Fragen eine gährende, schäumende Bewegung herrscht und gereizte Meinungen sich bekämpfen, sehen wir mit neidischem Auge im Nachbarlande Großbritannien jene ruhigen, erquicklichen Erscheinungen, welche das Produkt harmonischen Zusammenwirkens intelligenter Kräfte von Regierung und Volk sind. In England ist die Geltung der Industrie längst außer Frage gestellt; anerkannt ist sie als das Bedeutungsvollste im Bildungswerke des Jahrhunderts und gepriesen als der Genius, der, schwebend über der Masse und auf den Flügelspitzen der Zeit getragen, dem Volksleben Athem gibt, es erwärmt und wachsen macht, – kurz, anerkannt ist sie als der eigentliche Werkmeister dieser Zeit.

Ein hübsches Bild seiner Schöpfungskraft liegt in der Ansicht vor uns, das wir nun beschreiben wollen.

Wie man Theben[360] einst die Stadt der hundert Thore nannte, so könnte man Birmingham die Stadt der hunderttausend Amboße heißen: „Wiedertönend ihre Straßen vom Schlage der Hämmer!“ nennt sie schon der alte Camden[361]. „Allein diese Amboße und diese Hämmer,“ berichtet Kohl[362], „mit denen die Alten das widerstrebende Metall bewältigten, haben sich auf der einen Seite in so gewaltige Maschinen umgewandelt und sind auf der andern Seite in so kleine Amböschen und Hämmerchen zusammengeschrumpft, daß jener poetische Ausdruck nicht mehr ganz passend ist.“[363]

Wenn man in das Alterthum der englischen Fabrikstädte hinaufsteigt und zu der Quelle gelangt, aus welcher ihre jetzige weltumfassende Thätigkeit fließt, so findet man gewöhnlich eine Fabrik zur

---

[360] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur. Homer (siehe hierzu S. 70, Anm. 225) hatte die Stadt – u. a. auch zur Unterscheidung vom Theben in Boötien (griech. Βοιωτία, Boiōtía) – in seiner Ilias (griech. Ἰλιάς) als „hunderttorig“ beschrieben: „οὐδ᾽ ὅσ᾽ ἐς Ὀρχομενὸν ποτινίσεται, οὐδ᾽ ὅσα Θήβας \ Αἰγυπτίας, ὅθι πλεῖστα δόμοις ἐν κτήματα κεῖται, \ αἵ θ᾽ ἑκατόμπυλοί εἰσι, […] / Böt᾽ er sogar die Güter Orchomenos, oder was Thebe \ Hegt, Aigyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen: \ Hundert hat sie der Tor᾽, […]“ (Hom. Il. 9, 381-383 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[361] Der engl. Historiker William Camden (1551–1623); das Zitat lautet auf englisch: „resounding with hammers and anvils“ und ist zu finden in dessen „Britain, or A chorographicall description of the most flourishing kingdomes, England, Scotland, and Ireland, and the ilands adjoyning, out of the depth of antiquitie […]“ (London: Printed by F. K[ingston] R. Y[oung] and I. L[egatt] for George Latham 1637), S. 567.

[362] Der Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (1808–1878).

[363] Zitat aus Johann Georg Kohls (s. o.) „Reisen in England und Wales […]. – Erster Theil. Birmingham, Liverpool und Wales“ (Leipzig: Arnoldische Buchhhandlung 1844), S. 12.

Verarbeitung des Eisens. Selbst Manchester, die Baumwollstadt, hat einen solchen Ursprung gehabt und seine Spinner- und Weberherren gingen den Schmieden zu Gefolge, die selbst inzwischen die Metamorphose zu Maschinenfabrikanten durchgemacht haben.

Der Britte ist gewohnt, seine metallurgische Fabrikation unter drei Hauptabtheilungen zu bringen. Die erste begreift die Verfertigung großer, schwerer und grober Gegenstände aus Eisen; z. B. eiserne Schiffe, eiserne Brücken, Ankerketten etc. etc. Ihr Hauptsitz ist Wales, namentlich das „von Hochöfen flammende“[364] Merthyr-Tydvill[365]. Die zweite faßt die Anfertigung großer und kleiner, grober und feiner Maschinen und Maschinen-Theile zusammen: *Machinery*. Sie hat in Newcastle, in Glasgow, in Manchester, und für Handwerkszeuge (*tools*) in mehren andern Großstädten von Lancashire ihren Sitz aufgeschlagen. – Für die Anfertigung von dem, was die Engländer „*cutlery ware*“ nennen, worunter alle möglichen schneidenden Instrumente verstanden werden, sind die messerschmiedenden Einwohner von Sheffield die Hauptleute; diejenige Fabrikstadt aber, welche die halbe Welt mit den übrigen kleinen und großen Dingen aus Eisen, Kupfer, Messing und andern Metallen, mit der sogenannten harten Waare (*Hardware*) versorgt, ist Birmingham.

Siebenzigtausend Artikel fabrizirt jetzt Birmingham, und ihre Beschreibung allein gäbe genügenden Inhalt für eine bandreiche Encyklopädie. – Jedes Volk, jedes Land, jeder Kulturzustand findet hier den Diener seines Bedürfnisses. Hundert und sechzig Juweliere schmücken sowohl die Fürstinnen Europas, als die schwarzen Königinnen Afrika’s, und auch der ärmste Sklave, der unter der Zuchtpeitsche seines Treibers den heißen Boden Brasiliens bebaut, findet in Birmingham eine geschäftige Hand, die für ein paar Paas glänzende Zierrathen in sein Ohrläppchen knüpft und emsig bemüht ist, seinen rohen Geschmack zu treffen und etwas ihm Angenehmes zu liefern. Welch ein genaues, weitumfassendes Studium von Sitten und Gebräuchen der Völker des Erdbodens gehört dazu, um immer das Rechte zu treffen und jeder Zone und jedem Kulturzustande nur das Passende zu bieten! Und welche Masse von ethnographischen Kenntnissen muß hier die Spekulation unterstützen, wo eine einzige Unwissenheit, ein einziger Fehlgriff Ruin nach sich ziehen kann!

Die Theilung der Arbeit ist der Schlüssel, welcher das Räthsel löst, warum Birmingham seine Waare wohlfeiler als alle andern Orte liefern kann, obschon die Handarbeit wohl nirgends ein reichlicheres Einkommen gibt, als eben hier. Fast jeder Artikel hat nämlich hier seine Zunft, und der Hahnspornfabrikant[366] und der Sargnägelfertiger werden im Leben keine andern Sporen und Nägel machen und beider gewerbliches Dichten und Trachten wird nie auf etwas Anderes gerichtet seyn, als auf Einrichtungen, welche die Herstellung eines Hahnsporns, oder eines Sargnagels erleichtern oder verwohlfeilern. Man erstaunt, aufweiche winzigen, unbedeutend scheinenden Artikel hier große Fabrikanlagen gegründet sind, und wie Hunderttausende von Kapital zu sinnreichen Maschinen verwendet werden, die keine höhere Bestimmung haben, als die, bei irgend einem Theile des Arbeitsprozesses die menschliche Handleistung zu ersparen und an den Fabrikationskosten eine kleine Fraktion zu gewinnen, die vielleicht für tausend und aber tausend Stücke noch keinen Schilling beträgt. So ist die Schreibfeder von Stahl, ein erst in unsern Tagen aufgekommener Artikel, in Birmingham ein Gegenstand der Großfabrikation geworden, der gegenwärtig über 2000 Arbeiter, Dampfmaschinen von zusammen 400 Pferdekräften und Millionen Kapital beschäftigt. Ein Arbeiter fertigt hier mit Hülfe der Maschinen im Jahre nahe an 1 Million Stück Federn, ganz Birmingham also an 2000 Millionen, und manche Fabrik verbraucht über 1000 Zentner Stahlblech dazu. In gleicher Kathegorie stehen die Fischangelmacher, welche jetzt mit diesem Artikel die ganze Welt fast ausschließlich versorgen. Die Fabriken von platirten[367] Waaren nähren viele tausend Arbeiter, und die Masse von Silber, welches hier zum Versilbern aufgeht, übersteigt allen Glauben. 16,000 Menschen finden bei den Arbeiten aus Papiermache Beschäftigung, 14,000 bei der Knopffabrikation, eine noch größere Anzahl bei der Fertigung von Feuergewehren und Hiebwaffen, womit Birmingham nicht blos die meisten europäischen, sondern auch die Armeen der übrigen Welt

[364] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[365] Die Stadt Merthyr Tydfil (walis. Merthyr Tudful).

[366] Das Schlagstück am Hahn zur Zündung des Schusses bei Schußwaffen.

[367] Plattieren, „eine metallfläche mit einer dünnen, fest anhaftenden platte eines andern metalls belegen“ (DWG, (Bd. 13, Sp. 1913; von span. platear, versilbern).

und die Völker aller Zonen regelmäßig versorgt. In den Musterzimmern der Fabrikanten sieht man Waffen aller Formen und für jeden Geschmack, von der langen, reichverzierten Flinte der Tscherkessen[368] an bis zu dem kurzen Stutz, mit dem der Abyssinier[369] die Gazelle erlegt. Die wöchentliche Fabrikation von Feuergewehren ist in Birmingham gegenwärtig etwa 6000 Stück; aber die Einrichtungen und Arbeitskräfte lassen es zu, mehr als das Dreifache zu verfertigen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat Birmingham nicht weniger als 28 Millionen Feuergewehre geliefert; eine Anzahl, groß genug, um die ganze kriegsfähige Bevölkerung Europa's zu bewaffnen.

Birmingham, eine Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern und mindestens zweimal so groß als Hamburg, nimmt sich mit seinem Walde von Riesenschlöten, den Wahrzeichen der Großindustrie, in der Ferne sehr imposant aus. Sein Inneres rechtfertigt jedoch nicht die erlangte Vorstellung. Es steht in architektonischer Pracht gegen viele andern Fabrikstädte Englands, namentlich gegen Manchester, entschieden zurück. Während Manchester von großartigen Fabriketablissements und gigantischen Waarenhäusern, die vollen Anspruch auf Schönheit haben, wimmelt, und die prächtigen, oft mit verschwenderischem Luxus gebauten Bahnhöfe von einem Dutzend Eisenwegen sich erheben, trägt in Birmingham die Industrie meist noch das einfache Gewand des Nothwendigen, und von Schienenwegen laufen erst wenige hier zusammen. Die meisten Fabrikanten haben nicht mehr als das der Ausdehnung ihres Geschäfts angemessene Kapital, welches folglich große Ausgaben für Luxusbauten verbietet, und der zahlreichere Theil der unabhängigen Bevölkerung besteht aus kleinen Manufakturisten, die 2 bis 3000 Pfund besitzen. Er ist überdies mit solchen Arbeitsprozessen und Artikeln beschäftigt, die den Gedanken an so ungeheuere Anlagen, wie das Spinnen oder Weben der Baumwolle etc. sie gestattet, gar nicht aufkommen lassen. Kolossaler Reichthum ist in Birmingham selten, und wo er ist, trägt er sich nicht zur Schau. Dagegen ist eine Wohlhabenheit, die von dem Reichthum eben so fern ist als von der Dürftigkeit, hier allgemein.

Die Stadt bedeckt einen Raum von etwa neun englischen Quadratmeilen[370]. Die Straßen sind licht weit und regelmäßig angelegt; aber im Ganzen sehr einförmig. Man kann manchmal eine Viertelstunde gehen, ehe man ein Gebäude trifft, das durch Größe oder Geschmack imponirt. Selbst die öffentlichen Bauwerke theilen den Charakter der Privatwohnungen; nur wenige können sich jenen von Manchester, York etc. an die Seite stellen. Sie sind im Kern der Stadt zusammengedrängt, wo auf dem Raume einer halben englischen Geviertmeile die Hauptkirche, das Rathhaus, die Gymnasien, die größten Hotels, Börse, Museum etc. zu finden sind. Birmingham hat keinen Strom, der seiner Umgebung ein größeres Leben einhauchte. Ein unbedeutender Bach speist einige Kanäle, deren schmutziges, übelriechendes Wasser nicht dazu beitragen, die äußern Annehmlichkeiten der Stadt zu erhöhen.

Noch weit über die Grenzen der Stadt hinaus setzt sich die metall-bearbeitende Fabrikthätigkeit, von der Birmingham das Centrum ist, fort und es dauert lange, bis man aus dem weitgehenden Bereiche der Nagelschmiede, der Leuchter-, Lampen-, Angel-, Schrauben-, Schnallen-, Feilen-, Nadel-, Haken-, Ring- und Knopfmacher herauskommt. Dudley, Wollsall[371], Wednesbury, Wolverhampton, Bilston und Stourbridge sind lauter Städte in der *Hardware-line*, und die Fabrikthätigkeit jeder dieser Orte ist größer als die von Iserlohn und Remscheid.

Birmingham fabrizirt jährlich für 70 Millionen Gulden[372] und mit Ausnahme der wenigen Länder, welche ihrer Metallwaarenindustrie hinlänglichen Schutz verliehen haben, ist die ganze Welt sein Markt. Nur eine Konkurrenz hat es einmal zu fürchten: die deutsche. Aber bevor die deutsche Metallwaarenindustrie mit der englischen erfolgreich ringen kann, muß sie stark und kapitalkräftig werden, wie die englische, und das kann sie erst dann, wenn ihr dieselbe Mutterbrust gereicht wird, an der England seine Gewerbe groß säugte. Seit dreiviertel Jahrhunderten haben die Engländer durch ein vernünftiges Schutz-

[368] Die Tscherkessen (osman. چركزلر bzw. چركسلر, Çerkezler bzw. Çerkesler; türk. Çerkesler; russ. Черкесы, Čerkesy), eine kaukasische Ethnie, die sich selbst Adyge (tscherk. Адыгэхэр, Adygėchėr) nennt; die Tscherkessen wurden im Kaukasuskrieg von 1817 bis 1861 von den Russen mit äußerster Härte bekämpft.

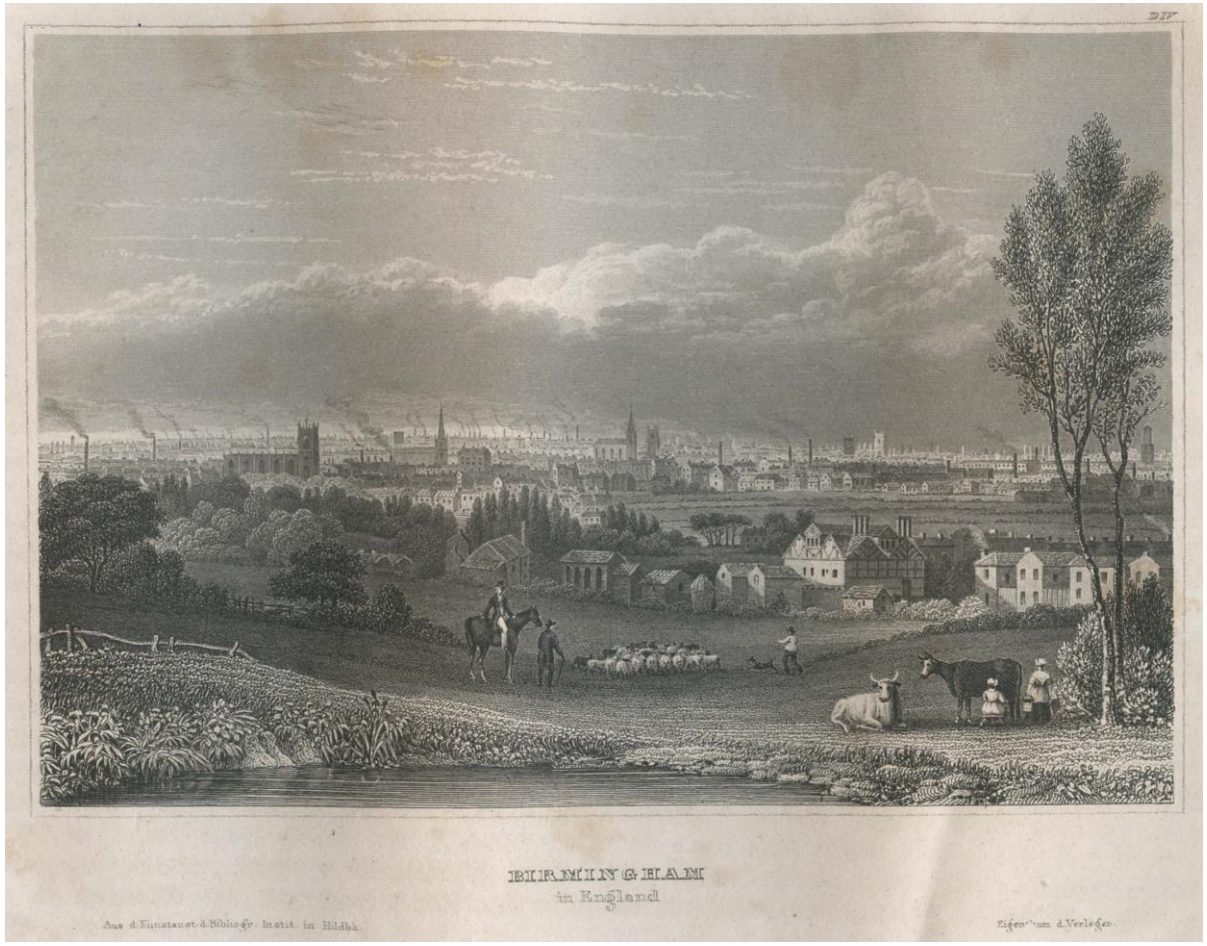
[369] Veraltet für Äthiopier.

[370] Siehe hierzu S. 9, Anm. 12.

[371] Walsall.

[372] Siehe hierzu S. 38, Anm. 118.

zollsystem am Bau ihrer industriellen Größe gearbeitet und während sie die gewonnenen positiven Schätze immer wieder angelegt haben zu hundertfältigem Ertrage in ihren Fabriken und in Unternehmen des öffentlichen Nutzens, haben wir uns abgemüht, die albernen Theorien unserer Schulmeister über Handelsfreiheit zu bestreiten, haben wir einträchtig gearbeitet, unsere Abhängigkeit zu kultiviren und durch Traktate die Fesseln fester zu nieten, die uns die fremde Uebermacht und die einheimische Beschränktheit anlegte, haben wir Milliarden an ausländische Arbeit verschleudert und die wichtigsten heimathlichen Industrien systematisch zu Grunde gerichtet. Und was haben wir damit gewonnen? den Spott des Auslandes und die Verachtung im eigenen Herzen. Wenn aber, wie jetzt geschieht, der schutzlose Zustand unserer wichtigsten Gewerbe als das gemeinsame Wirken mißbrauchter Staatsgewalt allgemein anerkannt und verurtheilt wird, ist es dann nicht siebenfache Thorheit, sich noch dem Verlassen dieses Zustandes durch störrigen Widerspruch und reaktionäres Thun entgegenzustemmen und sich mit den Wünschen der Nation, die sich selbst wiederzufinden angefangen hat und einstimmig den festen Willen ausspricht, von ihrem unveräußerlichen Rechte, an ihrem eignen Wohl zu bauen, guten Gebrauch zu machen, in Gegensatz zu bringen? Aber es wird ihnen nichts helfen. Mögen dienstfertige Knechte der Gewalt auf jeden glimmenden Funken deutschen Selbstgefühls und auf jede warme Aeußerung des rechtmäßigen Verlangens ihre Wassereimer gießen und den Aufschrei deutscher Gewerbe nach an gemessenem Schutz mit dem Interdikt belegen: – das Kind unserer industriellen Größe ist empfangen und es muß an den Tag hinaus, wenn auch zögerndes Schnürbrustlüften die Gebärerin länger als es seyn sollte in den Wehen hält.



BIRMINGHAM
in England

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 124-126.

DV. Janina[373] in Albanien.

Im Lande zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere sind die Albanesen dasjenige Volk, welches die größte Fülle von Lebenskraft hat. Es ist ein Urvolk, und das Land, welches es bewohnt, ist sein Besitz seit undenklicher Zeit. Seine Sprache ist die Alt-Illyrische, versetzt mit Alt- und Neugriechisch, Latein und Italienisch, Türkisch und Slavisch. Auch ist durch sie die Stammverwandtschaft mit den Deutschen unzweifelhaft nachgewiesen. Unter 10,000 albanesischen Wörtern sind immer an 1000 rein germanischen Ursprungs.

Eine herrschende Rolle in der Geschichte haben die Albanesen nie gespielt. Erst mit Pyrrhus[374] treten sie auf den geschichtlichen Schauplatz. Später finden wir Albanesen im großen Kampfe Mazedoniens gegen die Römer wieder. Als dieser mit völliger Unterwerfung endigte, wurde Rom's Joch das erste, welches die freien Söhne des Gebirgs von fremden Eroberern trugen, und noch jetzt geben die im Lande zerstreuten Denkmäler und die Namen der meisten Städte ein Zeugniß von der langen Herrschaft der Siebenhügelstadt.

In der Zeit, wo deutsche Völker Westrom stürzten[375] und Ostrom dem Untergange nahe brachten, erhielten sich in Albanien römische Bildung und Institutionen aufrecht; gebrochen wurden sie erst, als die slavischen Völker im 8ten und 9ten Jahrhundert in's Land fielen, es verheerten und sich in demselben festsetzten. Ochris (Ochrida[376]) wurde zu jener Zeit die Hauptstadt eines Bulgarenstaats, und bulgarische Häuptlinge herrschten bis nach Arkadien[377] hin. Aber nach dem Sturze der Slavenherrschaft im Jahre 1018, die sich später nur auf kurze Zeit wieder erneuern konnte, traten die alten Völkerschaften wieder auf die Bühne, und das vom Comnenen[378] Michael Angelus[379] um jene Zeit gestiftete epirotische Reich fand in den Albanesen ein paar Jahrhunderte lang seine Stütze und seine Kraft, bis die Zeit kam, wo der Islam die Eroberung von Europa von Osten her versuchte, welche ihm von Westen her nur theilweise gelungen war. Der Osmannensultan[380] führte seine wilden Schaaren über die thrazische Meerenge[381]. Die kraftlosen Griechen konnten sie nicht aufhalten. Wie ein vom Sturmwind getragenes Hagel-

---

[373] Das griech. Ioannina (neugriech. Ιωάννινα, Ioánnina; alban. Janinë/a; osman. ینیه, Yanya; bulg. Янина, Janina). Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Vierter Band. Q bis Z." (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1837) erschienen.

[374] Pyrrhos I. (griech. Πύρρος, Pýrros „Feuerkopf, rothaarig", lat. Pyrrhus; ca. 319/18–272 v. Chr.), König der Molosser (griech. Μολοσσοί, Molossoí) und Hegemon (griech.: ἡγεμών, hēgemṓn, „der Führer") der Epiroten (Bewohner von Epirus – griech. Ἤπειρος, Ḗpeiros; alban. Epir – u. a. das heutige Albanien).

[375] Im Jahre 476.

[376] Das nordmazedon. Ohrid (mazed. Охрид, Ochrid; alban. Ohër; osman. اوخری, Oḫrī).

[377] Griech. Αρκαδία, Arkadía; Landschaft im Zentralpeleponnes.

[378] Die Komnenen (griech. Κομνηνός, Komnēnós, pl. Κομνηνοί, Komnēnoí), eine Adelsdynastie des Byzantinischen Reiches; sie stellten 1057 bis 1059 und von 1081 bis 1185 die byzantinischen Kaiser, sowie von 1204 bis 1461 die Herrscher im Kaiserreich Trapezunt mit dem Titel Großkomnene (Μέγας Κομνηνός, Mégas Komnēnós).

[379] Michael Komnenos (1285–ca. 1355), 1341 und 1344 bis 1349 Kaiser und Großkomnene von Trapezunt.

[380] Murad II. (osman. مراد بن محمد, Murād b. Meḥemmed; 1404–1451), seit 1421 (mit einer Unterbrechung von 1444 bis 1446) Sultan des Osmanischen Reiches.

[381] Der Bosporus (griech. Βόσπορος, Bósporos, „Rinderfurt", aus griech. βοῦς, boũs, „das Rind" und πόρος, póros, „die Furt"; osman. بوغاز, Boġāz, „der Schlund", bzw. قره دکز بوغازی, Ḳara Deñiz Boġāzı; aus osman. قره دکز, Ḳara Deñiz, „Schwarzes Meer" und بوغاز, boġāz, „Schlund", also frei übersetzt „Schlund des Schwarzen Meeres").

C.Reiss del.

JANINA
in Albanien.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

wetter überzogen und verwüsteten sie ganz Thrazien. Die slavischen Stämme, die hier feste Wohnsitze gewonnen hatten, erlagen nach kurzem Kampfe und die Thore von Albanien waren geöffnet. Aber das harte, unerschrockene Volk vertheidigte seine Schwelle viele Jahre lang, und erst nach gänzlicher Erschöpfung, des ferneren Widerstands unfähig, beugte es sich dem Schwerte der Ueberwinder[382].

Türkische Statthalter führten fortan ein schweres, drückendes, den Albanesen unerträgliches Regiment. Mehre Aufstände wurden versucht, aber sie mißglückten. Nur einmal gelang es ihnen, unter ihrem berühmten Häuptling Skanderbeg[383], um 1410, die Ketten zu zerreißen und die Türken aus dem ganzen Lande zu vertreiben. Doch die mit dem Schwerte errungene Freiheit konnte nur mit dem Schwerte behauptet werden. Jedes Jahr kamen die türkischen Heere wieder, das aufgestandene Volk zu züchtigen und neu zu jochen; jedes Jahr verging unter Schlachten, jedes Jahr mehrte der Albanesen Kriegsruhm und reihete neue Siege zu den alten. – Aber wie es in unsern Tagen dem kaukasischen Heldenstamm ergeht[384], erging es in diesem ungleichen Kampfe den Albanesen. Der Sieg schwächte ihre Kraft und nach einem Kampfe, der in den Annalen der Kriegsgeschichte seines Gleichen sucht, mußten sie endlich der Uebermacht unterliegen. Seitdem hat sich Albanien, trotz vielfältiger Versuche, niemals wieder dem türkischen Szepter ganz entziehen können.

Die Eroberung brachte große Veränderungen in den Volksverhältnissen hervor. Bis auf Skanderbeg war Albanien christlich gewesen; mit den türkischen Machthabern drang Mohameds[385] Lehre herein und der Koran verdrängte bei der Mehrzahl die Bibel. Von dem angestammten Thätigkeitsgeiste getrieben, nahmen die Albanesen die Gewohnheit an, Kriegsdienste bei der Pforte[386] zu suchen, welche in dem kampfgeübten Volke seitdem die Hauptstärke ihrer Heere fand. Die Nordalbanesen liefern den Türken die gewandteste Reiterei und das südliche Albanien gibt ihnen das abgehärtetste und behendeste Fußvolk. Als Söldlinge[387] sind sie seit Jahrhunderten, noch mehr aber seit dem Verfall der Janitscharen[388], im ganzen türkischen Reiche zerstreut, und auch eine Menge der wichtigsten und einflußreichsten Staatsämter sind fortwährend in ihren Händen. Albanesen sitzen im Divan[389], geben den meisten Provinzen ihre Pascha's[390], und jetzt haben sie in allen Zweigen der türkischen Verwaltung eine Macht erlangt, die jene der Türken bei weitem überragt und erst bei'm Einstürze des Reichs voll gewürdigt werden wird.

---

[382] Im Jahre 1430.

[383] Georg Kastriota, genannt Skanderbeg (alban. Gjergj Kastrioti bzw. Skënderbeu; 1405–1468).

[384] Siehe hierzu S. 129, Anm. 368.

[385] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[386] Arab./osman. باب عالی, Bābıāli, „Hohes Tor"; Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (osman. دولت علیه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat"), das von 1299 bis 1922 bestehen sollte.

[387] Viele muslim. Albaner verdingten sich als Arnauten (osman. آرناود, ārnāvūd, „der Albaner", Pl. آرناودلر, ārnāvūdlar), die unter den osman. Truppen als besonders rücksichtslos und brutal galten.

[388] Die Janitscharen (osman./türk. یکیچری اوجاغی, Yeñiçeri Ocāġı, „Janitscharenkorps", wörtl. „Feuerstelle – osman. اوجاق, ocāk – der neuen Truppe" – nicht von ungefähr hießen bei den Janitscharen die Bataillonskommandeure osman. چورباجی باشی, Çorbācı-Bāşı, „Suppenmeister" und die Hauptleute osman. آشجی استا, Āşcı Ustā, „Chefkoch"; auch wurden ihnen anstelle von Standarten mächtige Suppenkessel – osman. Sing. قزغان, ḳazġān – vorangetragen). Die Janitscharen stellten die Leibwache des Sultans und erreichten höchste Positionen im osman. Staatswesen. Dieser seit dem 14. Jhd. bezeugte Truppenteil wurde 1826 aufgelöst.

[389] Pers. دیوان, divân; osman. دیوان, dīvān; die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke).

[390] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 134, Anm. 386).

Albanien, obschon der Pforte unterworfen, ist doch nicht ohne ein gewisses Maas von Freiheit, welches hinreicht, das Streben nach Unabhängigkeit zu nähren und zu begünstigen. Jeder Distrikt, jede Stadt bildet ein Gemeinwesen, in welchem unter den Namen Aga's[391] oder Beg's[392], die Häupter der vornehmsten Familien herrschen. Häufig geschieht es, daß der eine oder der andere unter diesen Häuptlingen, durch persönliche Eigenschaften, oder durch die Macht der Pforte unterstützt, zu ungewöhnlichem Ansehen gelangt und einen überwiegenden Einfluß geltend macht, der nicht selten Denen gefährlich wurde, unter deren Schutz er sich bildete. So kam zu Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Pascha[393], der, als Söldling, der Pforte geleistet hatte viele und große Dienste geleistet hatte und deshalb mit dem Gouvernement von Trikala[394] beliehen worden war, zu ausgedehnter Macht. Ganz Albanien gerieth nach und nach unter seine Botmäßigkeit, und der erkaufte Divan that seinem Treiben selbst dann nicht Einhalt, als er seine Unternehmungen bis in das Herz von Griechenland erweiterte. Dann erst, als er übermüthig das Schwert gegen die türkische Herrschaft selbst erhob, ermannte sich Konstantinopel[395] und bereitete ihm, im Jahre 1820, weniger durch die Macht der Waffen, als durch Verrath und Abfall, den Untergang.

Tepedelenli Ali Pascha
(siehe hierzu S. 135, Anm. 393).

Ali Pascha hatte Janina zu seiner Residenz erkoren. Aus einem ehemals unansehnlichen Flecken war es die schönste und reichste Stadt des ganzen Landes geworden, und ein von den europäischen Großmächten mit Gesandten beschickter Hof gab dem dortigen Leben Glanz wie in einer Königsstadt. Seit Ali's Sturz[396] ist derselbe geschwunden. Verödet stehen die Paläste und in den leblosen Straßen wächst das Gras; aber die große Natur wirft nach wie vor ihren Zaubermantel um Janina, und wenn auch Ali's Prachtgebäude verfallen sind, wird sich noch Bewunderung an diesen Fleck der Erde knüpfen.

Man denke sich einen Thalkessel, in dessen Tiefe die grünlich-blauen Wogen eines Sees den südlichen Himmel widerspiegeln. Schroffe Felsen umgeben ihn im weiten Halbkreise und hinter ihnen

---

391 Osman. اغا, āġā, „der Anführer oder Grundbesitzer"; der milit. Rang eines Hauptmanns, dem auch der von Zivilbeamten entsprach.

392 Osman. بك, bey, „der Herr"; im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 134, Anm. 386) Titel eines Statthalters einer Unterprovinz.

393 Tepedelenli Ali Pascha, auch „Löwe von Ioannina" genannt (osman. تپه‌دلنلی علي پاشا, Tepedelenli ʿAlī Pāşā; alban. Ali Pashë Tepelenjoti; neugriech. Αλή Πασάς Τεπελενλής, Alí Pasás Tepelenlís; ca. 1741–1822; ermordet). Der nach unbekannter Vorlage von Lazarus Sichling (1812–1863) ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Erster Band. […]" (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1834).

394 Die untere Verwaltungseinheit des Sandschaks (osman. سنجاق, sancāḳ, „der Kreis, die Fahne, das Banner") von Trikala (osman. ترخاله سنجاغی, Tırḫāla sancāġı; griech. σαντζάκι Τρικάλων, santzáki Trikálon) in Thessalien, die wiederum zur Provinz Rumelien (osman. ایالت روم ایلی, Eyālet-i Rūm-ėli, ab 1867 Vilāyet Ioannina/Yanya – osman. ولایت ینیه) gehörte.

395 Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzantion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطینیه, Ḳosṭanṭiniyye bzw. استانبول, Istānbūl); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 134, Anm. 386) bzw. der Türkei.

396 Im Jahre 1822.

thürmt sich der Pindus[397] auf, groß und majestätisch, mit seinen an 3000 Fuß hohen Spitzen. Hohe Vorgebirge strecken sich weit in die Fluth hinein, auf deren Firsten dunkle Zypressen empor steigen, oder Platanen ein breites Dach bilden, das dunkle Schatten auf die Wogen wirft. – Auf der größten dieser Halbinseln steht Janina. Jenes Gebäude auf dem Bilde, welches auf dem hohen Uferrande prangt, ist die große Moschee[398] mit ihren Minarets[399]; ihr gegenüber liegt das Seraglio[400] Ali Pascha's, ein ungeheueres Werk, in welchem sich alle Pracht des türkischen Baustyls vereinigt. Landeinwärts glänzen von den Höhen die weißen Kiosks und Lustschlösser Ali's und seiner Günstlinge zwischen dunkeln Zypressen. Der Zugang der Stadt von der Landseite ist durch starke Festungswerke vertheidigt, und die von Ali oft gerühmte Unüberwindlichkeit seiner Hauptstadt würde, türkischen Heeren gegenüber, sich wohl erprobt haben, wenn ein treuloser Despot jemals auf die Treue seiner Werkzeuge rechnen dürfte. –

[397] Das Pindos-Gebirge (griech. Πίνδος, Píndos).

[398] Die in den 1430er Jahren erbaute Fethije-Moschee (neugriech. Φετιχιέ Τζαμί, Fetichié Tzamí, osman. فاتح جامی, Fātiḥ Cāmi; „Moschee der Eroberung"; alban. Xhamia e Fetijës).

[399] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, mināre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm", wörtl. „Ort des Lichts" oder „Ort des Feuers" von arab. نَار, nār, „Feuer".

[400] Ital. il serraglio, Serail, oriental. Palast (osman. سرای, sarāy).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 127-130.

DVI und DVII. Sistow[401] und die Veteranische Höhle in der Türkei.

Das alte Dacien[402], welches die Landschaften Serbien, Moldau, Walachei und Bulgarien umfaßte, hatte nach dem Wegflug der römischen Adler mehre Jahrhunderte lang zum Durchzug der großen Völkermassen gedient, welche sich von Aufgang nach Niedergang wälzten. Die Ufer der Donau waren zur Heerstraße geworden für mehr als 20 Nationen, und ihre Müden und Nachzügler nahmen, als unstät umherschweifende, stets wechselnde Horden, das Land ein. Endlich, als der Strom stand und Europa sich angefüllt hatte, stauete sich auch in den fruchtbaren Donaulanden die Bevölkerung und mit bleibender Ansiedelung richtete sich der Ackerbau ein. Ein Zweig des großen Slavenstamms setzte sich fest in den dacischen Wäldern, bauete Städte in der neuen Heimath, und die Horden so vieler Nationen schmolzen mit ihm zu einem Volke zusammen, das, kräftig und stark, ausdauernd, bildsam und geschmeidig, der Gesittung ein reiches Feld geboten haben würde, wäre es nicht in seiner Entwickelungsperiode dem Türkenschwerte unterlegen[403], unter welchem es sich fortan nur krümmen, nie mehr frei und selbstständig bewegen konnte. Als Hintersassen des Türkenreichs, unterworfen einem Volke und einem Herrscher fremden Glaubens, der ihm nie ein anderes Recht zugestanden, als das brutale Schwertrecht, wurde das arme Christenvolk an der Donau zur tiefsten Erniedrigung herabgezogen und seine Geschichte mit furchtbaren Gräueln bedeckt. Mehre Jahrhunderte lang war verschleiert seine Sonne, mußte es verkümmern unter dem schönsten Himmel. In Sklaverei verfallen, der Ehre entfremdet, gleichgültig gegen alle Verbesserung, arbeitend nur aus Zwang und bauend seinen Herren und Drängern das Land um den dürftigen Unterhalt, blieb nichts mehr groß in seiner Seele, als der glühende Haß gegen seine Unterdrücker.

Aber was nicht wohl gemacht ist in dieser Zeit, muß wieder anders gemacht werden. Nichts Böses kann bestehen. Und stützten es auch alle Mächte der Welt, immer aufs Neue kömmt jene verschleierte Hand aus den Wolken herausgefahren und reißt es wieder nieder. Das schuldbedeckte Türkenreich ist längst den Gewalten des Unterreichs vervehmt und keine Macht einer schändlichen und unchristlichen Politik kann es schirmen, oder ihm vor den verfolgenden Rachegeistern erwürgter Nationen ein Asyl gewähren. Der Weltgeist, welcher zürnend, richtend und strafend in die Geschichte getreten, – Er, welcher Unterdrücker und Unterdrückte, Henker und Opfer, Könige und Völker vor seine Assissen[404] ladet, Einen nach dem Andern: – Er hat, nachdem langgedehntes Dräuen fruchtlos geblieben, in Dacien, wie in Hellas[405], die Grundfesten der alten Pforte so furchtbar gerüttelt, daß alle Angeln sich aus ihren Bändern hoben. Hängt auch in Dacien, durch die verächtliche Politik eines Nachbarlandes, bis zur Stunde die Fessel noch an den blutrünstigen Gliedern, so hat doch der Brennstoff in diesen Gegenden nur um so mächtiger sich angehäuft, und um so sicherer und furchtbarer naht die Flammen-Katastrophe, welche ganz Europa erschüttern muß. Die Diplomatie, welche die Türken als liebe Bundesgenossen herzt, die

[401] Die bulg. Stadt Swischtow, ehemals Sistova (lat. Novae; osman. زشتوی, Zişţovi; bulg. Свищов, Svištov).

[402] Dakien (lat. Dacia), von 106 bis 271 eine Provinz des Römischen Reiches im Norden der unteren Donau.

[403] Zwischen 1393 und 1396 gelangte ganz Bulgarien unter osmanische Herrschaft, die fast 500 Jahre währen sollte.

[404] Frz. les assises, die Geschworenen.

[405] Griech. Ἑλλάς, Hellás; Eigenbezeichnung Griechenlands in der Antike.

DVI
SISTOW IN BULGARIEN
Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

Götzendiener der absoluten Macht, welche in Konstantinopel[406] ihre Muster und Vorbilder zu suchen gewöhnt sind, – sie können nicht abwenden, was sie als Unglück fürchten, und je mehr sie bemüht sind, in dem Labyrinthe einen Ausweg zu finden, um so gewisser ist ihnen derselbe verschlossen. Der erste, neue, ernste Versuch der türkischen Donauländer, sich zu emanzipiren, wird nicht mißlingen und Europa wird nicht, wie vor 15 Jahren, müßig zusehen, daß ein Volk unter dem Beistand christlicher Monarchen hingewürgt werde, dessen einziges Verbrechen ist, unerträgliche Ketten entschlossen abzuwerfen. Steht das Christenvolk von Neuem auf in diesen Ländern, so wird es geschehen unter der Akklamation aller Völker der gesitteten Welt, und die Kabinetspolitik, welche den Nationen eben so fremd ist wie verhaßt, sie wird erbleichen und – es geschehen lassen. –

„Was haben aber die Landschaftsbilder aus den türkischen Donaulanden mit den Völkergeschichten gemein?“ so fragen mich vielleicht Tausende. Nun Ihr, die Ihr so fragt, mögt mich entschuldigen! –

Unterhalb Belgrad stellt die Donau eine großartige Szenerie zur Schau, ähnlich denen des Rheins auf der Strecke zwischen Bingen und Koblenz; nur viel imposanter. Bald eingeengt durch hohe Felswände, bald seeähnliche Becken füllend, bricht der Riesenstrom, Berge zersägend und Abgründe austiefend, sich durch alle Hindernisse Bahn. Hier, inmitten der wildesten Natur, da, wo der Strom mit furchtbarem Brausen seine ungeheuere Wogenmasse durch einen 470 Fuß tief eingeschnittenen Felskanal jagt, setzte einst Trajan[407] seine Legionen im berühmten Feldzuge gegen die dacischen Völker an das jenseitige Ufer. Noch verkündigen die Trajanstafeln[408] bei der Felsbank Toiko[409] der Nachwelt sein kühnes Unternehmen.

Weiter hinab, jenseits der Stromschlucht Greben[410], breiten sich die Gewässer wieder zu einer 6000 Fuß breiten, seeartigen Fläche aus; doch ehe noch jene beruhigt sind, reißen Felsen schon wieder den Strom in zwei Hälften aus einander, deren eine, und zwar die größere, als Katarakt zur Tiefe donnert. Wehe dem ungeschickten Schiffer, der nicht wüßte zeitig in den kleineren Arm einzulenken; er würde unfehlbar zerschmettert werden. – Unterhalb des Katarakts steigen die Ufer senkrecht, wie die Mauern eines Thors, das Cyklopen[411] erbaut haben, in die Lüfte. Hier hat die Donau die Tiefe von 170 Fuß und ist auf 522 Fuß eingeengt. Eine schöne Kunststraße, dem Fels abgewonnen, führt am Ufer hin. Es ist die Prachtpartie der ganzen Donaufahrt, welche alles Andere, was sie an erhabenen Naturszenen zeigt, hinter sich läßt. Tiefe, dunkle Grotten von ungeheuerer Größe sperren ihre dunklen Rachen auf, schroffe, schwarze Felsklippen thürmen sich, weite, überhangende Wände bedräuen aus der Höhe mit Vernichtung, und, bald zischend und brausend, bald rollend, bald heulend fluthet der Strom, eilig, voll Ungestüm, um sich in die Arme des Euxinus[412] zu stürzen.

Im linken Ufer sind eine Menge Grotten ausgehöhlt, von denen einige tief in’s Gebirge dringen und im Innern durch Seitengänge verbunden sind. Die berühmteste derselben ist die Höhle Vetera-

---

[406] Siehe hierzu S. 135, Anm. 395.

[407] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[408] Die „Tabula Traiana“ beim „Eisernen Tor“ (siehe hierzu S. 140, Anm. 416) mit der folgenden Inschrift: „IMP.[erator] CAESAR. DIVI. NERVAE. F[ilius] \ NERVA TRAIANVS. AVG.[ustus] GERM[anicus] \ PONTIF[ex] MAXIMUS TRIB[uniciana] POT[otestate] IIII \ PATER PATRIAE CO[n]S[ul] III \ MONTIBVS EXCISI[s] ANCO[ni]BVS \ SVBLAT[i]S VIA[m] [re]F[ecit] / Der Sohn des göttlichen Nerva und regierender Kaiser, Nerva Traianus Augustus Germanicus, Pontifex Maximus, zum vierten Male Inhaber der tribunizischen Gewalt, Vater des Vaterlandes und zum dritten Mal Konsul, stellte, nachdem er die Berge abgehauen hatte, mit erhobenen Kragbalken die Straße wieder her“.

[409] Vielleicht Kozla Dojke (die Ortsnamen dieser Grenzregion waren leider zahlreichen Namensänderungen unterworfen, so daß eine zweifelsfreie Zuschreibung heutzutage teilweise unmöglich ist).

[410] Wohl in der Nähe der rumän. Ortschaft Eșelnița.

[411] Griech. Κύκλωπες, Kýklōpes, „Kreisäugige“; die gottgleichen aber einäugigen Söhne des Uranos (griech. Οὐρανός) und der Gaia (griech. Γαῖα); in späterer Überlieferung erscheinen sie als Gehilfen des Hephaistos (griech. Ἥφαιστος), des Gottes des Feuers, die im Inneren von Vulkanen Waffen schmieden.

[412] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

ni's[413], zu Ehren des österreichischen Generals so geheißen, der im Türkenkriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts[414], eine Festung daraus machte. Schon die Römer hatten sie zu gleichem Zweck benutzt. Davon zeugen noch die antiken Inschriften über dem Haupteingange.

Veterani ließ die Seitengänge aufräumen, richtete Magazine für Munition und Proviant und eine Feldbäckerei in derselben ein, versah die Zugänge mit eisernen Thoren und Kanonen, und die dreihundert Mann starke Besatzung hielt mehre Belagerungen der Türken mit Erfolg aus. Man sieht viele Ueberbleibsel jener kriegerischen Einrichtungen, und mit Grauen den Abgrund, in welchen die türkischen Gefangenen hinab gelassen wurden, wo sie umkamen. –

Weiter abwärts, unterhalb Orsowa[415], bietet die Stromfahrt noch ein höchst imposantes Bild dar. Schon in stündiger Entfernung hört man die tosende Brandung, und es bevölkert sich der Strom mit abenteuerlichen Gestalten, Klippen und Zacken, zwischen denen Schaumwirbel den Feenreigen tanzen. Das ist Demirkapi, das eiserne Thor[416], der Schrecken der Schiffer.

Jenseits des eisernen Thors ist Alles verändert. Das ziehende lange Meer der Donau breitet sich aus, und sanft und beruhigt wallt es dahin, anfangs zwischen rebenbepflanzten Hügeln, dann durch die unabsehbaren Ebenen Bulgariens. Ein frischeres Weltgrün, ein tieferes Himmelsblau scheint aufgethan – Alles haucht wärmer an, die Landschaft strahlt in tieferem Farbenglanz, die Luft selbst scheint eine andere Mischung. Aus dem ganzen Erdenleben tritt eine reichere, innere Fülle hervor; man fühlt des Morgenlandes Nähe und scheidet von Europa, noch ehe man es verlassen.

Bald zwischen zahllosen Inseln, die baumhohes Schilf, von unzähligen Wasservögeln belebt, bedecken, bald an üppigen Ufergeländern hin, deren Dörfer zwischen schlanken Zypressen und schattenden Platanen freundlich hervorschauen, geht die Fahrt fort, bis Sistow's liebliche Ansicht das Auge fesselt. Keine Stadt an der untern Donau nimmt sich aus der Ferne so reizend aus. Terrassenartig steigen die Straßen von der Mitte eines hohen Bergkegels zum Strome nieder, und auf dem Gipfel ragt schützend und drohend das alte Kastell, das schon die Römer zu einem Waffenplatz erkiesten. Das glänzende Weiß der Häuser mischt sich mit dem dunkeln Grün der Zypressenwäldchen und Gärten, welche einen großen Theil des Raums innerhalb der Stadtmauer ein nehmen, und die schlanken Minarets[417] sehen aus wie Riesenkandelabers, bestimmt, das ganze Bild zu beleuchten und zu verherrlichen. Hinter der Stadt aber baut sich das Gebirge des Hämus[418] in blauer Färbung und schönen Formen auf.

Sistow ist das erste ganze Stück des Morgenlandes, und von da an verändert es seinen Charakter nicht mehr. Im großen Buche der Natur sind nun andere Blätter aufgeschlagen – ihre Typen haben eine andere Gestalt, Flora und Fauna tragen andere Formen. So Kostüm und Sitte, so Physiognomie und Charakter der Menschen.

Sistow ist ein aufblühender Ort und enthält fast 4000 Häuser. Die Lage, das gesunde Klima und die Fruchtbarkeit der Gegend sind die Stützen seines Wohlstandes, der um so lieber bemerkt wird, je

---

[413] Der österr. General Friedrich Ambros Graf Veterani (ital. Federico Ambrosio Veterani di Urbino, conte di Monte Calvo; ca. 1650–1695).

[414] 1692 hatte Veterani (s. o.) die Uferhöhle bei Dubova, einer Ortschaft vor Orșova (s. u.), mit 300 Mann besetzen und befestigen lassen; Ende März begann der Angriff der türkischen Streitmacht und nach 45-tägiger Belagerung mußte sich die kaiserliche Besatzung schließlich der Übermacht ergeben.

[415] Die rumän. Ortschaft Orșova (lat. Castrum Dierna; ungar. Orsova; osman. آدا قلعه, Ādā-Kalʿe; aus osman. آدا, ādā, „die Halbinsel“ und قلعه, ḳalʿe, „die Burg, Festung“, also frei übersetzt „Halbinselfestung“; dt. Orschowa; serb. Оршава; bulg. Орсово, Orsovo; kroat. Rušava; Oršava; tschech. Oršava; poln. Orszawa).

[416] Das Eiserne Tor (osman. تیمرقپی, Tīmurḳapı, vulg. Demirkapi; aus osman. تیمر, tīmur, „das Eisen“, قپو, ḳapu, „das Tor“, „eisernes Tor“; serb. Ђердап, Đerdap; rumän. Porțile de Fier; ungar. Vaskapu; bulgar. Железни врата, Železni vrata) ist ein Durchbruchstal an der Donau, zwischen den Serbischen Karpaten und dem Banater Gebirge, an der Grenze von Serbien und Rumänien, gelegen.

[417] Siehe hierzu S. 136, Anm. 399.

[418] Veraltet für das Balkangebirge (griech. Αἷμος, Haímos).

sichtbarer die übrigen Städte der untern Donau, Braila[419] und Galatz[420] etwa ausgenommen, verarmen und verfallen.

[419] Die rumän. Stadt Brăila (osman. ابرایل, İbrail; neugriech. Βράιλα, Vráila).

[420] Heute das rumän. Galați (osman. غلاص, Ġālaṭ; neugriech. Γαλάτσι, Galátsi).

DVII
DIE VETERANISCHE HÖHLE
in Syrmien
Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d.Verlegers

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 132-134.

DIX. Der Donauwirbel unterhalb Grein in Oesterreich.

Mensch, kannst du die Größe deines Seyns vergessen? Kannst du vergessen, daß dein Leben Theil hat am Leben der Welten, und deine Seele versichert ist in der Bank der Ewigkeit? Kannst du vergessen, daß jeder Blick in den nächtlichen gestirnten Himmel dir ein Faustpfand gibt der Unsterblichkeit, und jedes Anschauen des blauen Taghimmels ein Blick ist in das blaue Auge des sanften, väterlichen Gottes? Kannst du vergessen, daß für jede Welt Glückseligkeit aus der Ferne der Zeiten schimmert, und daß an den Staffeln der Vergangenheit die Menschheit, der du zunächst angehörst, nur um glücklicher zu werden, hinauf in die Gegenwart klimmte? Kannst du das und kannst du die liebende führende Gotteshand vergessen, o so steige über die lange Ahnenreihe hinweg und alle Zeitstaffeln hinab bis an den Tag, wo auf diesem Thurm der Wächter rief und die Lanzenspitzen seiner Reisigen in der Abendsonne funkelten! Damals und heute: ist es nicht wie Nacht und Morgen? Und wie könnte ein Morgen dämmern, wenn kein Tag nachfolgen sollte? –

Sieh' sie nur an diese schwarzen, unheimlichen Trümmer im weißen Wogengischt! Noch sind's keine 1000 Jahre her, und da saß hier, wie ein Geier im Felsnest, das adeliche Schwertrecht, brandschatzend und mordend, plündernd und wegelagernd, und so saß es auf hundert und aber hundert Zinnen im schönen Deutschland. Kein Gesetz lähmte dem adelichen Räuber den Arm, der sich ausstreckte nach fremdem Gut; keine Gewalt hielt seine Habgier in Schranken; alles Eigenthum war ihm preisgegeben, die Freiheit des Landmanns ward ihm leibeigen, alles Recht der Unterdrückten ruhte in dem Rechte der Nothwehr; die deutschen Ströme und die deutschen Heerstraßen waren Schlachtfelder geworden, in denen der ungleiche Kampf zwischen Räubern und Beraubten niemals endigte, und die Nation erduldete inmitten des Friedens die zehnfache Plage und Marter des Kriegs. Und mit den ritterlichen Raubgeschlechtern theilte die Kaste der Priester die Beute; diese stahl dem bösen Gewissen wieder, was die Verruchtheit jener sich widerrechtlich angeeignet hatte. – Denke dir diese Zustände und dann, frage dich: ist's nicht um Vieles besser geworden auf Erden? und der Zeitraum, in welchem diese Aenderung hervorging, was ist er mehr, im Vergleich zu der Lebensdauer der Menschheit, als ein Sonnenstäubchen im Vergleich zur Sonne?

Darum soll Niemand zagen. Der Zweifler an der Fortentwickelung der menschlichen Glückseligkeit hat nirgends Grund für seinen Unglauben, als in seinem eigenen, gebrochenen Herzen. Wer aber Vertrauen hegt, sänke er auch selbst zusammen unter den Schlägen des Mißgeschicks und würde er zerdrückt von der dunkeln Erdenlast, der findet in jedem Stern am Himmel eine Urkunde seines Glaubens.

Einsam im Strome ragt unterhalb des Städtchens Grein ein Fels mit einem gigantischen Thurmgemäuer, zwiefach verrufen ob der schauerlichen Sagen und der gefährlichen Wasserstelle in seiner Nähe. Es ist der gefürchtete Donauwirbel (Werfet nennen ihn die Schiffleute), in welchem sich die Fluthen des weiten Strombeckens kreiselnd drehen. Das Bett der Donau ist an dieser Stelle trichterförmig ausgehöhlt, wodurch die wirbelnde Bewegung der Fluth hervorgebracht wird, welche, zusammenwirkend mit dem pathetischen Charakter der ganzen Strompartie, einen eigenthümlichen und überraschenden, fremdartigen und ungeheuerlichen Eindruck zurückläßt. Der alte Thurm auf dem Fels heißt noch jetzt der Pein- oder Teufelsthurm[421], und war in den ritterlichen Zeiten des Faustrechts einer

[421] Die Burg Pain.

DER DONAU – WIRBEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

jener Banditenhöhlen, welche den friedlichen Schiffern der Donau die Schrecken der Natur nur um so schrecklicher und gefürchteter machten. – Von den Gräueln, die hier verübt worden sind, laufen die Sagen von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fort, und noch zeigt man bei niedrigem Wasserstand die Oeffnungen an der Mauer, welche zu den unter dem Wasserspiegel der Donau befindlichen Verließen führen, in die man die Schlachtopfer der Habsucht stürzte und ersäufte, welche außer Stand waren, binnen gesetzter Frist ihre Auslösung zu bewirken. Um Mitternacht, wenn der Sturm die Wogen peitscht, hört man – so wird erzählt – das Wehgeheul der Gemordeten, und kein Schiffer fährt an den schwarzen Mauern vorüber, ohne zum Schutz vor den bösen Geistern andächtig sein Kreuz zu schlagen.

Unterhalb des Wirbels winkt auf einer dem steilen Ufer mühsam abgerungenen Platte das friedliche Gebäude von St. Nicola[422]. Dieses Hospital wurde im Jahre 1144 von einer frommen Frau, Beatrix von Klamm[423], zur Pflege beraubter, verwundeter und verunglückter Donauschiffer und Handelsleute gestiftet. Es war eine Stiftung im Geiste jener ächten, werkthätigen Frömmigkeit, welche die Hülfe neben die Gefahr hinstellt, und der Segen der guten That hat auf ihr geruht volle sieben Jahrhunderte. Schonend sind die Wetter des Kriegs und der Elemente über sie hingezogen, und dem Fährmann des Spitals, der von den Vorüberfahrenden für die Anstalt eine Gabe heischt, gibt jeder auch heute noch gern nach seinem Vermögen. – Das Unrecht ist vergangen; sein starkes Haus liegt in Trümmern, und von den eisernen, eiskalten Räuberherzen blieb nichts, von ihrem Thun blieb nur der Fluch der Sage zurück: – aber die gute, fromme That freut sich alle Tage ihres Seyns, und selbst wenn sie von Andern heischt, schließt sie, wie ein Frühling, den innem Menschen auf. Wie Viele könnten im gleichen Sinne wirken, wie Viele sich mit vergleichsweise geringen Opfern zur Quelle machen, die ringsum grünes, wallendes Leben verbreitet und Herzen erwärmt, wenn das eigene Herz längst ausgeschlagen! – Und wie gar Wenige thun es doch von Euch, ihr armen reichen Menschen!

[422] Siehe hierzu S. 146, Anm. 424.

[423] Beatrix von Clam (Lebensdaten nicht zu ermitteln) stiftete besagtes Spital bereits im Jahre 1141.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 96-98.

DCXXXIII. Markt St. Nicola[424] in Oberösterreich.

Prangend stellt die große Natur in diesem Bilde ihre Schätze zur Schau. Wie im Triumphe zieht der stolze Strom[425] zwischen den bewaldeten Bergen hin – das Auge schwelgt in den Fluthen und die Seele preist Den, der diese Herrlichkeit geschaffen hat.

Vom oberösterreichischen Städtchen Grein bis zur Abtei Mölk[426] ist das Donauthal eine ununterbrochene Reihe solcher entzückenden Bilder. Einst war das vorliegende Land gegen Passau hinauf ein See, bis die gestauten Wasser des Stroms den Bergdamm, welcher ihren Abfluß hinderte, in der Gegend von Grein durchbrachen. Auf dieser Stelle wirft noch gegenwärtig der Strom, zwischen senkrecht abgerissenen Bergwänden eingeklemmt, zornig und schäumend seine empörten Wogen über die zerstörten Felsmassen, und dort sind die Strudel und Wirbel, wo die donnernden Fluthen sich an den trotzigen Klippen brechen und auf einem Fels mitten im Strom ragen die Thürme, auf denen die adeligen Räuber des Nothrufs des wehrlosen Schiffers lauerten, um ihn zu plündern. Jetzt sitzen die Wegelagerer und Zöllner behaglich in ihren Schlössern, und die Gefahren, welche die kochende und wirbelnde Tiefe der Schiffahrt bereitet, bestehen mehr in der Sage, als in der Wirklichkeit. Man hat in unserer Zeit das Flußbett durch Sprengungen von den gefährlichsten Klippen gereinigt, und seitdem wird von Unglücksfällen wenig mehr gehört.

Gleich unterhalb dieser verrufenen Strecke gründete eine fromme, mildthätige und reiche Frau[427] vor etwa 700 Jahren für die Verunglückten ein Hospital. Sie gab es in den Schutz des heiligen Nicolaus und bestellte einige Franziskaner zu Pflegern. Als Bauplatz diente eine an den Strom hinaustretende Felsplatte. Die Schiffer spendeten dem Hospiz, wenn sie vorüberfuhren, reichlich, und Wallfahrten machten den Opfer stock so wohlhabend, daß bald auch ein Kirchlein angebaut werden konnte. Später gesellten sich Wohnungen dazu, und so ist allmählig ein ansehnliches Dorf entstanden, das Marktrecht ausübt; daher der Name: Markt St. Nicola. Die Gebäude, mit einer alten Mauer umgeben, kleben dicht an der Bergwand oder auf den Absätzen des Gesteins und spiegeln sich in dem klaren Wasser wider. Der Thurm des Kirchleins guckt gar traulich zwischen Fels und Waldesgrün hervor, und eine gute Fahrstraße, die sich um die Schluchten und Vorsprünge der Berge windet, setzt das Oertchen mit der Stadt Grein in Verbindung. –

Um diese waldgekrönten Berge weht der Hauch der ältesten deutschen Heldensage. Manche der Szenen, die das Nibelungen-Lied dem feigen, schwachen Geschlecht der Gegenwart als Spiegel vorhält, in den es nicht schauen kann, ohne in Scham zu versinken, spielen an diesen Ufern. Wenn wir jene germanische Heldenwelt betrachten, jene Männer- und Frauengestalten der stolzen Lebenskraft und kecken Todeslust, der schlichten, hohen Männlichkeit und der tiefen, zarten Sitte, – wenn wir in diese Lebenskrater schauen voll fressender Feuerflammen und rächender Zorneslohe, auf diese Riesen an Willensmacht und Körperstärke, die der Dichter heraufsteigen läßt aus der Zeiten Abgrund: wenn wir solche Menschen denken als Häupter und Helden des Volks zu den Zeiten, da es sich Herde gebaut und Reiche gegründet: – und wir dann hinblicken auf diese sterbende Gegenwart, auf die abgewelkten und verdorrten Stämme mit den Helden- und Götternamen der Urzeit, auf das Armesünder-

[424] Heute St. Nikola an der Donau.

[425] Die Donau (griech. Ἴστρος, Istros; lat. Danubius, slowak. Dunaj, ungar. Duna, serbokroat. Дунав/Dunav, bulg. Дунав, Dunav; rumän. Dunărea; osman. طونه, Ṭūna).

[426] Heute Stift Melk.

[427] Siehe hierzu S. 145, Anm. 423.

D CXXXIII
MARKT ST NICOLA
in Ober – Oesterreich
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.
Eigenthum der Verleger.

volk, welches die Erlösung von Oben herab und durch die Barmherzigkeit des strafenden Gottes hofft, auf diese sich spreizenden, verächtlichen Lügengeister, welche der Völker Recht in Phrasen der Unterwürfigkeit zu den Füßen der Throne tragen, auf diese Alles verpestende und Alles durchdringende Erschlaffung und Furcht vor jeder großen That: – wenn wir auf dieses ehrlose, gleißnerische Treiben sehen von Oben und von Unten, auf den feigen, stillen, abzehrenden, nie endigenden heimlichen Bürgerkrieg zwischen Völker und Fürsten; auf die rathlosen Räthe, welche sich einander in der Kunst überbieten, die Menschen zu politischer Leerheit auszuweiden und mit ihrer Doppelzüngigkeit und Treulosigkeit einander zu überlisten; auf die Diplomaten, nur dann einig, wenn es gilt, für das Volk neue Arten der Erniedrigung und der Demüthigung zu erfinden, und neue Schmach und Unehre vor dem Ausland auf die Nation zu häufen: – so möchte Mancher verzweifeln und ihn der Glaube beschleichen, daß die Zukunft eines selbstständigen deutschen Volkslebens sich mit den nächsten Slavenkämpfen schließen werde. – Ich denke nicht so. Wie die Ereignisse sich auch entwickeln mögen – für Deutschland ist nur der heimliche Kampf mit Rußland zu fürchten; der **offene nicht**. Kommt dieser nach der Sündfluth, (und gebe Gott, daß er komme!) so wird die Nation sich selbst wieder finden, den Sieg sich holen und die Freiheit retten. –

Bei St. Nicola, auf dem nächsten Berge des linken Stromufers, hatte jener Markgraf Rüdiger sein Schloß, welcher, nach der Niebelungensage, die schöne Chriemhild, die rheinländische Königswittwe, nach Ungarn in des Hunnenkönigs Etzels Reich geleitete, und der nachher in dem schauerlichen Kampfe seinen Tod fand, welchen Chriemhild, um den Mord ihres ersten Gemahls Siegfried zu rächen, anstiftete. Das Geschlecht der Rüdiger starb im 9. Jahrhundert aus, nachdem es auf den Ostmarken des Reichs, die es zu hüten hatte, die letzten großen Kämpfe gegen die Hunnen siegreich bestanden. –

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 134f.

DX. Die Grenzveste Roma[428] in Serbien.

Unterhalb der serbischen Hauptstadt Semendria[429], deren dreiundzwanzig Thürme von ihrem früheren Glanze Kunde geben, mündet die Morawa[430] in die Donau. Jener Fluß ist die Scheide zweier Reiche, mehrer Religionen und vielerlei Volks: denn an seinen Ufern und seinen Zuflüssen, welche in die unwegsamen Gebirge des Grenzlandes reichen, hausen die Trümmer der Nationen, welche einst vor Römerschwert und Völkerwanderungsdrang aus ihren heimathlichen Sitzen in die Berge flüchteten. Hier sehen wir die wohlgebauten Serben und Raitzen[431], schwarz von Haar und Bart, und ihre dunkelgelockten, dunkeläugigen Mädchen und Frauen in kleidsamen Trachten; den hagern, raschen Walachen[432] mit dem gelblichen Teint, den Völker-Mischling der nach römischen Epoche; armenische und jüdische Händler mit ihrem unaustilgbaren Typus des Orients; den gewandten, feurigen Szekler[433]; den deutschen Bergmann, deutsch noch in Kleid und Sprache, in Zügen und Sitten, obschon er seit länger als einem Jahrtausend, der Heimath entfremdet, hier die Schätze der erzreichen Berge gräbt: die feste, gedrungene Gestalt, stark und kernhaft, mit Erzleder und schwarzem Bergkittel angethan und grüßend mit einem „Glück auf!" – endlich die olivenfarbenen Zigeuner mit den schwarzen verfilzten Haaren, ihren blendenden Zähnen, ihren wohlgebauten, durch Lumpen kärglich verhüllten Leibern: das Volk räthselhaften Ursprungs, welches noch vor wenigen Jahrzehnten inmitten europäischer Civilisation ein gesetzloses Nomadenleben führte, bis es, überall ausgestoßen, sich hier in dem türkischen Grenzlande wieder zusammenfand.

Siebenbürgens Alpen strecken in dieser Gegend zahlreiche Arme der Donau zu. Es bilden sich dadurch eine Menge Querthäler, die weit hinauf in's Gebirge reichen und Blicke in eine Alpenwelt gönnen, deren geheimnißvolle Schönheit noch kein Reisender erforscht und beschrieben hat. Gehöfte und Weiler sind, wie verloren, an Hügeln und Bergabhängen hingestreut; nur am Ufer des Hauptstroms sieht man größere Ortschaften und Fischerdörfer, deren Häuser eine engere Gemeinschaft suchen. Wo aber eine schwer zugängliche Höhe am Ufer aufsteigt, da sieht man Schlösser und Burgen, Verschanzungen und Mauerwerke stehen zu kriegerischem Schutz.

Die serbische Bergveste Roma ist ein Bild dieser eigenthümlichen und reizvollen Landschaft. Sie rührt noch aus der Zeit her, wo die Römerherrschaft in diesen Gegenden wankte und der Adler der Welteroberer Schutz hinter Verschanzungen suchen mußte. Der Bau ist ein römisches Castrum und sehr gut erhalten. Selbst des Pulvers Macht hat die Cyklopenmauern[434] nicht aufgesprengt, und wenn auch dem altersgrauen Hause der ursprüngliche Besitzer längst entwich und das innere Leben längst ihm abgestorben ist: die Form scheint unverwüstlich und wird noch vielen Jahrhunderten trotzen.

---

[428] Ram (osman. رام, Rām; serb. Рам); die bereits 1128 erstmals erwähnte Festungsanlage wurde in den Jahren 1480 bis 1512 in der heutigen Form ausgebaut.

[429] Smederevo (osman. سمندره, Semendire; serb. Смедерево; ungar. Szendrő; dt. Semendria).

[430] Die Große Morava (lat. Margus; osman. بيوك مراوه, Büyük Morāva; serb. Велика Морава, Velika Morava).

[431] Raizen, Ratzen, veraltet für Serben.

[432] Siehe hierzu S. 23, Anm. 61.

[433] Eine den ungar. Szekler-Dialekt sprechende Bevölkerungsgruppe im Osten Siebenbürgens.

[434] Das Zyklopenmauerwerk oder Polygonalmauerwerk ist eine Sonderform des Bruchsteinmauerwerks aus sehr großen, unregelmäßigen Steinen, die paßgenau aufeinandergeschichtet sind.

IX
ROMA IN DER TÜRKEY
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verlegers

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 135-138.

DXI. Portsmouth.

Der alte Neptun legte seinen Dreizack in Britanniens Hand als Zepter, und die britische Seemacht ward der Grund, auf dem sich das britische Weltreich allmählig erhoben hat. Angethan mit ihrem Panzer ist nicht nur England selbst unverwundbar, sie führt auch seine tapfern Söhne von Pol zu Pol, macht den Ozean zu seiner Domaine und pflanzt die Fahne seiner Botmäßigkeit auf den fernsten Küsten auf. Ueberall auf der runden Erde begegnet man England, immer geachtet oder gefürchtet, oft herrschend, öfter noch durch seinen Einfluß die Geschicke der Völker lenkend.

Die Weltgeschichte ist ohne Beispiel von einer solchen Macht; aber auch ohne Beispiel ist die Größe des Apparats, sie zu behaupten. Halten wir inne, ihn zu betrachten. Es ist ein nobles Schauspiel.

Im Norden von Europa berührt der britische Dreizack Schweden und Rußland, Dänemark und Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich; im Süden sind Spanien und Portugal, Sicilien und Neapel, Sardinien und die italienischen Küstenstaaten seinen Flotten geöffnet, also seinem Willen unterworfen. England befiehlt an der Pforte des Euxinus[435] und entscheidet dort über Seyn und Nichtseyn der Staaten. Von dem Augenblicke an, wo seine Flagge aufhörte, der griechischen Sache feindlich sich zu zeigen, triumphirten die Nachkommen der Herakliden[436] und die Enkel der Argonauten[437] holten ihr goldenes Vließ, – die Unabhängigkeit[438].

In Nordamerika macht England Nachbarschaft mit Rußland unter dem Polarkreis, die gemäßigte Zone des Welttheils theilt es mit seiner abgefallenen Tochter, und zwischen den Wendekreisen gebietet es aus seinem Lager auf den Antillen; es umgürtet den mexikanischen Busen, herrscht in Guayana und Honduras, und die sämmtlichen jungen Staaten jener Regionen hält es nieder in Ohnmacht und benutzt sie als Faktoreien für seine Industrie und seinen Handel. Und damit keiner andern Macht es möglich werde, ihm die Alleinherrschaft auf dem großen Ozean streitig zu machen, hat es sich zum Herrn der einzigen Station aufgeworfen, welche an dem Wege zwischen Afrika, Asien und Amerika liegt: der Fels des neuen Proteus, St. Helena, ist sein eigen. Ueber das Mittelmeer wacht und herrscht seine Flagge von den Bastionen Corfu's, Malta's und Gibraltars herab, den unüberwindlichen Vesten, und ein neues Calpe[439] hat es in Aden[440] gefunden, von dem aus es den Weg nach Indien meistert und Arabien seinem

---

[435] Name des Schwarzen Meeres in der Antike (siehe hierzu S. 139, Anm. 412).

[436] Als Herakleiden (griech. Ἡρακλεῖδαι, Hērakleidai) werden in der griech. Mythologie die Nachkommen des Herakles (griech. Ἡρακλῆς, Hēraklēs) bezeichnet.

[437] Die Argonauten (Ἀργοναῦται, Argonautai) hatten unter der Führung von Jason (griech. Ἰάσων, Jásōn) und mit Hilfe der Medea (griech. Μήδεια, Mḗdeia) das Goldene Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras), das Fell eines goldenen Widders, aus Kolchis (griech. Κολχίς, Kolchís; georg. კოლხეთი, Kolcheti) geraubt und nach Iolkos (griech. Ιωλκός, Iōlkós; neugriech. Βόλος, Volos) zu Pelias (griech. Πελίας, Pelías), dem Sohn des Meeresgotts Poseidon (griech. Ποσειδῶν, Poseidṓn), gebracht.

[438] Während der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen, die im Frieden von Adrianopel (bulg. Одрин, Odrin; neugriech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman./türk. ادرنه, Edirne) am 14. September 1829 mit der Unabhängigkeit Griechenlands endete.

[439] Valencian. Calp (bis 4. Dezember 2008 span. Calpe); eine span. Kleinstadt, die wegen der kontinuierlichen Heimsuchung durch nordafrik. Korsaren ab 1744 mit einem zweiten, bollwerkbestückten Mauerring besonders stark befestigt worden war.

[440] Das jemenitische Aden (arab. عدن, ʿAdan); die Briten hatten die Hafenstadt am 16. Januar 1839 erobert und zu einem bedeutsamen Kohlen- und Warendepot für Schiffe ausgebaut, deren strategische Bedeutung daraus hervorgeht, daß sie mit Einführung der Dampfschiffahrt der einzige Tiefseehafen an der südarabischen Küste war. Aus diesem Grund wurde Aden erst 1967 in die Unabhängigkeit entlassen.

Einfluß unterwirft. Seine Waffenplätze an der Goldküste, in Sierra-Leone, auf Fernando-Po[441], auf Zanguebar[442] vervollständigen den Apparat, mit welchem es, am umfassendsten vom Kap der guten Hoffnung aus, die schwarze Raçe des ganzen Litorals[443] von Süd, und Mittelafrika civilisiren und zugleich beherrschen will. In Indien sehen wir seine Kaufleute im Purpur, im Strahlenkreis der Majestät, zu Thron sitzen, gebietend über die schönsten und reichsten Länder der Erde, und hundert Millionen Unterthanen zu ihren Füßen; in China endlich hat sein Pottinger[444], ein neuer Columbus[445], mit dem Schwert eine neue Welt geöffnet, deren Ausbeutung dem britischen Manufakturstaat noch auf Jahrhunderte hinaus Prosperität verheißt. Kurz, überall ist England mit den Zeichen des Christenthums, der Civilisation und der Herrschaft zu finden. Sein Kreuz steht auf den einsamen Inseln der Südsee, es steht auf den Eisküsten des antarktischen Kontinents.

Jeder andern Nation auf der Erde würde eine solche Zersplitterung der Ansiedelung und des Ländergebiets Verderben bereiten: dem britischen Volke hingegen ist sie eine Quelle der Kraft und des öffentlichen Heils. Indem nämlich England durch große Distanzen von seinen auswärtigen Provinzen getrennt ist, kann es durch dieselben nicht verwundet werden, und weil die Provinzen selbst wieder weit aus einander liegen, so sind sie der Gefahr enthoben, daß sie je einem Schlage unterliegen.

Es ist jedoch nicht die politische Macht, nicht die glückliche geographische Lage, nicht der Besitz aller Elemente des Reichthums, es sind, mit einem Worte, nicht die materiellen Ursachen allein, welche Albion[446] in der Reihe der Staaten zur ersten Stelle erhoben; auch nicht der Muth, das Können und die Thatkraft, die seinem Volke inne wohnen, sind es: mehr als diesem Allen ist es der Klugheit, Wirthschaftlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit zuzurechnen, welche Eigenschaften in so hohem Grade das englische Volk zieren, und in ihrer Wirksamkeit auf die gewerbliche Production dieser so großes Uebergewicht verleihen. Wenn der Fabrikherr und der Kaufmann Großbritanniens jene Tugenden verlieren würde, so würden keine Flotten, keine äußere Macht, keine Kunst der Politik den Verfall der englischen Wohlfahrt aufhalten und verhindern können, daß die englischen Waaren vom Markte weggewiesen würden. Die mächtige englische Handelsflotte würde bald ein Fremdling seyn an vielen Küsten, und der britische Unternehmungsgeist, der jetzt die Schätze der ganzen Welt gegen die Erzeugnisse des britischen Fleißes tauscht, würde keine Nahrung mehr finden; er würde verschwinden, wie einst der von Trapezunt[447] und Venedig verschwunden ist.

Im festen Verein mit diesen Tugenden, als der eigentlichsten Grundlage britischer Größe, gelangen die bewunderungswürdigen Anstalten zu ihrer vollen Wirksamkeit, welche Englands äußere Politik so thatkräftig und so gefürchtet machen. – Gute Seehäfen und wohleingerichtete Arsenäle zur schnellen vollständigen Ausrüstung von Flotten sind von der höchsten Wichtigkeit für jede Seemacht, und in allen Staaten, die nach commerzieller und kriegerischer Größe auf dem Meere strebten, wurden stets ungeheuere Summen auf deren Herstellung verwendet. So zumal in unsern Tagen von Rußland und Frankreich. Was Cronstadt[448] und Sebastopol, was Brest, Rochefort und Toulon in dieser Hinsicht Großes und Bewunderungswürdiges besitzen, erscheint jedoch nur klein, verglichen mit den englischen Anstalten in Portsmouth, diesem unscheinbaren Winkel der Erde.

Ich sage unscheinbar; denn der Eingang zum schönsten Hafen Großbritanniens ist schmal und eng, und die Stadt selbst, welche ihm zur Seite liegt, ist ein großer Haufen meist unansehnlicher Häuser,

---

[441] Fernando Póo, der frühere Name der Insel Bioko im Golf von Guinea.

[442] Die Swahili-Küste in Westafrika, die den Küstenstreifen von Süd-Somalia über Kenia und Tanzania bis Mozambique umfaßt.

[443] Frz. le littoral, die Küste.

[444] Der brit. Militär und Kolonialbeamte Sir Henry Pottinger, 1st Baronet (1789–1856), von 1841 bis 1844 Gouverneur von Hong Kong (chin. 香港), 1847 Gouverneur der Kapkolonie und von 1848 bis 1854 Gouverneur von Madras.

[445] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[446] Klass. Bezeichnung für die brit. Inseln (griech. Ἀλβίων, Albíōn; lat. Albion; wohl zurückzuführen auf schott.-gäl. Alba, ir. Albain, Manx Nalbin, walis. und corn. Alban).

[447] Heute das türk. Trabzon (griech. Τραπεζούντα, Trapezounta; osman. طرابزون, Ṭrābzon) am Schwarzen Meer.

[448] Russ. Кронштадт, Kronštadt, die russ. Festung vor St. Petersburg.

ohne Anspruch auf zweckmäßige Anlage oder malerische Gruppirung. Aber hinter der engen Einfahrt dehnt sich das prachtvollste Bassin aus, welches so groß ist, daß es alle Flotten Großbritanniens fassen könnte. Es ist so tief, daß die Riesen des Meers, die Dreidecker von 130 Kanonen, noch dicht an den Kayen flott bleiben, es ist frei von Felsen, Untiefen und sonstigen Hindernissen und hat überall den besten Ankergrund. Um dieses herrliche Becken her liegen die Docks und andere Anstalten zum Erbauen, Ausrüsten und Ausbessern von Kriegsschiffen, alle nach dem großartigsten Maßstabe und mit jeder Bequemlichkeit versorgt, und diese sind wieder umgeben mit einem Gurt von Befestigungen, in welchen die Kriegskunst Alles aufgeboten hat, um diesen kostbarsten Schatz Englands für jede Feindesgewalt unantastbar zu machen. Der Hafen von Portsmouth hat noch den unschätzbaren Vorzug, daß er in unmittelbarer Verbindung mit der Rhede von Spithead steht, die, von der vorliegenden Insel Wight vollkommen geschützt, die sicherste im ganzen Kanal ist. Von diesem Punkte aus wurden in dem letzten, langen Kampfe mit Frankreich und seinen Alliirten jene Armaden in alle Meere geschickt, welche die Geschwader der übrigen Seemächte vernichteten*)[449], die Kolonien aller Staaten des Kontinents eroberten, ihrem Handel auf lange Jahre tiefe Wunden schlugen, und von hier aus geschehen die Ausrüstungen, welche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Weltreich der Briten erweitern.

Die Kriegsmarine Großbritanniens besteht gegenwärtig aus 380 größern Segelschiffen. Davon sind 90 Linienschiffe und etwa 120 Fregatten, meistens von großem Kaliber. Hierzu kommt die im Entstehen begriffene Dampfflotte von etwa 80 zum Theil eisernen Fahrzeugen, unter denen sich 15 Fregatten befinden. Die ganze Kriegsflotte erfordert eine Bemannung von 32,000 Matrosen. Ueber 200 Schiffe sind fortwährend beschäftigt, die Beziehungen zwischen den auf allen Meeren zerstreuten Kolonien und dem Mutterlande zu unterhalten und die auswärtige Politik des Weltreichs zu unterstützen; die übrigen werden in den Kriegshäfen zur Armirung bereit gehalten, oder liegen zur Ausbesserung auf den Werften. Portsmouth ist für die zur Ausrüstung parat gehaltenen Schiffe die Hauptstation: – gewöhnlich liegen 30 Dreidecker und eine entsprechende Anzahl Fregatten und Korvetten abgetakelt, entmastet und mit leichten Holzschuppen überdeckt in den trockenen Docks, und man erstaunt, zu hören, daß alle diese leblosen Riesenleiber binnen acht Tagen, vollständig bemannt und ausgerüstet, in See stechen können, wenn es gälte, das britische Anrecht auf die Oberherrlichkeit der Meere gegen fremden Angriff zu vertheidigen. In der That haben, seit der großen Epoche der britischen Triumphe, nur erst drei der früheren Seemächte es wieder gewagt, an die Reparation ihrer Verluste zu denken und sich als Nebenbuhler der Briten zu giriren [sic!]. Frankreich, die Vereinigten Staaten und Rußland haben in den letzten Jahrzehnten der Vergrößerung ihrer Seemacht ungeheuere Opfer gebracht; aber nur im Fall einer engen Allianz dieser drei Staaten, die mindestens unwahrscheinlich ist, würden sie eine Chance haben, ihre Marinen mit Erfolg gegen die englische zu führen. Es ist nicht das numerische Verhältniß allein, das hier entscheidet; es ist die moralische Kraft, die im Seekampf öfter noch als in der Landschlacht den Ausschlag gibt, und Niemand wird in dieser Beziehung den sieggewohnten Söhnen Albions den Vorzug abstreiten mögen. England ist und wird folglich wohl noch lange die erste, dominirende Seemacht der Erde bilden. Seine Einrichtungen, seine Neigungen, seine Erziehung, sein Geschmack, seine Bedürfnisse, seine Geschichte, seine Interessen, selbst seine Vorurtheile – Alles ist auf die Mittel gerichtet, sich eine Oberherrschaft zu erhalten, welche die letzten Seekriege außer alle Frage gestellt haben.

Neben den Arsenälen mit ihren bewundernswerthen Anstalten hat Portsmouth nichts Merkwürdiges auf zuweisen. Die Stadt mit ihren 60,000 Einwohnern ist im Frieden ein stiller, geschäftsöder Ort. Erst wenn der Kriegsgott den Dreizack erhebt, tritt hier ein unbeschreibliches Leben auf, jede Straße wird dann zum Bazar[450] und Reichthümer werden vom waglichen Geiste noch leichter erworben als festgehalten.

---

[449] *) In jener Periode zerstörten oder eroberten die Engländer nicht weniger als 156 Linienschiffe, 582 Fregatten, 662 Korvetten und über 3000 kleine Kriegsschiffe, zu deren Wiederherstellung 25 Jahre und 1000 Millionen Thaler nicht hinreichen würden.

[450] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt“.

DXI
PORTSMOUTH
von der Salutirungs-Platform aus.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 139-144.[451]

DXII. Barcelona[452].

Religion, Vaterland und die Erinnerung der Vergangenheit sind dem Spanier Seele, Leib und Leben. Sie sind ihm die Penaten auf dem Hausaltar, die Stammgüter im Nationalheiligthum. Für sie hat er allezeit heiß gekämpft, für sie hat er seine Felder mit Blut getränkt; ihnen ist seine ganze Liebe zugewendet, und wie er mit unerschütterlicher Treue an seinem Boden hängt, so hängt er mit Stolz an seiner Geschichte, die ihn mit hohem Selbstgefühl für die Gegenwart begabt. Darum kann die Autorität, der er willig gehorchen soll, nie wohl eine andere Grundlage haben, als eben jene Elemente, die zur eigentlichen Seele der Nation gehören. Nur die Unterwerfung unter eine solche Autorität kann das Selbstgefühl nicht verletzen bei einem Volke, das, das stolzeste der Erde, sich in Masse adelich fühlt. Wenn der Asturier diesen Adel anspricht seines rein-gothischen Blutes wegen, so fordert ihn der Kastilier, weil sein Stamm der herrschende geworden, und der wackere Biskayer, der kühne Katalonier, die stolz und frei auf ihren Wehrgütern wohnen, verlangen die Anerkennung als für ein Erbstück von den Vätern überkommen, das alle Könige ehrten. So, mit bestimmt und scharf ausgeprägten Charakterzügen, steht das spanische Volk in der Weltgeschichte ernst und großartig da, einer Aloe gleich, die nur in langen Zwischenräumen ihre geschlossene Knospe zur wunderbaren Blüthe aufschließt. Fest, besonnen und ruhig, jedoch heftig und reizbar in der Liebe wie in der Ehre, ernsthaft, streng, ja finster in der Stimmung; freisinnig, edelmüthig, ritterlich und standhaft in seinem Thun, steht dies Volk wie ein Granitfels in den Wogen der Zeit, – verwittert zwar und von Flechten und Moos überwachsen, aber nicht erweicht, nicht abgerundet, nicht zahm und zur Knechtschaft aufgelegt.

Die Fluth der Aufklärung über sociale Begriffe, die Ideen von durchgängiger Gleichheit, angestammten Menschenrechten und ihrer Unverjährbarkeit, von der Souveränität des Volks und der nothwendigen Delegation aller Macht von unten herauf: – kurz die Ideen, welche bei den gesittetsten Völkern durch Revolutionen und Reformen seit 50 Jahren eine Umgestaltung des Baus der Gesellschaft bewirken, sie haben in Spanien noch keinen solchen Boden gefunden, um schnell und tief zu wurzeln. Darum sind auch Verfassungen, die auf jenen allgemeinen Abstraktionen sich gründeten, der Masse des spanischen Volks unverständlich geblieben, und eine weitere Folge davon ist gewesen, daß die Mehrheit es jederzeit gleichgültig geschehen ließ, daß man sie eingeführt, wieder abgerufen und von Neuem zurückgebracht hat. Seinem heimathlichen Sinn ist ein solches Verfassungswerk so fremd, wie ihm der abstrakte Despotismus zuwider ist. Dem spanischen Volke, zumeist aber dem Katalonier, ist Heimath und Gemüth und angestammtes Recht Alles; die Theorie der neuen Gesetzgebung hingegen liegt ihm fern. Was in jenem wurzelt, wird ihm schnell vertraut und werth; solche Verfassungen aber, die diese Grundlage nicht haben, betrachtet er mit Verwunderung und Mißtrauen, sie gehen nie in den gewöhnlichen Bereich seiner Begriffe über. Was er will, ist eine Regierungsform, die sich seinen Gefühlen und Gesinnungen, seinen Sitten und Gewohnheiten, ja selbst seinen Vorurtheilen anpaßt, die in seiner Geschichte wurzelt, also eine solche, in welcher er sich selbst wieder erkennt und Schutz und Sicherheit für seine theuersten Güter findet.

---

[451] Joseph Meyers vorliegender Artikel orientiert sich vor allem für den 2. Teil im Wesentlichen an den namentlich nicht gezeichneten Ausführungen „Barcelona." in der von Johann Joseph Christian Pappe (1768–1856) herausgegebenen Zeitschrift „Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur des In- und Auslands […]" (Hamburg: o. Vlg. 1843), Jg. 1843, 2. Bd., S. 10-14. Ähnliches findet sich auch in einem gleichfalls namentlich nicht gezeichneten Beitrag in „Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1843), 16. Jg., Nr. 69. 10 März 1843, S. [273]f.

[452] Phöniz. 𐤁𐤓𐤒𐤍, brqn (wohl identisch mit dem altiber. Barkeno); griech. Βαρκινών, Barkinṓn; lat. Barcino.

Es ist einleuchtend, daß bei dieser Haltung des Volks, bei dieser Theilnahmlosigkeit der Mehrzahl die Kräfte, welche diesen Pendel in Bean den Schwingungen des Zeitgeistes Volkskräfte genannt werden dürwegung setzen, nur Partei-, nicht ist, welche in Spanien den Beruf fen. Je geringer die Zahl Derer de ihren Wünschen gemäß umübernehmen, das Staatsgebäudas Volk selbst daran Theil zugestalten, und je weniger das Feld, welches sich für nimmt, desto weiter ist auch der Faktionen öffnet. Desdas Spiel und den Kampf en seit einer Reihe von halb haben wir in Spanblick, daß Parteien um Jahren den traurigen AnHader treiben, bei dem das die Herrschaft blutigen grausam geopfert wird. Glück des Volks kalt und Namen der Monarchie, Bald mißbrauchend den wird Spanien abwechbald den der Freiheit, schaften seiner Fürsten selnd durch die Leiden- welche Arglist und Glück oder Derjenigen gequält, führt. Jede Partei macht an die Spitze der Macht des Volks zu nutze, jede sich das Mißvergnügen Hoffnung auf einen besschmeichelt ihm mit der schenke und Versprechungen sern Herrn, jede theilt GeTags zu stürzen, und gelingt es aus, um den Despoten des seine Stelle, so gibt solcher Erund setzt sich ein Anderer an rungen und der Qual der bürgerfolg den Unordnungen, Verheelichen Kriege nur neue Nahrung.

Isabella II. von Spanien (siehe hierzu S. 156, Anm. 455).

Armes Spanien! Unglückliches Land du, wo ein sittenloses, ränkevolles Weib[453], mit dem schlauesten und blutdürstigsten Parteihaupte[454] im Bunde, unter der Larve eines verzogenen Kindes[455] jetzt zu Thron sitzt und die Kunst der Tyrannei über ein braves Volk übt! Widerliches Schauspiel, eine Nation, in der Millionen starke Männerherzen schlagen, mißhandelt und betrogen zu sehen von einer Handvoll Menschen, die nicht einmal ein großer Charakterzug ziert! Wie ist es empörend, diese Taschenspieler zu sehen mit ihren Künsten zur Behauptung der Herrschaft, wie sie schmeicheln der Eitelkeit des Einen, erbittern die Eifersucht des Andern, hofiren dem Geize von Diesem, entflammen die Rache von Jenem, reizen die Leidenschaften Aller; wie sie Eigennutz oder Vorurtheile gegen einander stellen, Zwietracht säen und Haß; wie sie versprechen dem Armen die Beute des Reichen, dem Reichen die Unterjochung des Armen; wie sie einem Menschen mit dem andern drohen, einem Stand mit dem andern, einer Provinz mit der andern; wie sie die Bürger durch Mißtrauen vereinzeln, Stärke aus ihrer Schwäche ziehen und ihnen mit Hülfe der Lüge und des Schreckens ein Joch von Meinungen auflegen, dessen Knoten sie täglich enger schürzen. Durch Bajonette bringen sie die Steuern auf, durch jüdische Finanzkniffe und Börsentrug bringen sie fremdes Kapital als Anleihen an sich, und mittelst solcher Steuern und Anleihen verfügen sie über das Heer und machen es zu einer Rotte von Henkersknechten, immer bereit, die Blutbefehle der Tyrannen zu vollziehen. So legen sie durch das in einander wirkende Spiel von Reichthümern und Aemtern,

[453] Die span. Regentin Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1878), die am 11. Dezember 1829 dem span. König Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833) als 4. Ehefrau angetraut worden war; sie regierte bis 1840 anstelle ihrer unmündigen Tochter Isabella (siehe hierzu S. 156, Anm. 455).

[454] Der General und Politiker Baldomero Espartero (eigentl. Joaquín Baldomero Fernández Espartero Álvarez de Toro; 1792–1879), der von 1840 bis 1843 die Regentschaft anstelle der unmündigen Isabella (s. u.) ausübte.

[455] Isabella II. María Luisa (span. Isabel II de España; (1830–1904), von 1833 bis 1868 Königin von Spanien. Der unsignierte Stahlstich wurde nach einer photographischen Vorlage geschaffen.

öffentlicher Plünderung und Schmeichelei, Blutbefehlen und militärischem Terrorismus die spanische Nation in Fesseln und überliefern den Staat allen Leiden des Despotismus.

Aber das edle Spanien ist nicht für immer zum Leiden verurtheilt. Zerreißen wird endlich der Faden seiner Langmuth, aufstehen wird das Volk und mit den zerrissenen Ketten wird es die Tyrannei zerschlagen und verjagen seine Unterdrücker. Alsdann werden große Menschen, aufgeklärte, thatstarke Apostel der Volkswohlfahrt in Spanien erscheinen, und der jetzt in finsterer Schreckensherrschaft befangenen Nation wird es ergehen wie es andern Völkern in gleicher Lage vor ihr ergangen ist: das Licht wird sich immer weiter verbreiten und allmählich das Ganze erhellen. Das Beispiel freierer, glücklicherer Völker wird in Spanien nicht ohne Nachahmung bleiben. Schon reden tausend Zeichen von der nahen Wendung der Dinge; ich vernehme schon an den nächsten Ufern der Zukunft das Flüstern von Dem, was, einmal laut ausgesprochen, widerhallen wird von den Firsten der Pyrenäen bis zu den Mauern von Corunna[456] in allen spanischen Herzen. Schon geht hörbares Murren über die Unterdrückung durch die ganze Nation; schon knistert die noch unsichtbare Flamme; schon regt sich's in den Provinzen da und dort; schon sieht man überall im Stillen rüsten, die Hülfsmittel prüfen und die Lage der Dinge in ernste Berathung ziehen. Noch ein Tag, noch eine Betrachtung – und eine ungeheuere Bewegung wird entstehen, eine neue Zeit wird hervorgehen; eine Zeit des Schreckens für die Tyrannen und für Spanien ein Tag des Freiwerdens, ein großer Tag der Hoffnung, und – wer weiß es? – nicht allein für Spanien!

Barcelona, die jetzt durch Tyrannei so gebeugte Hauptstadt Kataloniens, nach Intelligenz, Frei heitssinn und Gewerbfleiß die erste, nach Größe und Volksmenge die zweite Stadt in Spanien, blühte schon vor der christlichen Zeitrechnung. Hamilkar[457], der Vater Hannibals[458], hat sie gegründet und sie mit Carthagischen[459] Ansiedlern bevölkert. – Carthagischer Geist ist nie aus ihr gewichen. Republikanische Institutionen, ächte Freiheitsliebe, die den Tod nicht achtet, und ein Unternehmungsgeist, der Barcelona's Namen zu allen Zeiten in der Handelswelt groß gemacht hat, behielten hier eine Heimath.

Katalonien ist Barcelona, denn Barcelona ist der Brennpunkt, das Leben des ganzen Landes. Deshalb ist Kataloniens Geschichte auch die seinige. Alle großen Ereignisse erhielten hier Vollzug, hier entschieden sich die Kriege, hier wurden die Friedenspakte geschlossen.

Barcelona war die erste spanische Großstadt, welche die Römer von den Carthagern gewannen; sie war die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; dann bekam sie Herren aus Italien, aus dem Norden Europas, aus Afrika. Auch die Besetzung der Araber war von kurzer Dauer; der Schlag, den Karl Martell[460] bei Poitiers[461] gegen sie führte, warf sie bald bis an den Tajo zurück. Um jene Zeit (902–903) hatte Barcelona die 17 Monate dauernde denkwürdige Belagerung gegen Ludwig den Aquitanier[462] auszuhalten, in welcher von der Bevölkerung über 60,000 um-

---

[456] Die galizische Stadt A Coruña (span. La Coruña).

[457] Der punische Feldherr Hamilkar (phöniz. 𐤇𐤌𐤋𐤒𐤓𐤕; ḥmlqrt, „Bruder des Melkart"; ca. 270–229 v. Chr.) aus dem 1. punischen Krieg.

[458] Siehe hierzu S. 31, Anm. 80.

[459] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāğ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon.

[460] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[461] In der Schlacht von Tours und Poitiers im Oktober 732 besiegten die Franken unter Führung von Karl Martell (s. o.) die nach Gallien vorgestoßenen muslimischen Araber und stoppten damit deren Vormarsch nach Mitteleuropa.

[462] Eigentl. Ludwig I., genannt der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781 König in Aquitanien, ab 813 Kaiser des Fränkischen Reiches. Ein aquitan. Feldherr gleichen Namens zu obengenannter Zeit ist historisch nicht belegt.

kamen, und bald darauf, unter christlicher Herrschaft, eine zweite gegen die Sarazenen[463], in Folge welcher, nach heldenmüthigem Widerstand, der Rest der Einwohner zu Sklaven gemacht wurde, bis sie das christliche Schwert wieder befreite.

Schnell entfaltete sich seitdem die Glanzzeit seiner Geschichte unter den christlichen Beherrschern Kataloniens. Hauptstadt eines unabhängigen Staats geworden, nahm es in eben dem Maße zu, als sich des letztern Macht vergrößerte. Sardinien und Sicilien wurden erobert, siegreich mit Byzanz[464] gekämpft und diesem ein großer Theil von Griechenland entrissen, während die Handelsflotte von Barcelona, dem neuen Carthago, alle bekannten Meere bedeckte und in der mit Reichthümern erfüllten Stadt Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation erfolgreich wetteiferten. Nicht als ob die Barcelonesen während und nach dieser Periode dauernden innern Frieden genossen hätten: ihr stolzer, unruhiger Geist und ihr unbeugsamer Sinn für Freiheit verwickelte sie oft in Kämpfe gegen ihre eigenen Fürsten und Magistrate und brachte der Stadt manchmal schwere Tage. Doch das frische, rührige Leben, das ihr innewohnte, vernarbte schnell jede Wunde wieder.

Im Erbfolgekrieg[465] ward (1702) Barcelona von Philipp V.[466] in Person mit gewaltiger Anstrengung, doch fruchtlos belagert. Ja, nachdem schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt, nachdem England und Oesterreich Barcelona seinem Schicksal überlassen und ihre Truppen entfernt hatten, behielt die Stadt noch den Muth, allein den vereinigten spanischen und französischen Heeren und Flotten zu widerstehen. Die damalige Belagerung ist jenen von Numantia[467] und Saragossa[468] zu vergleichen. Als die feindlichen Kugeln die Zinnen von den Bürgern, ihren Vertheidigern, so gelichtet hatten, daß diese allein nicht mehr vermögend waren, die täglichen Stürme abzuschlagen, bildeten sich die Frauen und Mädchen zu Bataillonen und halfen bei der Vertheidigung mit Löwenmuth. Nachdem allmählich in dem ungleichen Kampfe alle Werke verloren waren, vertheidigte die Bevölkerung Straße für Straße noch mehre Wochen lang; jedes Haus wurde zur Festung, und jedes erforderte einen Sturm und ein Blutbad zur Eroberung. Erst nachdem drei Viertheile der Einwohner gefallen waren, die Stadt zur Hälfte in Schutt lag und der übrige Theil in Flammen stand, – konnte der Marschall Berwick[469] (1714) seinen Einzug halten. Auf den Trümmern eines zerstörten Stadtviertels wurde nachmals die Citadelle Montjui als Zwingburg erbaut, welche in spätern Zeiten so oft dazu diente, den unbändigen Geist der Barcelonesen zu zügeln.

Die Lage dieser berühmten Stadt ist herrlich. Von Norden her durch eine sich in schönen Formen erhebende Gebirgskette geschützt, dehnt sie sich, Front machend gegen das Meer, an der Mündung eines breiten Thals aus, welches die Flüsse Llobregat und Besos bewässern. Hier belohnt die größte Fruchtbarkeit unter einem milden Himmelsstriche hundertfältig jede Mühe der Kultur. Der Hafen ist weit und groß und wird durch einen prächtigen Molo vor den feindlichen Winden geschützt. Doch hat ihn die

---

[463] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[464] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 135, Anm. 395).

[465] Kabinettskrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

[466] Philipp V. von Anjou (span. Felipe V; 1683–1746), seit 1700 König von Spanien, ab 1713 auch König von Sardinien und König von Sizilien und Neapel; er war der erste span. Herrscher aus dem Hause Bourbon.

[467] Mit der Eroberung der zuvor monatelang belagerten Stadt Numantia durch Scipio Aemilianus (185–129 v. Chr.) im Sommer des Jahres 133 v. Chr. fand der fast zehnjährige Krieg des Römischen Reiches gegen die Keltiberer sein Ende.

[468] Eine frz. Armee hatte im Juni 1808 mit der Belagerung Saragossas begonnen; nach zahlreichen vergeblichen Versuchen, die Stadt im Sturm nehmen, zog man schließlich am 13. August 1808 wieder unverrichteter Dinge ab.

[469] James Fitzjames, 1st Duke of Berwick (span. I Duque de Berwick, I Duque de Liria y Jerica, I Duque de Fitzjames; 1670–1734), ein illegitimer Sohn des brit. Königs Jakob II. (1633–1701), der in frz. und span. Diensten kämpfte.

Regierung leider! und wohl nicht ohne Absicht in den letzten Jahren sehr vernachlässigt und so versanden lassen, daß jetzt nur Schiffe mittlerer Größe, die höchstens 12 Fuß Tiefgang haben, einlaufen können. Größere sind gezwungen, auf der unsichern Rhede vor Anker zu gehen.

Die Bauart Barcelona's nähert sich auffallend der einer deutschen Stadt des Mittelalters. Die Häuser sind einfach, fest, massiv, hoch; die Straßen meist eng und winklich: nur wenige sind regelmäßig, breit und prachtvoll. Die ausgezeichnetste ist die Rambla, eine Art Boulevard; auch auf der Riera ampla und Riera Conde del Asalto stehen viele Paläste. Die schönste aber und die modernste ist die Ferdinandsstraße, der Sitz der reichsten Kaufleutc und Fabrikanten. Von den Kirchen zeichnen sich die Kathedrale und Maria del Mar durch Größe und innern Schmuck, von den öffentlichen Gebäuden durch seine Masse der königliche Palast[470] und durch Styl und Zweck die Börse[471], das Zollhaus[472], das Theater[473], das Rathhaus[474] aus. Vieles ward in dem Bombardement vor 2 Jahren[475] zerstört und beschädigt, indeß eben so schnell wieder hergestellt und jetzt ist kaum eine Spur jener Verwüstung übrig. Aber in den Gemüthern grünt ihr Andenken fort, und Barcelona bleibt der Heerd, auf dem der Brennstoff am höchsten aufgeschichtet ist, der, zur rechten Stunde angezündet, Spanien in Flammen setzen und seine Unterdrücker vernichten wird.

Barcelona ist die reichste Stadt in Spanien, und unter allen Provinzialorten ist in ihr die meiste Intelligenz, der meiste Sinn für Kultur, Kunst und Wissenschaft zu finden. Doch noch viel größere Wichtigkeit hat Barcelona als Mittelpunkt der spanischen Industrie – es ist das Manchester des Südens. 20,000 Webstühle sind in der Stadt gangbar, 10,000 arbeiten für die barceloneser Fabriken auf dem Lande. Engländer und Franzosen haben in neuerer Zeit viele große Etablissements gegründet und neue Gewerbzweige hergepflanzt: so Maschinenfabrikation, Eisengießerei u. s. w., und für die Bearbeitung der seit Jahrhunderten unbenutzt gebliebenen Mineralschätze Kataloniens bestehen jetzt eine Menge Vereine. Auch die Rhederei blüht mächtig auf und beschäftigt schon Tausende. Der Handel, von jeher groß und mehre Welttheile umfassend, wird durch das Emporkommen des Fabrikfleißes jährlich gehoben; über 1100 Schiffe haben im vorigen Jahre den Hafen besucht. Nirgends sonst in ganz Spanien begegnet dem Auge eine solche Rührigkeit, ein so fleißiges Leben. Von allen Seiten erschallt das Getöse der Hämmer, das Rauschen der Webstühle, das Stöhnen der Dampfmaschinen; Männer, Weiber und Kinder sieht man zu Hunderten im Freien mit ihren Rädern und Spindeln Fäden drehen, oder emsig die Nadel führen, um die rohen Stoffe zu Geweben vorzubereiten, oder diese durch Stickerei zu veredeln. An Sonn- und Feiertagen aber, wenn Gesang und Glockengeläute aus den Tempeln schallt, ruhen alle Hände – und des Nachmittags strömen die Schaaren der fleißigen Bürger mit ihren Familien hinaus nach Grazia oder Serria unter die Zelte und Platanen. Der Barcelonese ist nüchtern, mäßig in jedem Genuß. Tiefe Religiosität ist ein Grundzug seines Charakters, und von Natur beherrscht ihn nur eine große Leidenschaft – die Liebe zur Freiheit. Für sie hat er nie ein Opfer zu groß gefunden.

---

[470] Besagter Palast (katal. Palau Reial, span. Palacio Real) datiert aus dem 11. Jhd.

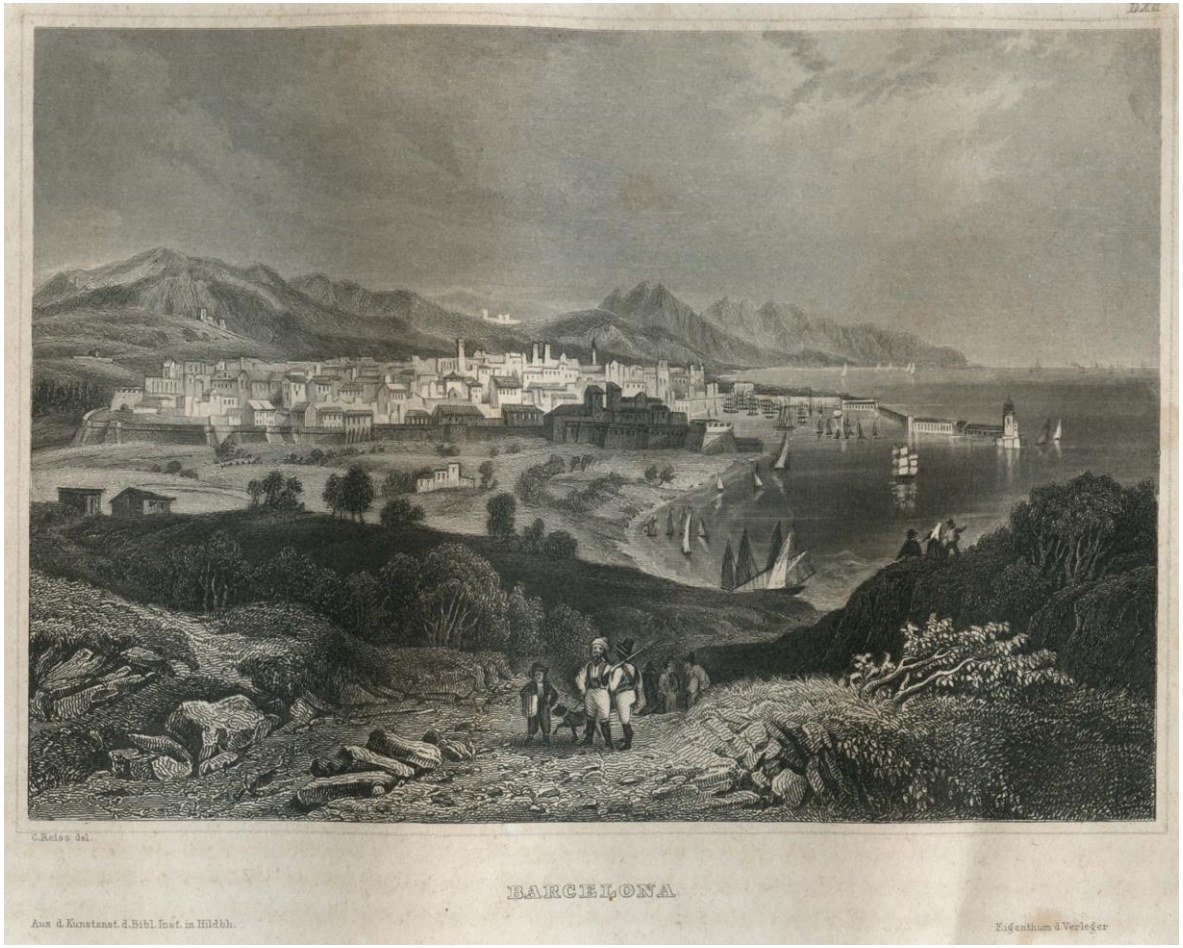
[471] Die bereits im 14. Jhd. eingerichtete Börse von Barcelona, la Llotja (span. la lonja, eigentl. „der Fischmarkt", jedoch auch „die Börse") genannt, logierte zu jener Zeit in einem von Joan Soler i Faneca (1731–1794) in den Jahren von 1764 bis 1794 errichteten Gebäude.

[472] Das heute katal. „Duana vella" (span. Aduana Vieja) genannte Gebäude wurde in den Jahren 1790 bis 1792 nach Plänen von Juan Miguel de Roncali y Destefanis, comte de Roncali (1729–1794) erbaut.

[473] Das seit dem 16. Jhd. bestehende Teatre de la Santa Creu (span. Teatro de la Santa Cruz, „Heiligkreuz-Theater"), das spätere Teatre Principal (span. Teatro Principal, „Haupttheater"), wurde in seiner damaligen Form 1778 nach Plänen des Militäringenieurs Carlos Francisco Cabrer y Rodriguez (1760–1843) errichtet, der nach dem Brand vom 27. Oktober 1787 auch den Wiederaufbau geleitet haben dürfte (Wiedereröffnung am 4. November 1788).

[474] Beim Rathaus von Barcelona (katal. Ajuntament, span. Ayuntamiento) handelt es sich um ein Bauwerk aus der Zeit der Gotik.

[475] Die Stadt wurde am 3. Dezember 1842 auf Befehl von General Espartero (siehe hierzu S. 156, Anm. 454) vom Montjuïc aus bombardiert, da sie sich gegen dessen Herrschaft aufgelehnt hatte.


C.Reiss del.
BARCELONA
Aus d.Kunstanst.d.Bibl.Inst. in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 145-150.

DXIV. u. DXV. Die Salzbergwerke von Wielitzka[476].

Im nördlichen Abfall des karpathischen Vorgebirgs, im Hintergrunde eines freundlichen Thals, zwei Stunden von der Stadt Krakau entfernt, liegt Wielitzka, umgeben von Anlagen und hübschen Gärten. Mehre Kunststraßen und zwei im Bau begriffene Eisenbahnen[477], die eine von Wien, die andere von

[476] Poln. Wieliczka.

[477] Die 1837 von Wien aus in Angriff genommene Kaiser Ferdinands-Nordbahn sollte am 1. April 1847 Oderberg (poln. Bohumín) erreichen. Am 1. September 1848 wurde von dort mit Hilfe der von Breslau (poln. Wrocław)

Breslau herkommend, führen dicht an der nett gebauten, mit reinlichen und regelmäßigen Straßen versehenen kleinen Stadt vorüber, unter welcher sich die Salzbergwerke befinden, die ihren Namen weltberühmt gemacht haben: denn es sind die größten, ausgedehntesten auf der ganzen Erde.

Ehe wir sie befahren, wollen wir ihre geognostischen Verhältnisse betrachten und einen Blick auf ihre Geschichte werfen.

Das ganze Steinsalzgebirge, das sich auf der Nordseite der Karpathen über 12 Meilen weit ausdehnt, gehört zur Formation des Jura. Unmittelbar unter dem obersten aufgeschwemmten Lande treten mächtige Thonschichten auf, in welchen Steinsalz von verschiedener Güte, Farbe und Reinheit in ungeheuern, meistens rundlichen Massen eingebettet liegt, und diese sind es, welche den Gegenstand des großartigen Bergbaus ausmachen, der seit länger als 700 Jahren umgeht. Schon im zehnten Jahrhundert wurde hier Salz gegraben, und unter der Regierung Boleslaus[478] (um das Jahr 1240) bekam der Bergbau Regelmäßigkeit und Bedeutung. Seitdem galt Wielitzka als eine unversiegbare Goldquelle der polnischen Könige, und eine solche, noch größere, ist sie für Oesterreich geworden, seitdem diesem Staate in der Theilung des polnischen Reichs[479] mit Gallizien der Schatz zufiel. Wassersnoth brachte mehrmals die weitläufigen Werke zum Erliegen und zweimal wurden sie durch Feuersbrünste gänzlich verheert. Die erste brach im Jahre 1515 durch die Bosheit eines Arbeiters aus und bei derselben verloren mehre Hundert Bergarbeiter auf jammervolle Weise das Leben; die zweite entstand 1644[480]; Menschen und Pferde kamen um, der Brand dauerte ein ganzes Jahr, die unterirdischen Räume stürzten meist ein, und ein Theil der Stadt selbst versank in den Abgrund. Seitdem ist durch treffliche Löschanstalten und strenge Grubenpolizei die Wiederkehr solcher Unfälle verhindert worden.

Von der außerordentlichen Größe dieser unterirdischen Bauwerke kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß alle Strecken, Gänge und ausgehauenen Räume eine Gesammtlänge von 120 Stunden haben und Derjenige, welcher sie alle befahren wollte, mindestens 14 Tage dazu verbrauchen würde. 14 Schächte dienen zur Förderung der gewaltigen Steinsalzmassen, welche in der Tiefe gewonnen werden. Sie reichen größtentheils bis zur Sohle des Salzgebirgs nieder; einige tiefer als 100 Lachter[481]. Von den Schächten aus laufen in gewissen Abständen horizontale Hauptgänge (Strecken) fort, die mit einander in Verbindung stehen. Es theilt sich dadurch der ganze Bau in vier Stockwerke ein und jedem sind die in seiner Ebene liegenden Steinsalzmassen zuständig, welche, durch Suchörter aufgefunden, so weit sie bauwürdig erscheinen, d. h. so weit sie aus reinem Satz bestehen, ausgehauen und abgebaut werden. Durch den Abbau selbst entstehen hohle Räume (hier Kammern genannt) von zuweilen sehr großer Ausdehnung, hoch und weit wie die Kirchen. Viele sind zur gelegentlichen Aufnahme des kaiserlichen Hofs, der dieses bewundernswürdige Bergwerk manchmal besucht, in regelmäßige Säle umgewandelt worden, verziert mit Säulen und Statuen und sonstigem architektonischen Schmuck aus Steinsalz, und selbst die Zugänge zu denselben sind oft reich dekorirt. Manche stellen Triumphpforten, manche die Thore von Festungen vor, und schlanke Obelisken ragen da und dort mit ihren Spitzen zu den Decken auf, welche, überzogen mit großen Salzkrystallen, beim Lampen- oder Fackelschein wie Edelgesteine in allen Farben strahlen. – Die Salzstöcke selbst sind von verschiedenen Qualitäten. Die obern, dem ersten Etagenbau zugehörend, bestehen aus sogenanntem Grünsalz[482]; tiefer liegen die

---

kommenden preußischen Wilhelmsbahn die Verbindung zur Oberschlesischen Eisenbahn geschaffen, die in Myslowitz (poln. Mysłowice) Anschluß an die bereits am 13. Oktober 1847 eröffnete Krakau-Oberschlesische Eisenbahn hatte, womit die Verbindung Wien/Breslau-Krakau hergestellt war.

[478] Boleslaw II., genannt der Wilde (poln. Bolesław II Cudaczny, der Sonderbare; tschech. Boleslav II. Lysý, der Kahle; ca. 1217–1278).

[479] Polen war in den Jahren 1772, 1793 und 1795 unter der Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich aufgeteilt worden.

[480] Die genannten Jahreszahlen sind durch nichts belegt.

[481] Längenmaß im Bergbau. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß sich Joseph Meyer bei seinen Angaben am preußischen Maßsystem orientierte; 1 preuß. Lachter = 2,0924 m. Überhaupt entspricht 1 Lachter im deutschsprachigen Raum stets ca. 2 Metern.

[482] Eisen(II)-sulfat ($FeSO_4$).

Stöcke des Spizasalzes[483], noch tiefer eine großblätterige, sehr geschätzte Gattung, Szidik[484] genannt. Alles Salz ist sehr fest und darum bedürfen die ausgehauenen Weitungen keiner Verzimmerung. Die Wasser gehen größtentheils auf Stollen ab und nur aus den tiefsten Punkten werden sie durch mechanische Kraft auf die Stollensohle gehoben. Uebrigens ist der Andrang der Wasser nicht groß; vielmehr ist Trockenheit hier, wie auf vielen andern Salzwerken, bemerklich. Die Grubenbaue reichen bis zu 280 Fuß Tiefe unter dem Meere. Alle Berge rund um Wielitzka bestehen aus jüngern Sandflötzen, dem sogenannten Karpathensandstein. Dieser gehört zur Gruppe des karpathischen Jura. In den Thonlagern, oft mit dem Salz selbst untermengt, kommen Braunkohlen, und letztere an manchen Stellen wohl zwei Fuß mächtig, vor. Sie werden indeß bei der Menge und Wohlfeilheit des Holzes um Wielitzka nicht benutzt.

Die Besichtigung der Werke ist Jedermann gestattet. Es bedarf dazu blos der Anmeldung bei dem Inspektor, und gewöhnlich wird einer der Offizianten selbst beauftragt, die Fremden zu begleiten, um ihren Zweck zu erleichtern. – Im Ankleidezimmer[485] eines der Schachthäuser wird die ganze Gesellschaft mit reinlichen, weißen Bergkitteln versehen, und den Fremden ist die Wahl freigestellt, ob sie auf Treppen, die von den Schächten niederführen, hinabsteigen, oder, schneller und nicht weniger sicher, mittelst des Taues eingelassen seyn wollen. Die Treppe hat viele Absätze und Ruhepunkte und ist selbst für Damen bequem. Dennoch wählt die Mehrzahl die hurtigere Seilfahrt.

In diesem Fall werden die Grubengäste unter die Kaue[486] eines Hauptschachts geführt, an dessen Mündung sich der Göpel mit dem Fahrapparat befindet. Das über eine sehr dicke Welle laufende Tau trägt, über der Mitte des Fahrschachts hängend, eine dreifache Reihe von Gurtsitzen. Auf der ersten nimmt eine Schaar schwarzbekittelter Grubenjungen Platz, mit Lampen in den Händen; ihnen folgen, auf der zweiten Sitzreihe, ein Steiger und zwei Bergknappen, und die dritte nehmen die Gäste ein. Ist dies geordnet, so stimmen, auf einen Wink des Steigers, die Grubenjungen ein Bergmannslied an, die Welle geräth in Bewegung, bebend schwankt die Menschenlast über den finstern Abgrund: es rasselt das Tau – ein Augenblick noch! und hinab fährt's mit reißender Schnelligkeit. Nach zwei angstvollen Minuten fühlt man wieder festen Boden unter seinen Füßen, man steht dreihundert Fuß tief im finstern Schooß der Erde.

Anfänglich sind die Sinne befangen und betäubt, und es gehört für den Neuling solcher Szenen einige Zeit dazu, um sich zu fassen und Herr der Eindrücke zu werden, welche das wundervolle Schauspiel um ihn her veranlaßt. Der Berggesang ist verstummt; ein helles „Glückauf!" erschallt, es hallt in den Strecken und Räumen vielfach wieder, und die Führer fordern zur unterirdischen Wanderung auf. Jeder Gast bekommt ein Grubenlicht in die Hand und die Reise beginnt. Man befindet sich in der ersten Etage des unterirdischen Baus. Bald auf breiten, bald auf schmalen Gängen, bald Treppen auf, bald Treppen ab geht's fort aus einem Saale, aus einer Grotte in die andere. Salzstalaktiten hängen an Decken und Wänden und in den tausend und aber tausend Krystallspiegeln bricht sich das Grubenlicht funkelnd in allen Farben. Es ist ein feenartiger Anblick, der die Sinne bezaubert. Der Glanzpunkt dieser ersten Etage ist die Antonius-Kapelle[487]. Sie ist ganz aus dem reinen, weißen Steinsalz gehauen. Schmuck und Ausstattung derselben bestehen aus rosenrothem Salzfels; so die Säulen, der Altar, die Kanzel, die Statuen der Heiligen, die Chorstühle, Skulpturen und Dekorationen. Man kann sich nichts Imposanteres denken, als wenn 100 Wachskerzen dieses Gotteshaus erleuchten und die in reinlicher, kleidsamer Tracht versammelten Bergknappen dem großen Bergherrn ihren Lobgesang darbringen, oder die schwarzen Männergestalten, im weiten Halbkreise um den administrirenden Priester knieend, in tiefer Andacht ein stilles Gebet verrichten.

Aus der Antonius-Kapelle führt ein langer, hoher Gang am Füllort des Antoniusschachts vorüber, wo das rege Treiben des Grubenlebens zu der ernsten Szenerie am Orte der Andacht einen schneidenden Kontrast bildet. Peitschenknall und Pferdegewieher schallen, auf eisernen Wegen knarren die schwer-

[483] Halit (griech. ἁλός, halós, „Salz"; NaCl).

[484] Szybiker Salz (Halit; s. o.).

[485] In der Waschkaue.

[486] Mit Kaue wird allgemein ein Raum bezeichnet, der sich über Tage befindet.

[487] Poln. Kaplica Św. Antoniego.

beladenen Förderwagen vorbei, und ganze Reihen von Berghunden, hoch mit Salz befrachtet, rasseln daher, an jedem ein Lämpchen hängend und hinter jedem ein Junge, der ihn keuchend vor sich hinstößt. Ihnen entgegen kommen die leeren Züge mit ihren jauchzenden Begleitern, und das Zurufen der Anschläger[488] und der Premser[489] in den Strecken und am Füllort vermehrt den chaotischen Lärm. Doch herrscht bei allem scheinbaren Gewühl der Geist der Ordnung vor; Jeder wirkt für den Zweck, wie in einer gut construirten Maschine das einzelne Rad.

Durch ein gemauertes, bei Feierlichkeiten prächtig erleuchtetes Portal gelangt man zu einem Gang, der auf 120 in Salz gehauenen Stufen zu der Kammer Michalowic[490] hinführt.

Ihr Anblick setzt in Erstaunen. Das an den Schein der Grubenlampe nicht gewöhnte Auge bemüht sich vergeblich, den Raum zu fassen; nur rathend schweift es in den dunklen Fernen. Im tiefen Hintergrunde hängt ein ungeheuerer Kronleuchter, auf dem 400 Kerzen Platz finden. Er ist ganz aus weißem Krystallsalz gefertigt. Bei Anwesenheit hoher Gäste wird er angezündet, und auf in der Höhe angebrachten Balkonen sind dann Musikchöre und die Liedertafel der Bergknappen plaçirt. Wunderbar ist die Wirkung der Töne in dieser Halle, denn indem sie an den harten Salzwänden abprallen, wie von einem natürlichen Resonanzboden, so verschmelzen sie so in einander, daß der Zuhörer kaum errathen kann, von welcher Seite sie eigentlich herkommen. –

Durch eine Stiege leitet der Führer in die tiefste Sohle des ungeheuern Raums, und von da wieder Treppen hinan und über Terrassen hin, unter dem großen Lüstre weg, zu einer mit Geländer versehenen Empore. Neuer, überraschender Anblick! Schwalbennestern ähnlich kleben Bühnen an den senkrechten, oder überhängenden Felswänden in schwindelnder Höhe, durch gebrechliche Leitern mit einander verbunden. Bon jeder Bühne blinken Grubenlichter, wie Sternchen, und es dröhnen die Schläge zum Spalten des Gesteins, das prasselnd auf den Boden herabfällt. Ueberall ist's lebendig. Von Sprosse zu Sprosse sieht man auf den schwindlichen Fahrten die behenden Bergleute hinauf und hinab klimmen, in einer Hand die Lampe, mit der andern die Leiter fassend. Dunkle, niedrige Gänge öffnen sich da und dort an den Wänden, Gestalten erscheinen und verschwinden in denselben, man denkt unwillkührlich an Berggeister und Rübezahl.

Die ganze Pracht dieses Saals offenbart sich dann, wenn, wie bei feierlichen Anlässen geschieht, bengalisches Feuer denselben erleuchtet. Sein Eindruck wird nie aus der Erinnerung schwinden. Eine enge Treppe hinab leitet nun der Führer in den 330 Lachter langen Querschlag Lichtenfels[491], welcher mit einer Reihe geräumiger Kammern, in denen eine Menge Bergleute beschäftigt sind, in Verbindung steht. An einer Stelle, von einer hölzernen Brücke, blickt man mit Grausen durch einen Abgrund in den dritthalbhundert Fuß tiefer liegenden Verhau Kloski[492], wo die Knappen nur wie handlange Gnomen erscheinen und ihre Grubenlichter wie Diamanten funkeln. – Durch Strecken und Verhaue, Stiegen auf und ab, wird die Kammer Hrdina[493] erreicht, wo das Steinsalz so fest ist, daß es nur durch Sprengen mit Pulver gewonnen werden kann. Aus weiter Ferne schon hört man das Schießen wie dumpfen Kanonendonner, und in der Nähe wird es so schreckhaft, daß Jeder eilt, fortzukommen. Weit lieber weilt man da, wo die Häuer die verschrämten[494] Salzwände mit Seilen und großen Hämmern ablösen und ein letzter Schlag hinreicht, um Massen von vielen Tonnen herabzustürzen. – Auf der weitern Fahrt wird dem Gaste eine große Ueberraschung durch den Anblick eines unterirdischen Salzsees, an dessen acherontischem[495] Ufer eine Gondel zur Ueberfahrt einladet. Man steigt ein, vier rüstige Bergknappen ergreifen die Ruder, die Ufer verschwinden, und aus dem ruhigen Wasserspiegel glitzern die Grubenlichter herauf,

---

[488] „im bergwerk heiszt der knappe anschläger, welcher durch anschlagen das zeichen zum hinaufziehen der kübel gibt" (DWG, Bd. 1, Sp. 443).

[489] Der Bremser (von Premse, der „Vorrichtung in den Windmühlen, wodurch man die Flügel zum Stillestehen bringt"; Krünitz, 117. Bd., 240).

[490] Poln. komora Michałowice.

[491] Poln. Rarańcza.

[492] Poln. komora Kloski.

[493] Poln. komora Hrdina.

[494] „schrämen, […] etwas einhauen" (DWG, Bd. 15, Sp. 1626).

[495] Siehe hierzu S. 33, Anm. 96.

wie die Kerzen aus einem Feenschloß. Der See ist an 6 Klafter[496] tief, und am andern Ende desselben drückt sich das hohe und weite Gewölbe zu einer so niedrigen und schmalen Kluft zusammen, daß sie kaum groß genug ist, den Nachen zu fassen. Die Vorstellung einer Höllenfahrt erscheint hier als Wirklichkeit; bebend und ganz verdutzt beugt sich der Tourist auf den Boden des Nachens nieder und läßt sich willenlos durch den Schlund rudern, bis ihn der Führer erinnert, daß die Wasserfahrt zu Ende sey. Er sieht sich nun in einer Grotte, von deren Wänden die frisch angeschossenen Salzkrystalle wie Rubinen und Smaragden strahlen. In einer Nische steht eine Statue. Ueber ihrem Haupte hängt eine Lampe und das von den Spiegelflächen der Salzkrystalle zurückgeworfene Licht umgibt die Bildsäule mit einem Heiligenscheine, der die Gläubigen zur Ehrfurcht hinreißt. Oft sieht man hier Bergleute im Gebet knieen. –

Den Beschluß der Grubenfahrt macht gewöhnlich der große Saal Letow[497], der, aus reinem Salz ausgehauen, durch sechs Lüstres aus Krystallsalz erleuchtet wird. Ueber einem prächtigen Portal ist eine Gallerie, auf welcher 200 Musikanten Platz finden. Dieser Raum dient bei der Anwesenheit des Kaisers zum Banket- und Ballsaale; er faßt über 1500 Menschen. Ein solches Fest, tief im Bauche der Erde, wo bei der glänzendsten Beleuchtung sich die Pracht und der Schmuck eines kaiserlichen Hofs entfaltet, ist keine Feder zu beschreiben im Stande. Die Ausfahrt aus diesem Saale folgt entweder mittelst des Seils durch den Tageschacht Danielowic[498], oder durch die bequeme Wechselstiege im Schachte Franciscі[499].

Es ist sehr zu bedauern, daß gegenwärtig die Krone aller Wunder Wielitzka's, die berühmte Kammer Przykosz[500] mit ihrem großen Salzsee, ohne Gefahr nicht mehr fahrbar ist, indem sie, 1834, theilweise mit Bergen verstürzt werden mußte. Da sie aber wohl später wieder aufgeräumt werden wird, so findet die Beschreibung eines Besuchs derselben hier eine passende Stelle. – „Es ist ein unermeßlicher Saal, dessen Wölbung in einer, dem Auge unsichtbaren Höhe verschwindet. Ein See von gesättigter Soole, schwarz von Farbe, nimmt den ganzen untersten Rand ein; überhängende Salzfelswände, die mehre hundert Fuß hoch scheinen, umschließen sein Ufer. Nichts ist weiter vorhanden, als eine Art Damm mit einer Brustlehne. Der Kahn wird bestiegen, er stößt ab, gleitet ohne Schwanken auf der spiegelglatten Oberfläche hin und verliert sich in einer tiefen, düsteren Schlucht, wo er landet. Da hebt erst ganz leise, dann aufsteigend zu immer kräftigern Tönen, eine schwermüthige Musik an; es sind Töne, die aus einer andern Welt zu kommen scheinen, denn das Auge müht sich vergeblich ab, ihre Urheber zu entdecken. Kaum hat das Adagio geendigt, so öffnet sich ein Höllenrachen in der Tiefe, Flammen züngeln heraus, er sprudelt Feuergarben gegen die glitzernden Wände. Das bengalische Feuer wandelt die Finsterniß in die Helle des Tags, auf den Bühnen rufen, in festlicher Tracht aufgestellt, Knappen ihr dreimaliges Glückauf! und dann beginnen sie mit kräftigen Männerstimmen ihren Berggesang. Er schweigt – die Feuer erlöschen: – da steigen noch einmal tausend Raketen vom See auf, beleuchten die Wölbung und enthüllen auf Augenblicke die unermeßliche Höhe. Auch sie erlöschen und Alles sinkt in Finsterniß zurück."[501]

Solche Schauspiele bietet Wielitzka dann dar, wenn ein Knappenfest gefeiert wird, oder hohe Gäste anwesend sind. Uebrigens ist es nichts weniger als angenehm, die Fahrt bei einem großen Andrang von Besuchern zu machen, denn die Gefahren sind alsdann keine eingebildeten mehr. Die Menge drückt sich in den engen Passagen und Strecken, man wird fortgeschoben und eingezwängt, so daß man erstikken möchte, und selten geht ein solcher Tag ohne Unheil vorüber.

---

[496] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

[497] Poln. Sala Balowa Łętów.

[498] Poln. szyb Daniłowicza.

[499] Poln. szyb Franciszka.

[500] Poln. komora Przykos.

[501] Äußerst frei zitiert aus dem namentlich nicht gezeichneten Artikel „Das Salzbergwerk von Wieliczka" in der Zeitschrift: „Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" (München: J. G. Cotta 1833), Nr. 225, S. 900.

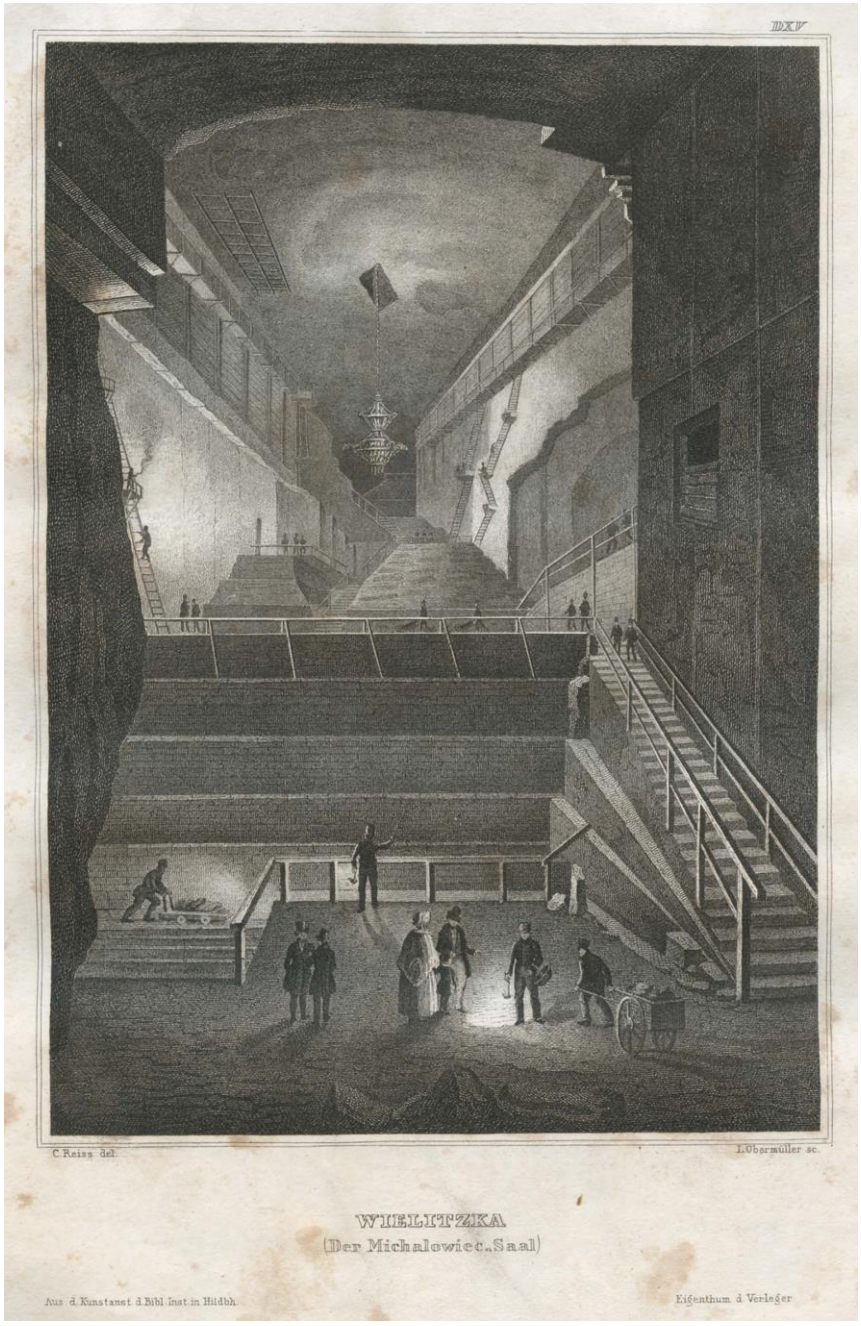
Wielitzka liefert jährlich etwa 2 Millionen Zentner Salz, mit dessen Gewinnung 1300 Bergleute beschäftigt werden. Die Produktionsfähigkeit des Werks ist aber viel größer; ja es würde die ganze österreichische Monarchie mit Vortheil versehen können, sobald die Eisenbahnen eine billige Verfrachtung in weite Entfernung gestatteten. Seit 300 Jahren sind an 500 Millionen Zentner Salz, im Verkaufswerthe von mehr als 1000 Millionen Gulden[502], hier erbeutet worden, und doch ist, wenn man die Mächtigkeit und die Ausdehnung der Lagerstätten erwägt, dieß ungeheuere Quantum erst ein Tropfen aus dem vollen Eimer. Mutter Natur ist überall dieselbe. In ihren besten Gaben ist sie am überschwänglichsten, ihre Mannakörner streut sie nirgends karg und einzeln aus: mit vollen Händen hat sie solche in den Schooß der Erde gelegt. Aber ist es Recht, wenn Diejenigen, welche sich das Eigenthum derselben angemaßt, mit Zehntner- und Zöllnerhänden die Manna sammeln und um den Ueberfluß den Stachelgürtel schlagen, damit sich Niemand dessen freuen könne? Wie viele Frohn- und Steuertage stehen neben jedem Aerndtetage und wie selten trinkt der den Wein, der den Weinberg mit seinem Schweiße düngt und mühsam die Trauben keltert! Die Erde ist so schön und so reich und wohl überall ein Paradies zu nennen, wären nicht immer so viele Hände thätig, sie schwarz auszuschlagen und das lichte Herrgottshaus zu einem Trauersaal zu machen.

Doch die Völker sind wie die Kinder. Wenn es auch möglich wäre, die ganze Erde in einen Gottesacker zu verwandeln, sie würden sich doch ihr Gärtchen hinein bauen, und beträge man sie um die Seligkeit in der Gegenwart, sie bauten sich ihren Himmel in die Zukunft. Kinder haben keine Nemesis[503] zu fürchten, denn sie sind unschuldig; wehe aber Denen, die ihnen Uebles thun; denn schon die Schrift sagt: „Wer einem Kinde Leid anthut, der ist vor Gott dreifach schuldig.“[504] –

[502] Siehe hierzu S. 38, Anm. 118.

[503] Siehe hierzu S. 7, Anm. 4.

[504] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.


DXV
C. Reiss del.
L. Obermüller sc.
WIELITZKA
(Der Michalowiec-Saal)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 164-166.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 64-66.

DXIX. Der Rheinwaldgletscher und die Quelle des Hinterrheins.

Ein Bild aus der Alpenwelt! –

Nirgends wird die Kunst so zum Stümper, als wenn sie der Natur in ihrer einfachen Größe begegnet. Ihre Aufgabe ist überall leicht, wo Putz und bunter Flitter ihre Palette beschäftigen und die Koketterie der Formen ihrem Stift zu thun gibt. Es ist nicht schwer, Bilder zu schaffen voller Draperie und Maske, hinter welcher keine Verkörperung, kein Mienenspiel, kein Dollmetsch großer Affekte, kein Verräther gewaltiger Schöpfungsthätigkeit sichtbar ist und noch leichter wird es gelingen, Genre-Bildchen zu malen, Bildchen, wie sie die Natur aufgestellt hat überall, und zum Copiren gleichsam schon in Rahmen hangen. Versteigt sich aber der wahre Künstler in die Regionen der Hochalpenwelt zu den Zeugen des ersten Akts der Schöpfung, in jenes starre, stille Reich der ewigen Kälte, wo keine bunte Szenerie die Sinne fesselt und nur flüchtige, ätherische Nebelgestalten um die glänzenden Eishörner und grauen Felszacken huschen, – vernichtet wird er dastehen und sein Vorsatz, da droben ein Bild zu malen, wird ihm vorkommen, wie ein kindischer Einfall, oder wie eine Lästerung Gottes. – Nur der Stümper – der wird auch da keck und ungerührt nach seinem Farbkasten greifen – und gewiß ein Stümper ist es gewesen, der das Skizzenbuch für unser Bildchen aufschlug.

An der östlichen Seite vom Gebirgsknoten des Sankt Gotthardt, an dessen Abhang nach Graubündten zu, hinter dem Muschelhorn, wo ungeheuere Eismassen um. die Füße unersteiglicher Firnen lagern, prangt der Rheinwaldgletscher 4548 Fuß hoch. Geborsten und zerklüftet nach allen Richtungen rinnt, quillt und rieselt aus seinen tausend Sprüngen und Ritzen, wie aus geöffneten Adern, krystallhelles Wasser hervor und stürzt sich in kleinen Kaskaden hinab zur Tiefe. Dort unten, zwischen umherliegenden Felsblöcken, sammelt es sich zu einem schäumen den Bach, der rasch durch immergrüne Matten den Thälern des Graubündtner Landes zueilt. Dieß ist die Wiege des Hinterrheins, eine Wiege überaus herrlich und des Stromes würdig, an dem die Freiheit ihre ältesten Wohnsitze gebaut hat. Dreizehn hohe, stäubende Wasserfälle, in denen das Licht sich in allen Farben bricht, steigen von den Firnen zu seinem Bette nieder und einigen ihre Fluthen jubelnd mit den seinigen. Wie ein junger Herkules zerdrückt er hier schon seine Schlangen, indem er hemmende Felsblöcke wegräumt, hausdicke Eis schollen durchbohrt und unter weit überhängenden Steinwänden weg sich den Pfad zum herrlichen Rheinwaldthal hinab wühlt, wo er mit den Zwillingsbrüdern, dem Vorder- und Mittel-Rhein, seine Vereinigung feiert. Der junge Rhein ist eines freien Volkes rechtes Abbild. Bei jedem Widerstande, den er in seinem Laufe erfährt, braucht er seine Kraft, reißt das Pfahlwerk aus seinen Ufern, untergräbt die Dämme und führt ganze Strecken fruchtbaren Wiesenlandes mit fort. Jedes Jahr erneuert sich zwar das Streben, den Strom in Fesseln zu legen; – große Felsblöcke werden an sein Ufer gewälzt, spitzige Balken 20 bis 30 Fuß tief eingeschlagen und durch starkes Flechtwerk verbunden, mitten in dem Strome Kopfwehren aufgerichtet, seine Gewässer zu trennen und, getrennt, zu zwingen; aber jedes Jahr reißt er seine Fesseln in Stücken. Und wie er, so sind die Menschen, die ihm anwohnen. Sie hüten ihre Rechte mit Argusaugen. In keiner Gegend der Schweiz findet die Freiheit entschlossenere Männer, in keiner auch

hat der freie Mann ein so passendes Gepräge. Sein offner Blick kommt aus dem offnen Herzen. Zu stolz, sich zu verstellen, und zu muthig, seine Gefühle zu verbergen, spricht jede Muskel seinen Gedanken mit aus, und er mag lieben oder hassen, spielen oder lachen – so lieben und lachen, hassen und zürnen Arm und Wange, Hand und Fuß mit. In seiner Hütte jubelt die Freude froher als in Palästen, sie sitzt Bettlern

XIX
DER RHEINWALD-GLETSCHER IN DER SCHWEIZ
(Die Rheinquelle)
Aus d Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

im Gesicht. Ungebeugt trägt selbst die Armuth den Nacken, denn hoch stützt ihn die Freiheit. Diese lebt bewußtvoll im Volke und mit Würde tagt sie auf den Landgemeinden, obschon sie oft barfuß geht und in schlechtem, leinenen Kittel. Da spricht sie und rathet, da ordnet sie und herrscht und straft – und alles das, ohne einen Pfennig dafür zu fordern: denn in Graubündten ist die Obrigkeit ein Amt der Ehre und nicht ein Amt des Geldes, und als das Produkt des Vertrauens der frei wählenden Bürger gilt sie den Besten als eine Zierde.

Nicht ein Wohnsitz blos, auch eine Wiege der Freiheit ist das Quellland des Rheins. Vor einhalbtausend Jahren stiegen die Hirten der Alp, welche der junge Strom netzt, hinab in die weitern Thalgelände und schwuren mit den Männern Ober-Rhätiens[505] den grauen Bund[506]. Barone, Grafen, Edle, Aebte und Bischöfe nisteten in den Gebirgsthälern und übten rohe Gewalt und frechen Raub an den alten Gerechtsamen und der alten Freiheit des Volks, und kränkten es durch unerträgliche Hoffart. „Ein Mensch ist von der Natur und von Gott so viel wie der andere“ stand geschrieben in ihrer Urfehde[507], und des Zustands Widerspruch mit dieser ein fachen Wahrheit konnten die festen Seelen nicht gewöhnen. Drum thaten sich entschlossene Männer zusammen, erschlugen ihre Vögte und Freiherren, vertrieben die Aebte und verbrannten die Klöster und Burgen. So sind die Graubündtner damals frei geworden, wie ihre Väter es vordem gewesen, und so hat der graue Bund sein Grütli[508] so gut, wie die Eidgenossenschaft der drei Urkantone[509].

Es ist in unserer Zeit des Schilderns viel über schweizerische Zustände und an reichlichem Auftrag der Schattenfarben ist selten ein Mangel. Macht doch Mancher gar ein Nachtstück daraus und staffirt es dazu mit Höllen-Breughel[510]-Fratzen, daß Einem wehe wird. Ich meines Theils denke, in einem Volke, wo Glauben und Wissen der Freiheit so in Bein und Fleisch hinein gewachsen sind und wo der Freiheitstrieb sich so consequent entwickelt hat, als im Schweizervolke, ist das Wieder-Zurechtfinden eine unerläßliche Folge von jedem Absprung. Auch der junge Rhein, nachdem er sich auf Feldern und Wiesen getummelt hat, wenn ihn das Kraftgefühl sticht, findet jedes Mal sein Bett wieder. Parteiungen und Streit ist die nothwendige Folge jeder Freiheitsübung. Reiben müssen sich Stein und Stahl, daß der Funke herausbreche, die Mutter des wärmenden und erhellenden Feuers – und wehe Euch Schweizern um Eurer Freiheit, wenn Ruhe und Stille einziehen in Euer öffentliches Leben und die Nachbarn sagen: – „Ihr seyd glücklich.“ –

[505] Lat. Raetia (dt. Rätien bzw. Rhätia), eine röm. Provinz, benannt nach dem Stamm der Räter; sie umfaßte das nördl. Alpenvorland zwischen südöstl. Schwarzwald, Donau und Inn und reichte im Süden von den Tessiner Alpen über Graubünden und einen Teil Nordtirols bis zum oberen Teil des Eisacktals (ital. Isarca).

[506] Der am 14. Februar 1395 von den drei „Hauptherren“ des Vorderrheintals, nämlich Johannes von Ilanz († 1401), seit 1367 Abt des Klosters Disentis, als Hauptinitiator, dem Freiherrn Ulrich II. von Rhäzüns (1367–1412) und dem Freiherrn Albert von Sax-Misox († 1406) gegründete „Graue Bund“.

[507] Die Urfehde (auch Urphed, Urphede, Urpfedt, Unfehde) war ein mittelalterl. Rechtsinstitut, das den beeideten Fehdeverzicht (heute landläufig als kriegerische Handlung verstanden) bedeutete. Der Bruch der Urfehde wurde deshalb als Meineid verfolgt und bestraft.

[508] Veraltet für Rütli.

[509] Uri, Schwyz und Unterwalden.

[510] Pieter Brueghel d. J., genannt Höllenbreughel (fläm. Pieter Brueghel de Jonge, de Helse Brueghel; 1564–1638).